



ABSCHLUSSBERICHT

Bundesweite Studie zu den Auswirkungen des terroristischen Anschlags am 7. Oktober 2023

*auf jüdische und israelische Communities
in Deutschland*

AUTORINNEN

Marina Chernivsky, Friederike Lorenz-Sinai,
Sophia Hoppe und Hanne Balzer

Gefördert durch:



Antidiskriminierungsstelle
des Bundes

IN KOOPERATION MIT:



ABSCHLUSSBERICHT

Bundesweite Studie zu den Auswirkungen des terroristischen Anschlags am 7. Oktober 2023

*auf jüdische und israelische Communities
in Deutschland*

AUTORINNEN

Marina Chernivsky, Friederike Lorenz-Sinai,
Sophia Hoppe und Hanne Balzer

STUDIENLEITUNGEN

Marina Chernivsky und Friederike Lorenz-Sinai

Berlin, Oktober 2026

»for me October 7th (.) as I said it's a date that (.) by definition changed my life completely (.) and in a way made me understand that what I (.) what I saw before (.) was not (.) what I experienced before what I felt before was not (.) clear enough (.) within the background of my family and all of us' family so it's not a personal story, it's (.) resonates with all the community of the jewish people (.) this grief this (.) pain this (.) extreme violent antisemitism that its purpose is to basically erase us (.) as an Israeli person that grow up with the idea of the Holocaust of course [...] we (.) I had this believe that (.) this can't happen again (.) you know (..) and this was a story of the past for me (.) something that is connected to my ancestors« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40, gebürtig aus Israel)

»wahrscheinlich werden wir irgendwie noch eine Weile überleben irgendwie (.) aber die Räume dafür (.) es gibt immer weniger Räume dafür (.) die Räume dafür werden rarer sozusagen und also es fühlt sich auch für mich an wie so eine Schlinge die sich langsam (.) einfach zuzieht (.) langsam (.) aber es wird immer enger und es gibt einfach immer mehr Räume die man meiden muss weil die Räume werden sich nicht öffnen für mich (.) die werden sich nicht verändern (.) das heißt um mich zu schützen muss ich diese Räume meiden (.) und ich nehme mal an das ist (.) das ist etwas was sich wiederholt also es fühlt sich danach an dass das etwas ist was nicht (.) das erste Mal so war für jüdische Menschen (.) also irgendwie wie so eine historische Wiederholung aber deswegen ist es umso wichtiger sich damit zu beschäftigen also mit der Geschichte mit den Traditionen weil bisher eben die Geschichte auch gezeigt hat dass es nicht hilft und nicht rettet sich anzupassen« (Interviewpartnerin 33, Ende 30, gebürtig aus der Ukraine)

Inhalt

1	Einleitung	8
2	Forschungsstand	16
3	Theoretischer Rahmen der Studie	22
4	Methodologie und Methode	24
4.1	Forschungsziel	25
4.2	Methoden der Datenerhebung	25
4.3	Feldzugang und Sample	29
4.3.1	Feldzugang	29
4.3.2	Sample	30
4.4	Methode der Datenauswertung	31
5	Ausgewählte Befunde	33
5.1	7. Oktober – lebensgeschichtliche (Be-)Deutungen	34
5.1.1	Emotionale Überwältigung	34
5.1.2	Lebensgeschichtliche Bezüge	38
5.1.3	Reaktivierung früherer Erfahrungen mit Terror und Krieg	42
5.1.4	Zusammenfassung	46
5.2	Der 8. Oktober – Reaktionen des nichtjüdischen Umfelds	48
5.2.1	Modus der Verherrlichung der Massaker	50
5.2.2	Modus des Schweigens und der Ausblendung	51
5.2.3	Modus der offensiven Konfrontation	53
5.2.4	Modus der doppelten Standards für jüdische Betroffene von Gewalt und Terror	60
5.2.5	Modus der Schuldzuweisung	62
5.2.6	Modus der diskursiven und politischen Benutzung jüdischer Positionen	63
5.2.7	Zusammenfassung	65

5.3	Psychophysiologische Auswirkungen des 7. Oktober	66
5.3.1	Anzeichen sekundärer Traumatisierung	67
5.3.2	Wirkung der digital vermittelten Gewalt	69
5.3.3	Intrusionen zu Bildern vom 7. Oktober	72
5.3.4	Transgenerationale Reaktualisierung	75
5.3.5	Angst als Reaktion auf den 7. Oktober	78
5.3.6	Normalisierung im zeitlichen Verlauf	81
5.3.7	Auswirkungen auf die Gesundheit im zeitlichen Verlauf	84
5.3.8	Zusammenfassung	88
5.4	Auswirkungen auf die Teilhabe am öffentlichen Leben	89
5.4.1	Zur Wirkung antisemitischer Bildsprache und Demonstrationen im Wohnumfeld	90
5.4.2	Auswirkung auf das Sicherheitsgefühl an queeren Orten	93
5.4.3	Diskriminierung im öffentlichen Nahverkehr	95
5.4.4	Verbale Übergriffe im Kontext von Ärzt:innenbesuchen	96
5.4.5	Rückzug aus öffentlichen und digitalen Räumen	98
5.4.6	Zusammenfassung	100
5.5	Diskriminierung am Arbeitsplatz	101
5.5.1	Auswirkungen auf kollegiale Beziehungen	101
5.5.2	Diskriminierungserfahrungen im Berufsleben	103
5.5.3	Stiller und expliziter Boykott	104
5.5.4	Veränderungen und Kontinuitäten am Arbeitsplatz	105
5.5.5	Zusammenfassung	111
5.6	Auswirkungen auf den Bildungsbereich	112
5.6.1	Dilemmata jüdischer Eltern in Bildung und Erziehung	112
5.6.2	Antisemitische Angriffe im Kontext von Schulen	114
5.6.3	Antisemitismus und Exklusion im Kontext von Hochschulen	118
5.6.4	Zusammenfassung	126
5.7	Thematisierung des Kriegs im Gazastreifen und der politischen Situation in Israel	128
5.7.1	Biografische Nähe zu den Orten des Geschehens	128
5.7.2	Anerkennung von Leid und Positionierungen	132
5.7.3	Kritik an unterschiedlichen Ausblendungen von Leid und Verantwortung	135

5.7.4	Auseinandersetzung mit der eigenen Beziehung zu Israel	138
5.7.5	Zusammenfassung	141
5.8	Interviews nach der Freilassung der überlebenden Geiseln und dem Abkommen im Oktober 2025	142
5.8.1	Zeitempfinden	143
5.8.2	Kollektive Erleichterung und bleibende Belastungen	147
5.8.3	Zusammenfassung	154
5.9	Perspektiven jüdischer Kinder und Jugendlicher	155
5.9.1	Jüdische Kindheitsforschung	155
5.9.2	Kindliches Erleben des 7. Oktober in Israel: »als der Krieg angefangen hat«	157
5.9.3	Assoziationen zu jüdischer Zugehörigkeit, Community und Judenhass: »ich finde ganz toll ein Jude zu sein«	162
5.9.4	Frühe Übernahme einer ausgleichenden, vermittelnden Rolle im Kita- und Schulkontext	164
5.9.5	Zwischen Sichtbarkeit und Sicherheit: »I don't feel (.) really in generally safe to be who I am«	167
5.9.6	Erwartung einer negativen Bewertung: »just because I'm Jewish or just because I'm from Israel«	169
5.9.7	Wahrnehmung von Antisemitismus: »the cycle of antisemitism«	171
5.9.8	Zusammenfassung	175
5.10	Innerjüdische Kohäsion, Empowerment und communityorientierte Unterstützung	176
5.10.1	Innerjüdische Kohäsion	177
5.10.1.1	Zusammenrücken und innerjüdische Kohäsion	178
5.10.1.2	Auseinandersetzung mit dem Verständnis von jüdischer Community	183
5.10.1.3	Jüdische Community als Ressource für Empowerment	185
5.10.2	Empowerment und Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit nach dem 7. Oktober	186
5.10.2.1	Aktivismus zwischen Ohnmacht und Handlungsfähigkeit	187
5.10.2.2	Handlungsfähigkeit durch die Gestaltung des eigenen Lebens	190
5.10.2.3	Sichtbarmachen jüdischer Identität als Empowerment	197

5.10.3	Communityorientierte Unterstützung	201
5.10.3.1	Communityorientierte Organisationen als Unterstützungsstruktur	201
5.10.3.2	Selbstorganisierte Räume und zwischenmenschliche Unterstützung	209
5.10.4	Zusammenfassung	213
6	Diskussion der Befunde	215
6.1	Der 7. Oktober als (kollektive) Überwältigungserfahrung	217
6.2	Der 8. Oktober – Modi gesellschaftlicher Reaktionen	219
6.3	Psychophysiologische Auswirkungen, kollektive Erleichterung und bleibende Belastung	220
6.4	Auswirkungen im öffentlichen Raum, Beruf und Bildung	222
6.5	Thematisierung des Kriegs im Gazastreifen und der politischen Situation in Israel	225
6.6	Auswirkungen auf jüdische Kinder und Jugendliche	226
6.7	Innerjüdische Kohäsion, Empowerment und Unterstützungsstrukturen	227
7	Empfehlungen auf Basis der Befunde	230
	Literaturverzeichnis	236
	Impressum	246

1 Einleitung

Jedem Antisemitismus ist die Konstruktion angeblicher jüdischer Täterschaft als wiederkehrendes Strukturmoment antisemitischer Weltdeutung eingeschrieben (vgl. Quindeau 2025). Die Wirkmächtigkeit der Macht- und Weltherrschaftsfantasien über Juden¹ wäre ohne diese Konstruktion nicht denkbar. So wurden und werden Pogrome sowie mörderische Handlungen gegen Juden von jeher als gerechte Auflehnung gegen eine imaginierte Übermacht gedeutet: als natürlicher Volkszorn und Widerstand einer Volksgemeinschaft, als moralisch richtige Auflehnung gegen die Juden als vermeintlich fremde, nicht zugehörige Unterdrücker der indigenen, rechtmäßigen Bevölkerung. Nach der Shoah erhält diese Konstruktion im Modus der Täter-Opfer-Umkehr eine spezifische entlastende Funktion (vgl. ebd.). Mit Israel steht zugleich eine neue Projektionsfläche zur Verfügung, auf der tradierte antisemitische Imaginationen aktualisiert und Juden stellvertretend und kollektivierend für den Staat Israel in die Position gegenwärtiger Täter verschoben werden können (vgl. Holz / Haury 2021). In diese Tradition konnten sich die Täter des 7. Oktober 2023 einreihen: Das größte und tödlichste Massaker an Jüdinnen:Juden seit der Shoah, das in den Grenzen des israelischen Kernlandes verübt wurde, konnten die Täter als vermeintlichen Widerstandsakt inszenieren – in der Erwartung, dass die Gewalt von Teilen der nichtjüdischen Öffentlichkeit als politisch erklärbar und damit zumindest partiell als legitim gedeutet wird. Mit dieser historisch gelegten Legitimationsdeutung von Pogromen und extremer Gewalt gegen jüdische Communities konnten Teile der nichtjüdischen Öffentlichkeit in aller Welt sowohl öffentlich als auch im Privaten für sich die Fantasie entwickeln, das Morden, Vergewaltigen und Verschleppen von Kindern, Frauen und älteren Menschen habe doch eine gewisse Nachvollziehbarkeit. Eva Illouz schreibt angesichts der weltweiten gezeigten Relativierung und Schadenfreue bis hin zur Verherrlichung der Ereignisse im Kontext des 7. Oktobers: »Soweit ich mich erinnern kann, hat kein anderes Massaker [...] so viele Menschen glücklich gemacht« (Illouz 2025: 10).

Die diesem Abschlussbericht zugrundeliegende bundesweite Studie fragt jedoch nicht nach den Motiven und Zielen der Täter:innen und ihrer Unterstützer:innen. Ihr Erkenntnisinteresse richtet sich vielmehr darauf, wie jüdische und israelische Communities in Deutschland den 7. Oktober und die Zeit danach erfahren, einordnen und verarbeiten. Auf der Grundlage narrativer Interviews, Gruppendiskussionen und dokumentierter Selbstbeobachtungen von 118 Teilnehmenden im Alter zwischen 7 und 80 Jahren untersucht die Studie im Zeitraum von Februar 2024 bis März 2026, wie sich die genozidale

1 Im Anschluss an Astrid Messerschmidt (2026) gendern wir den Begriff »Juden« nicht, wenn es um die antisemitische Gruppenkonstruktion geht. Geht es um Jüdinnen:Juden als Subjekte und soziale Gruppe, gendern wir mit dem Doppelpunkt, womit auch nonbinäre Geschlechtsidentitäten von Jüdinnen:Juden sichtbar gemacht werden sollen.

Gewalt des 7. Oktober und ihre gesellschaftliche Aushandlung in Deutschland auf den Alltag der Studienteilnehmenden auswirken.

Antisemitismus war auch vor dem 7. Oktober in der deutschen Gesellschaft als soziale Praxis wirksam, die Jüdinnen:Juden in ihrer Teilhabe am öffentlichen Leben einschränkte und bedrohte. Damit ist Antisemitismus nicht nur als manifeste Einstellung oder einzelner Vorfall gefasst, sondern als Alltagsordnung, die sich in wiederkehrenden sozialen und institutionellen Praktiken auch ohne explizite antisemitische Intention vollzieht. Auch lange vor dem 7. Oktober nahm Antisemitismus gewaltförmige Züge an und griff in unterschiedliche soziale Lebensbereiche ein – in Schule, Arbeit, Studium und Nachbarschaft. Der 7. Oktober bildete jedoch den Ausgangspunkt einer weltweiten, bis heute anhaltenden Mobilisierung von Judenhass, in dem sich die antisemitische Fixierung auf Juden und Israel entgrenzt und totalisiert (vgl. Rensmann 2025).

An diesem Tag führten die Terrororganisationen Hamas und Islamischer Dschihad, teilweise unter Beteiligung von Zivilist:innen aus dem Gazastreifen, einen lang geplanten und groß angelegten Terrorangriff gegen Israel durch, bei dem mehr als 1.200 Menschen auf grausame Weise misshandelt und getötet wurden. Bei den Massakern wurden Tausende verletzt und 251 Menschen aller Altersgruppen wurden als Geiseln in den Gaza-Streifen verschleppt, was ein Kriegsverbrechen und einen schweren Verstoß gegen das Völkerrecht darstellt (vgl. Amnesty International 2025; Halperin-Kaddari / Ben-Or / Zagagi-Pinhas 2025). Der Terrorangriff hatte nicht nur unmittelbare Auswirkungen auf die aus verschiedenen Ländern kommenden Betroffenen und die gesamte israelische Bevölkerung, sondern löste weltweit Erschütterung innerhalb der jüdischen Diaspora aus. Um diese Wirkung auf jüdische und israelische Communities weltweit zu begreifen, ist der Umstand zentral, dass der Angriff vom 7. Oktober von der Hamas nicht nur militärisch geplant, sondern in hohem Maße ideologisch aufgeladen und strategisch angelegt wurde. Das Ziel der Terrororganisation war es, öffentlichkeitswirksam Macht gegenüber Israel und Juden zu demonstrieren und dadurch internationale Reaktionen hervorzurufen. Die Gewalt wurde nicht verborgen, sondern von den Tätern umfassend dokumentiert und gestreamt – mit ›Go Pro‹-Kameras, ihren eigenen Smartphones und über die Kanäle der Opfer. Die mediale Inszenierung der Gewalt vor der Weltöffentlichkeit durch die umgehende digitale Verbreitung der Aufnahmen erfolgte in der Erwartung, dass der Angriff – verstärkt durch die absehbare militärische und politische Reaktion Israels – als Provokation und Mobilisierungsmoment wirken würde. Dass Teile der internationalen Öffentlichkeit zögerlich und relativierend reagierten, entsprach der strategischen Kalkulation der Tätergruppen. Der Historiker Dan Diner schrieb in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wenige Wochen nach dem 7. Oktober, der Angriff

der Hamas sei kein gewöhnlicher terroristischer Anschlag gewesen, sondern eine jahrelang vorbereitete, minutiös durchgeführte Militäraktion, die den Israelis den Vernichtungstod in Aussicht stelle. Der Angriff habe nicht allein dem Staat Israel gegolten. Die exzessive Brutalität, die öffentliche Inszenierung und die massenhafte Verbreitung selbstproduzierter Bilder der Gewalt hätten auf die jüdische Diaspora gezielt und seien von Jüdinnen:Juden weltweit als genozidale Botschaft verstanden worden (vgl. Diner 2023). Diese Botschaft galt der israelischen Bevölkerung und den jüdischen Communities weltweit bis zur Befreiung der noch lebenden Geiseln im Oktober 2025 durch die gezielte und regelmäßige Verbreitung von inszenierten Aufnahmen, in denen die gequälten Geiseln zu Äußerungen und Handlungen, wie dem Schaufeln des eigenen Grabes, vor laufender Kamera gezwungen wurden.

Die systematisch dokumentierten Berichte von Überlebenden des 7. Oktober, forensische Analysen und audiovisuelle Dokumente belegen schwere Verbrechen an Zivilist:innen aller Altersgruppen (vgl. Rozovsky 2024; Amnesty International 2025). Der 2025 veröffentlichte Bericht »A Quest for Justice: October 7 and Beyond« zeigt, dass sexualisierte Gewalt gezielt und in organisierter Form eingesetzt wurde, als Instrument der Machtdemonstration und Demütigung (vgl. Halperin-Kaddari / Ben-Or / Zagagi-Pinhas 2025). Die von den Tätern selbst angefertigten Bild- und Tonaufnahmen dienen dabei nicht nur als Beweismaterial, sondern legen dem Bericht zufolge die ideologische Grundlage ihrer Taten offen: Sie dokumentieren tiefgelegten Judenhass, gezielte Tötungsabsicht und systematische Indoktrinierung. Es ist naheliegend, dass sich die Täter des 7. Oktober gezielt an den Gewalt-Skripten aus der Shoah orientierten, im Wissen um deren Bedeutung für Jüdinnen:Juden und die israelische Gesellschaft (vgl. Oz-Salzberger 2024; Ebbrecht-Hartmann / Hartmann 2023). Was also im Diskurs in Deutschland von Teilen der Öffentlichkeit als vermeintlicher Widerstandsakt gedeutet wird, war ein vorsätzlich verübtes, genozidales Massaker, verbunden mit Folter, Verstümmelungen, sexualisierter Gewalt, Entführungen und Misshandlungen von Geiseln sowie weiteren Anschlägen und kontinuierlichen andauernden Raketenangriffen auf die israelische Zivilbevölkerung.

In der israelischen Gesellschaft entfaltete der 7. Oktober ein hohes traumatisches Potenzial. Die Bilder der entfesselten Gewalt gegen schutzlose Zivilist:innen, die Zeugnisse von Überlebenden, die Geiselnahmen, der über zwei Jahre andauernde Krieg in Gaza und auch die innenpolitischen Zerwürfnisse hielten die israelische Gesellschaft bis zur Befreiung der letzten lebenden Geiseln und um Ende der Kriegshandlungen in einem Zustand andauernder Anspannung (vgl. u.a. Neria et al. 2025). Mehrere Studien in Israel zeigten einen (signifikanten) Anstieg anhaltender traumaassoziierter Reaktionen in der israelischen Bevölkerung und ordneten den 7. Oktober als ›mass trauma event‹ mit breiter gesellschaftlicher Reichweite ein

(vgl. u.a. Levi-Belz et al. 2024). Dabei bildete die über Monate und Jahre fortbestehende Ungewissheit über das Schicksal der Geiseln eine kollektivtraumatische Erfahrung eines bis dahin unbekannten Ausmaßes. Mehrere Studien verweisen verdichtet darauf, dass die Geiselnahmen nicht nur die unmittelbar betroffenen Familien, sondern weit darüber hinaus kollektive psychische Wirkungen entfalteten (vgl. ebd.). Die Ergebnisse einer 2024 veröffentlichten Studie mit 740 Erwachsenen in Israel zeigen, dass die fortdauernde Ungewissheit über das Schicksal der Geiseln auch in der breiteren Bevölkerung mit psychischer Belastung verbunden war und damit über den Kreis persönlich Betroffener als ›collective ambiguous loss‹ hinauswirkte (vgl. Yehene et al. 2024).

Die unmittelbar nach dem Massaker einsetzenden globalen antisemitischen Reaktionen – insbesondere die Verleugnung des antisemitischen Massakers – konfrontierten Jüdinnen:Juden in der Diaspora mit der Grundstruktur des Antisemitismus: die Konstruktion einer kollektiven, schuldhaften Täterschaft legitimierte die Gewalt des 7. Oktober und verstärkte die Angriffe auf Jüdinnen:Juden in der Diaspora. Die diskursive Instrumentalisierung des Kriegs und zivilen Leids im Gaza-Streifen diente dabei als Katalysator antisemitischer Ausbrüche. Rensmann (2025) beschreibt diese Dynamik als eine »ideologiegetriebene manichäische Konstruktion der Geschichte«, die das faktische Wissen um den langandauernden Konflikt verzerrt, Widersprüche ausschließt und die Komplexität zugunsten einer eindeutigen Schuldzuweisung auflöst. In dieser Grundstruktur des Antisemitismus wird »die gesamte Schuld für Konflikt, Unfrieden und Gewalt« ,›den Juden‹ und dem ›jüdischen Staat‹ zugeschrieben (vgl. ebd.: 58 f.). Rensmann spricht von einer »jüngsten globalen antiisraelischen Bewegung«, die sich nach den Massakern herausbildete (vgl. ebd.: 46). Globaler, politischer Antisemitismus, verstanden als ideologisch aufgeladenes, hermetisches Deutungs- und Identifikationsangebot, konnte bereits in der Vergangenheit breite gesellschaftliche Mobilisierung entfalten und zur Legitimation antisemitischer Programme genutzt werden. In Phasen autoritärer Strömungen – etwa während der Pandemie und nun erneut nach dem 7. Oktober – erfuhr diese Form ideologischer Weltdeutung eine Konjunktur und wirkt als Brückenphänomen zwischen unterschiedlichen politischen Milieus (vgl. Decker et al. 2024). Die erwartbare israelische Reaktion auf die Anschläge fungierte als Ventil, das antisemitische Narrative verstärkte und einen Legitimationsanker für antisemitische Empörungswellen lieferte (vgl. Brunner et al. 2024).

Mit der Eskalation des Hasses auf Israel formierte sich nun auch in Deutschland eine neue antisemitische Normalität, die sich auch in Vorfallszahlen abbildet. Der Anstieg antisemitischer Straftaten und Vorfälle (vgl. Bundesverband RIAS e.V. 2024) als auch das sprunghaft gewachsene Fallaufkommen bei der Beratungsstelle

bei antisemitischer Diskriminierung und Gewalt OFEK e.V. verweisen nicht nur auf eine Verdichtung antisemitischer Gewalt, sondern auch auf eine angestiegene Belastung aufseiten der Betroffenen (vgl. OFEK e.V. 2024). Für die jüdische Diaspora bedeutet der 7. Oktober 2023 deshalb nicht nur das tödlichste Massaker seit der Shoah, sondern auch den doppelten Verlust grundlegender Gewissheiten, bezogen auf die als relational sicher geglaubte diasporische Existenz, einer außerhalb von Israel, und die imaginierte Idee von Israel als Schutz- und Zufluchtsraum (vgl. Chernivsky 2025a). Durch den demonstrativen und mehrfachen Durchbruch des Grenzzauns, die medial verbreiteten und zur Schau gestellten Morde, Verstümmelungen, Vergewaltigungen, Plünderungen und Geiselnahmen ist die Idee von Israel als sicherer, schützender Ort fragil geworden. Durch die soziale Passivität und Kälte, das Schweigen und die vielfach ausbleibende gesellschaftliche Verurteilung der Gewalt wurde das Vertrauen in die Gesellschaft nachhaltig untergraben (vgl. ebd.).

Charakteristisch für die antisemitische Ideologie ist, dass Jüdinnen:Juden weltweit nach dem 7. Oktober nicht trotz, sondern gerade aufgrund des erlittenen Leids erneut zum erklärten Ziel von Terror und Gewalt geworden sind (vgl. Sznajder 2024). Antisemitische Massaker und Pogrome dienten historisch stets als Initialmoment zur Mobilisierung und Legitimation weiterer Gewalt gegen jüdische Communities (vgl. ebd.). Dass Teile der deutschen Gesellschaft den 7. Oktober relativieren oder rechtfertigen, verdeutlicht, wie tief antisemitische Dispositionen bis heute verankert sind. Damit wird eine Traditionslinie fortgesetzt, in der auf erlittene Gewalt systematisch neue Gewalt folgt, eine zyklische Dynamik, die als strukturprägendes Merkmal der Antisemitismusgeschichte beschrieben werden kann (vgl. Chernivsky 2025a).

In diesen antisemitischen Dynamiken manifestiert sich eine zweite Gewaltform, die in jüdische Gegenwarten vielfach hineingreift. Die Gewalt vom und nach dem 7. Oktober dient dabei als performative Botschaftstat, die über die Demonstration von Macht und die gezielte Produktion von Angst die jüdische Diaspora weltweit in den Zustand kollektiver Verletzlichkeit versetzt (vgl. u.a. Brainin / Teicher 2025). Der 7. Oktober ist vor diesem Hintergrund als ein Ereignis zu verstehen, das ein genozidales Vernichtungspotenzial in sich trägt und die jüdischen sowie israelischen Communities in- sowie außerhalb von Israel kollektiv verunsichert (vgl. ebd.; Rabinovici 2024). In Deutschland trifft die Gewalt um den 7. Oktober auf eine Community, die historische Gewalterfahrungen wie auch ein transgenerationales Trauma in sich trägt (vgl. Grünberg / Arnold 2025; Chernivsky 2025b). Ähnlich zu den klinischen Studien aus Israel verweisen auch Studien aus Deutschland auf ein hohes Ausmaß an psychischer Belastung (vgl. u.a. Shani / Gerber / Herb 2024; Tamir / Jarvers, 2026). Der Angriff, das Massaker, der Krieg in Gaza und die damit einhergehende Radikalisierung des Antisemitismus wirken zusammen und verdichten sich zu einer

anhaltenden Belastungserfahrung, die selbst drei Jahre nach dem 7. Oktober noch andauert und Menschen mit vertrauten sowie neuen Bildern der Gewalt heimsucht (vgl. u. a. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2024a, b).

Die gesellschaftlichen Entwicklungen nach dem 7. Oktober weltweit und so auch in Deutschland verdeutlichen, wie antisemitische Narrative und Ideologien in Krisenzeiten an Dynamik gewinnen und welches Radikalisierungspotenzial ihnen innewohnt. Bereits kurz nach dem 7. Oktober zeichnete sich die historische Tragweite dieser Entwicklung ab. Die Frage, wie jüdische und israelische Communities in Deutschland den 7. Oktober und die darauffolgenden Reaktionen wahrnehmen, einordnen und verarbeiten, bildete den Ausgangspunkt des von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS) geförderten Forschungsprojekts (2024–2026). Die Studie wurde von den Studienleitungen Marina Chernivsky und Friederike Lorenz-Sinai 2023 initiiert und wurde am Kompetenzzentrum antisemitismuskritische Bildung und Forschung (KOAS) – unter wissenschaftlicher Mitarbeit von Sophia Hoppe und Hanne Balzer – umgesetzt, zunächst in Kooperation mit der Fachhochschule Potsdam, seit März 2026 mit dem Arbeitsbereich Sozialwissenschaftliche Antisemitismusforschung am Institut für Rechtsextremismusforschung (IRex) der Universität Tübingen.

Der vorliegende Abschlussbericht bietet eine methodologische und theoretische Einordnung der Studie und stellt die Methodik und zentrale Befunde dar. Die vorgestellten und diskutierten Befunde umfassen die Schlüsselkategorien aus der Auswertung. Deutlich werden geteilte und kollektive Erfahrungen dahingehend, wie die vom 7. Oktober ausgehende mehrdimensionale Gewalt gegen jüdische Communities erlebt, lebensgeschichtlich eingeordnet wird und sich in verschiedenen Alltagssphären auswirkt. Zugleich werden Kontraste und Ambivalenzen aus den Selbsterzählungen der Studienteilnehmenden herausgearbeitet. Auch wenn Jüdinnen:Juden von gruppenbezogener antijüdischer Gewalt betroffen sind, bleiben ihre Erfahrungen und Umgangsweisen variabel und individuell, sie verarbeiten und verorten das Erlebte auf je eigene Weise – in der Community, in ihren jeweils anderen sozialen Beziehungen und in ihrem inneren Erleben.

Dieser Abschlussbericht ist wie folgt aufgebaut: Zunächst sollen der Forschungsstand (Kapitel 2) und der theoretische Rahmen der Studie (Kapitel 3) skizziert werden. Anschließend wird die Methode und Methodologie (Kapitel 4) des Forschungsprojekts näher erläutert, bevor nachfolgend die ausgewählten Befunde (Kapitel 5) vorgestellt werden. In den Kapiteln zum 7. und 8. Oktober werden die Grundstrukturen der Bedeutung des 7. Oktober für die Studienteilnehmenden komprimiert dargestellt. Dabei stehen der 7. und 8. Oktober nicht (nur) für zeitliche Daten, sondern für zwei ineinandergreifende Bedeutungsdimensionen der Gewalt, die als Kollektiverfahrung

im Datenmaterial deutlich werden: Den 7. Oktober (Kapitel 5.1) thematisieren die Studienteilnehmenden als einen Bruch, den sie lebensgeschichtlich kontextualisieren. Der 8. Oktober (Kapitel 5.2) steht für die Reaktionen der Welt und des nichtjüdischen Umfelds auf das Massaker. Studienteilnehmende erleben die Verweigerung von Empathie durch enge Freund:innen und Praktiken des Beschweigens, Relativierens und Umdeutens des Terrors als kollektive Erfahrung. Die auf diese grundlegenden Kapitel aufbauenden Berichtsteile vertiefen unterschiedliche Schlüsselthemen, die die Studienteilnehmenden materialübergreifend als relevant hervorheben: Die psychisch-gesundheitlichen Auswirkungen des 7. Oktober (Kapitel 5.3), die Erfahrungen mit Diskriminierung und Exklusion bei der Nutzung öffentlicher Infrastruktur (Zugang zu Dienstleistungen, Gütern, öffentlicher Nahverkehr) (Kapitel 5.4), im Berufsleben und am Arbeitsplatz (Kapitel 5.5) und in Bildungsinstitutionen (Kapitel 5.6). Weitere zentrale Kategorien betreffen Thematisierungen der Situation in Israel und Gaza (Kapitel 5.7), die Interviews nach der Freilassung der überlebenden Geiseln und dem Abkommen im Oktober 2025 (Kapitel 5.8), die Perspektiven jüdischer Kinder und Jugendlicher (Kapitel 5.9) sowie die innerjüdische Kohäsion, Empowerment und die communityorientierte Unterstützung infolge des Terrors und die antisemitische Mobilisierung um den 7. Oktober (Kapitel 5.10). Im Schlussteil (Kapitel 6) werden die empirischen Befunde zu den Auswirkungen des 7. Oktober theoretisch eingeordnet und hinsichtlich der Wirkung von kollektiver Gewalt und familien- und community-bezogenem antisemitischem Terror diskutiert. Der Bericht endet mit Handlungsempfehlungen (Kapitel 7) zum Abbau von antisemitischer Diskriminierung und zur Verbesserung der gesellschaftlichen Teilhabe jüdischer Communities in Deutschland.

2 Forschungsstand

Die Antisemitismusforschung nach 1945 knüpfte zunächst an die Kritische Theorie und die sozialpsychologischen Analysen Adornos und Horkheimers an, während historische und zeitgeschichtliche Forschung Antisemitismus meist als Begleitphänomen des Nationalsozialismus untersuchte. Erst seit den 1980er Jahren wurde Antisemitismus in seinen gesellschaftlichen Gegenwartskonstellationen systematischer erforscht; seit den 1990er Jahren hat sich das Feld schrittweise weiter pluralisiert – mit historischen, sozialwissenschaftlichen, makrosoziologischen, diskursanalytischen, psychologischen und pädagogischen Ansätzen. Dabei richtete sich der Fokus dennoch stark auf die Erforschung antisemitischer Einstellungen, die in Umfragen vorwiegend als Vorurteile erfasst wurden (vgl. Kranz / Schaum 2024; Goldenbogen / Kleinmann 2021).

Die empirische Erforschung antisemitischer Einstellungen setzte in Deutschland bereits unmittelbar nach 1945 mit den von der US-amerikanischen Militärregierung durchgeführten Meinungsumfragen ein (vgl. Bergmann / Erb 1991). Bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit untersuchten alliierte demoskopische Erhebungen die Verbreitung antisemitischer Einstellungen in der deutschen Bevölkerung, zunächst insbesondere in der amerikanischen Besatzungszone (ebd.). Eine wichtige sozialpsychologische Grundlage bildete zugleich die im amerikanischen Exil entstandene Studie ›The Authoritarian Personality‹, die den Zusammenhang zwischen autoritären Dispositionen, Vorurteilsstrukturen und Antisemitismus untersuchte (vgl. Adorno et al. 1950). Anfang der 1950er-Jahre analysierte das Frankfurter Institut für Sozialforschung im ›Gruppenexperiment‹ das Fortwirken nationalsozialistischer Mentalitäten, antisemitischer Ressentiments und vergangenheitsbezogener Abwehr in der westdeutschen Bevölkerung (vgl. Pollock 1955). Daran schloss Schönbachs sozialpsychologische Untersuchung der Reaktionen auf die antisemitische Welle von 1959/1960 an, die insbesondere die gesellschaftliche Verarbeitung antisemitischer Vorfälle sowie Formen ihrer Abwehr, Relativierung und Externalisierung in den Blick nahm (vgl. Schönbach 1961).

Die sozialwissenschaftliche Antisemitismusforschung hat ein differenziertes Wissen über die psychischen Funktionen, gesellschaftlichen Wissensbestände, politischen Erscheinungsformen und öffentlichen Artikulationen des Antisemitismus hervorgebracht. Sozialpsychologische Studien untersuchten autoritäre Dispositionen und Abwehrmechanismen, wissenssoziologische Arbeiten antisemitische Wissensordnungen, kommunikations- und öffentlichkeitssoziologische Studien seine Latenz und Artikulation in öffentlichen Konflikten und politikwissenschaftliche Arbeiten sein Verhältnis zu politischer Kultur, Demokratie und gesellschaftlichen Krisen (vgl. Adorno et al. 1950; Pollock 1955; Bergmann / Erb 1986; Bergmann / Erb 1997; Holz 2001; Rensmann 2004; Salzborn 2010). Zugleich wurde die unmittelbar nach Kriegsende

einsetzende demoskopische Erhebung antisemitischer Einstellungen fortgeführt und methodisch ausdifferenziert (vgl. Bergmann / Erb 1991; Zick / Küpper 2021; Decker et al. 2024).

Dieser Erkenntnisgewinn blieb jedoch in einer wesentlichen Hinsicht asymmetrisch: Im Mittelpunkt standen vor allem antisemitische Einstellungen, Deutungsmuster und Handlungsorientierungen der nichtjüdischen Gesellschaft. Qualitative Studien untersuchten darüber hinaus die Identitätsbildung deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten der Shoah (vgl. Bar-On / Brendler / Hare 1997), antisemitische Orientierungen nichtjüdischer Jugendlicher (vgl. Scherr / Schäuble 2008) oder die Wahrnehmungs- und Handlungsorientierungen von Fachkräften in Schule und Jugendarbeit (vgl. Stender / Follert / Özdogan 2010; Radvan 2010). Jüdische Perspektiven fanden Eingang in die Forschung maßgeblich in biografischen und psychoanalytischen Studien zu den Nachwirkungen der Shoah und zur transgenerationalen Tradierung extremer Verfolgungserfahrungen (vgl. u.a. Rosenthal 1997; Grünberg 2000, 2004). Die gegenwärtigen Auswirkungen des Antisemitismus auf den Alltag, das Wohlbefinden und die sozialen Beziehungen von Jüdinnen:Juden blieben dagegen weitgehend unerforscht (vgl. Deutscher Bundestag 2017). Diese Entkopplung der Antisemitismusforschung von der Erforschung jüdischer Erfahrungen begünstigte ohnehin bestehende strukturelle Leerstellen, durch die antisemitische Gewaltverhältnisse und jüdische Selbstthematizierungen in sozialen Professionen und Institutionen lange marginalisiert wurden (vgl. Stender 2026; Chernivsky / Lorenz-Sinai 2025a).

Diese und andere empirische Arbeiten erweiterten den Forschungsstand, indem sie Jüdinnen:Juden als deutende und handelnde Subjekte einbezogen. Gleichwohl untersuchten bis zum 7. Oktober 2023 nur wenige Studien die psychischen, sozialen und gesundheitlichen Auswirkungen antisemitischer Gewalt und Diskriminierung, ihre Bedeutung für Beziehungen und Zugehörigkeiten sowie ihre Veränderungen im zeitlichen Verlauf. Die Perspektiven jüdischer Jugendlicher wurden vor allem im institutionellen Kontext Schule untersucht; jüngere Kinder und außerschulische Lebensbereiche fanden dagegen kaum systematische Berücksichtigung. Daraus ergibt sich die dringende Notwendigkeit, Antisemitismusforschung stärker an den Erfahrungen von Betroffenen auszurichten und die Dimensionen von antisemitischer Gewalt systematisch in den Blick zu nehmen (vgl. Goldenbogen / Kleinmann 2021). Erst mit dem 2017 veröffentlichten Antisemitismusbericht des zweiten Unabhängigen Expertenkreises des Deutschen Bundestages wurde diese Forschungslücke ausdrücklich benannt und durch eine erste Studie zu jüdischen Perspektiven adressiert (vgl. Deutscher Bundestag 2017; Zick et al. 2017). Damit wurde ein Paradigmenwechsel im Verständnis des gegenwärtigen Antisemitismus eingeleitet und

eine Aktualisierung der Antisemitismusforschung vorgenommen. Seither ist eine Fülle empirischer Studien entstanden, die die Erfahrungen sowie Selbstthematizierungen von Betroffenen in den Fokus rücken (vgl. u.a. Bernstein 2020; Reimer-Gordinskaya / Tzschiesche 2020; Chernivsky / Lorenz-Sinai / Schweitzer 2022; Körber 2021; Fehlberg / Kranz 2024) und auch den Umgang mit Antisemitismus in institutionellen Kontexten untersucht (vgl. u.a. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2023a, 2024c).

Seit dem 7. Oktober 2023 entstanden neben den jährlichen Dokumentationen antisemitischer Vorfälle erste Studien, die das Erleben, die Wahrnehmungen und die Bewältigungswege von Jüdinnen:Juden in Deutschland in den Mittelpunkt stellen. Eine qualitative Studie untersuchte Resilienz und Bewältigung angesichts des kollektiven Traumas und des zunehmenden Antisemitismus (vgl. Shani / Gerber / Herb 2024). Das Forschungs- und Dokumentationsprojekt »Making Jewish Voices Audible« erhob jüdische Erfahrungen mit Antisemitismus seit dem 7. Oktober (vgl. Spiegel / Klotz 2024), während der Zwischenbericht der vorliegenden bundesweiten Studie erste Befunde zu den psychischen, sozialen und alltagsbezogenen Auswirkungen auf jüdische und israelische Communities sowie ihren Diskriminierungserfahrungen vorlegte (vgl. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2025a). Eine quantitative Studie zeigte zudem Zusammenhänge zwischen Antisemitismus und psychischer Belastung bei Studierenden (vgl. Tamir / Jarvers 2026).

Damit liegen inzwischen erste empirische Befunde zu jüdischen Gegenwartserfahrungen nach dem 7. Oktober vor. Die Studien konzentrieren sich jedoch immer noch überwiegend auf Erwachsene oder einzelne soziale Kontexte und erfassen die Veränderungen bislang nur begrenzt im zeitlichen Verlauf. Zum Zeitpunkt des Studienbeginns gab es Forschungslücken hinsichtlich der Diskriminierungserfahrungen israelischer Communities, die nach dem 7. Oktober eine neue Dringlichkeit gewonnen haben. Als zahlenmäßig kleine Minderheit erleben Jüdinnen:Juden in Deutschland seither die Gleichzeitigkeit der Folgen des Terrorangriffs, des Kriegs in Gaza und eines massiven Anstiegs antisemitischer Bedrohungen. Zugleich sind die Biografien vieler jüdischer Menschen in Deutschland durch mehrfache Migrationserfahrungen sowie durch direkte familienbiografische Bezüge zu Verfolgung und Vernichtung geprägt. Zudem ist die jüdische Identität mit Mehrfachidentitäten verflochten, die zugleich Anknüpfungspunkte für strukturelle Diskriminierungen darstellen. Aus intersektionaler Perspektive betrachtet sind Jüdinnen:Juden nicht nur antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt, sondern potenziell von weiteren strukturellen Benachteiligungen betroffen. Obwohl jüdisches Leben in der Diaspora stets von Migration geprägt war, wird der Migrationsdiskurs eher selten mit jüdischen Communities verknüpft. Die Mehrheit der hier lebenden Jüdinnen:Juden stammt jedoch aus Osteuropa, aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion, aus Israel

und vielen anderen Staaten. Dennoch sind Jüdinnen:Juden in der Migrations-, aber auch in der Rassismusforschung kaum präsent (vgl. Arnold / Karakayali 2024). Ihre Erfahrungen mit antisichwarzem Rassismus, mit Diskriminierung als People of Colour sowie mit antislawischem Rassismus finden wenig Beachtung, weil Jüdinnen:Juden kontrafaktisch als weiß und nicht von Rassismus betroffen imaginiert werden (vgl. u.a. Kiesche 2022).

International liegen zudem erste Arbeiten zu den unmittelbaren Gewalt-erfahrungen israelischer Kinder und Jugendlicher sowie zu ihrer psychosozialen Begleitung und Rehabilitation vor (vgl. Buser / Cohen 2026; Katz et al. 2024). Diese beziehen sich auf Kinder und Jugendliche in Israel, insbesondere auf unmittelbar von den Massakern, Geiselnahmen und Evakuierungen Betroffene. Zum Zeitpunkt des Beginns der vorliegenden Studie lag keine Untersuchung vor, die von den eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen jüdischer und israelischer Kinder und Jugendlicher in Deutschland nach dem 7. Oktober ausging und die Auswirkungen auf Alltag, Familie, Schule, Freundschaften und Zugehörigkeit systematisch und altersübergreifend rekonstruierte.

Die vorliegende, von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS) geförderte Studie wurde im November 2023 infolge der unmittelbar sichtbar werdenden massiven Auswirkungen des Massakers auf Jüdinnen:Juden in Deutschland konzipiert und beantragt; im Februar 2024 erfolgte der viersprachige Aufruf zur Teilnahme. Mit ihrer narrativen methodischen Anlage untersucht die Studie die Folgen des 7. Oktober in sämtlichen sozialen Alltagssphären systematisch und interdisziplinär aus sozialwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive.

Die in der Zeitspanne seit dem 7. Oktober veröffentlichten Studien zeigen übereinstimmend weitreichende Implikationen für die jüdischen Communities im Hinblick auf die Identität und Zugehörigkeit, Sicherheit, psychische Gesundheit und Vertrauen in die Gesellschaft (vgl. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2024a; Shani / Gerber / Herb 2024; Grünberg / Arnold 2025; Spiegel / Klotz 2024; Bernstein / Brehm 2025; Tamir / Jarvers, 2026). Unmittelbar nach dem 7. Oktober erlebten Jüdinnen:Juden Retraumatisierung, Angst und das Gefühl ständiger Bedrohung (vgl. Grünberg / Arnold 2025). Psychische und körperliche Reaktionen brachten weitere Sorgen sowie Schutz- und Vermeidungsverhalten mit sich; nicht selten wurde dabei die eigene jüdische Identität zurückgehalten. Shani, Gerber und Herb (2024) zeigen in ihrer Studie die Wirkung des 7. Oktober als kollektives Trauma und Formen kollektiver Resilienz. Grünberg und Arnold (2025) analysieren das eingestürzte Weltvertrauen infolge des genozidalen Massakers und des darauffolgenden Antisemitismus. Die ausbleibenden oder zögerlichen Positionen zu ansonsten geächteten Verbrechensformen wie der systematischen sexualisierten Gewalt erschüttert das Vertrauen in

Menschenrechtsorganisationen (vgl. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2025b). Jüdische Eltern stehen auch heute vor dem Dilemma, wie sie das Leben ihrer Kinder in dieser Lage förderlich gestalten und zugleich schützen können. Die an den Studien teilgenommenen Kinder und Jugendliche schildern Einschränkungen ihres Alltags, unter anderem durch Veränderungen in Beziehungen, ein eingegengtes Sicherheitserleben und eine stärkere Begrenzung eigener Handlungsspielräume. Die Studie hat sich zum Ziel gesetzt, vertiefter zu erforschen, welche konkreten Auswirkungen der 7. Oktober und die damit verbundene antisemitische Mobilisierung auf die soziale Teilhabe von Jüdinnen:Juden haben. Angesichts der Bedeutung israelfeindlicher, antizionistischer Ideologie für die aktuelle Form der antisemitischen Mobilisierung stellt sich zudem die Frage, wie sich der 7. Oktober auf die Diskriminierung aufgrund von israelischer Herkunft und hebräischer Muttersprache auswirkt. Diesen Fragen widmet sich der vorliegende Abschlussbericht.

3 Theoretischer Rahmen der Studie

Für die methodologischen Zugänge zum Forschungsgegenstand und die Dateninterpretationen sind mehrere theoretische Rahmungen leitend. Der Begriff der kollektiven Gewalt bildet die zentrale Referenz zur Einordnung und Analyse des antisemitischen Terrors und der davon global ausgehenden antisemitischen Dynamik. Um die Spezifika des Terrors um den 7. Oktober zu erfassen, ist der Begriff des familienbezogenen Terrors wesentlich, den die israelische Juristin und Völkerrechtlerin Cochav Elkayam-Levy mit dem Begriff ›Kinocide‹ beschreibt (vgl. Elkayam-Levy et al. 2025). Darüber wird deutlich, dass die Ausübung der Gewalt durch die Täter einer gezielten und systematischen Dehumanisierung und Auslöschung von Familiensystemen diene – mit dem Ziel, die Opfer in ihrer generationalen, geistigen und physischen Gesamtheit zu überwältigen, ihre Würde und die Sicherheitsordnungen zu erschüttern, Macht zu demonstrieren und den Eindruck historisch vertrauter Vernichtungserfahrung zu inszenieren. Mit prozessualen Zugängen zur Gewalt (vgl. Nef / Lorenz-Sinai 2022) und zum kollektiven und multigenerationalen Trauma (vgl. Kühner 2007; Danieli 2023) werden zwei Wirkungsebenen des 7. Oktober in den Blick genommen. Zum einen geht es um die prozessuale Verarbeitung der kollektiven und multigenerationalen Gewalt als Initialereignis mit hohem traumatischem Potenzial (vgl. Chernivsky 2025a). Zum anderen handelt es sich um die Wirkung der Reaktionen der Welt auf den 7. Oktober (vgl. Illouz 2025) einschließlich der sozialen Deutungen und Aushandlungen der Ereignisse im unmittelbaren Umfeld der Interviewpartner:innen sowie in öffentlichen und digitalen Sphären. Die prozessuale (soziale) Dimension der Gewalt macht deutlich, dass der 7. Oktober nicht nur im unmittelbaren physischen Ereignis oder in den individuellen psychischen Folgen zu fassen ist, sondern auch in den sozialen Resonanzen, Reaktionen und Deutungen, die auf das Ereignis folgen und die Verarbeitung erschweren. Die Massengewalt, die Geiselnahmen, ihre mediale Inszenierung und die weltweiten antisemitischen Eskalationen rufen traumaassoziierte Wirkungen in jüdischen Communities hervor. Dieser Erfahrungskomplex reaktiviert transgenerationale Erinnerungen an frühere Formen antisemitischer Gewalt, von der Shoah bis zu jüngeren Anschlägen, und wird zu einer geteilten Referenzerfahrung. Damit wird deutlich, dass Antisemitismus eine kollektive Gewaltform darstellt, die sich in Krisenzeiten nicht nur als unmittelbare Bedrohung zeigt, sondern auch als Prozess der kollektiven Verletzung über Generationen hinweg (vgl. Straub 2014; Danieli 2023; Brainin / Teicher 2025).

Diese theoretischen Zugänge werden in der Diskussion und Einordnung der Befunde im Schlusskapitel wieder aufgegriffen.

4 Methodologie und Methode

4.1 Forschungsziel

Das Forschungsziel dieser bundesweiten qualitativen Studie war es, die Auswirkungen des Terrors am 7. Oktober 2023 auf die jüdischen und israelischen Communities in Deutschland zu untersuchen. Dabei lag der Fokus sowohl auf den Selbstthematisierungen des Erlebens und den Deutungen des terroristischen Anschlags als gruppenbezogene, kollektive Gewalt als auch auf deren Auswirkungen auf den Alltag und das Wohlbefinden von Jüdinnen:Juden in Deutschland.

Das Erkenntnisinteresse der Studie betrifft folgende Forschungsfragen:

- Wie wirken sich die Ereignisse auf das körperliche, psychische und soziale Wohlbefinden sowie auf den Alltag von Jüdinnen:Juden verschiedener Herkunft und Altersgruppen in Deutschland aus?
- Inwieweit machen Jüdinnen:Juden in Deutschland Diskriminierungserfahrungen im Zusammenhang mit öffentlichen Reaktionen auf den Terror gegen Israel seit dem 7. Oktober 2023 und dem darauffolgenden Krieg in Israel und im Gazastreifen?
- Welche Rolle spielen die transgenerativen Weitergaben der Shoah, frühere Erfahrungen mit Terror und Vertreibung und andere Kriege in der Wirkung und Verarbeitung der aktuellen Erfahrungen?

4.2 Methoden der Datenerhebung

Um die Auswirkungen des Terrors am 7. Oktober 2023 auf jüdische und israelische Communities in Deutschland zu untersuchen, wurden verschiedene qualitative Methoden der interpretativen und rekonstruktiven Sozialforschung angewendet, darunter narrative Interviews, Gruppendiskussionen und die Dokumentation von Selbstbeobachtungen.² Ziel war es, die Wahrnehmungen und Einordnungen des Terrors und des Antisemitismus aus jüdischen und israelischen Perspektiven im bundesdeutschen Kontext zu erheben. Die Interviews, Gruppendiskussionen und Dokumentation der Selbstbeobachtungen wurden in Deutsch, Englisch, Russisch und Hebräisch angeboten, um möglichst viele Personen innerhalb der jüdischen und israelischen Communities in Deutschland zu erreichen. Durch die mehrsprachige Ausrichtung des Forschungsprojekts sollten sprachliche Barrieren reduziert und somit eine Vielfalt an Perspektiven und Erfahrungen berücksichtigt werden.

² Die Datenerhebung wurde durch Marina Chernivsky, Friederike Lorenz-Sinai, Sophia Hoppe und Hanne Balzer durchgeführt. In einem Teil der Erhebung waren auch Verena Buser und Rachel Jann beteiligt, denen wir herzlich für ihre Unterstützung danken.

Die Interviews wurden je nach Wunsch der Interviewpartner:innen sowohl in Präsenz als auch digital durchgeführt. Eine Gruppendiskussion wurde digital umgesetzt; weitere Gruppendiskussionen fanden in Präsenz statt. Da die Studie ein belastendes und hoch emotionales Thema berührt, wurden den Forschungsteilnehmenden Nachgespräche wie auch mehrsprachige digitale – psychologisch angeleitete – Austauschräume mit anderen Studienteilnehmenden angeboten, die von der Beratungsstelle OFEK e.V. organisiert und umgesetzt wurden. In dieser Studie wurden die Daten über mehrere Erhebungszeiträume erhoben, wodurch verschiedene private sowie politische Veränderungen berücksichtigt werden konnten und mit in die Studie einfließen. Die Datenerhebung begann mit narrativen Interviews und Gruppendiskussionen, die nachfolgend näher erläutert werden. Außerdem führten einige Studienteilnehmende im Anschluss an das narrative Interview Selbstbeobachtungen durch und dokumentierten diese. Anschließend wurden sie in einem zweiten Interview zu dieser Dokumentation der Selbstbeobachtung befragt. Nach der Freilassung der noch lebenden Geiseln und dem Abkommen im Oktober 2025 wurden Follow-Up-Interviews mit bereits interviewten Studienteilnehmenden sowie Interviews und Gruppendiskussionen mit neuen Studienteilnehmenden durchgeführt.

In den **narrativen Interviews** (vgl. u. a. Schütze 1983) werden Erfahrungen und Erlebnisse der Forschungsteilnehmenden erhoben. Als offenes Erhebungsverfahren der interpretativen und rekonstruktiven Sozialforschung (vgl. Rosenthal 2015) ermöglicht dieses Vorgehen die Analyse von lebensgeschichtlichen Erfahrungen, subjektiven Perspektiven und Sinnkonstruktionen vor dem Hintergrund konkreter und allgemeiner Umstände. Das narrative Interview beginnt mit einer offenen Erzählaufforderung durch die Forscherinnen, welche die Haupterzählung der Interviewpartner:innen stimuliert. Den Interviewten wird somit ermöglicht, ihre Erfahrungen umfassend zu berichten und ihre eigenen Relevanzsetzungen vorzunehmen, ohne durch gezielte Fragen der Forschenden gelenkt oder eingeschränkt zu werden. Diese selbstbestimmte Präsentation der eigenen Geschichte, besonders bei Themen wie Diskriminierung und Gewalt, macht das narrative Interview auch aus forschungsethischer Sicht zu einer besonders gegenstandsangemessenen und sensiblen Methode der Datenerhebung.

Der Stimulus für die narrativen Interviews in unserer Studie lautet:

- Können Sie sich / Kannst Du Dich bitte kurz vorstellen und dann erzählen: Was bedeutet für Sie / Dich der 7. Oktober, was verbinden Sie / verbindest Du mit diesem Ereignis?

Nachdem die Forschungsteilnehmenden das Ende ihrer Erzählung signalisiert haben, beginnt der Nachfrageteil. In dieser Phase werden sowohl immanente Fragen mit Bezug zur Haupterzählung als auch exmanente, vorbereitete Fragen gestellt. Zunächst werden die Forschungsteilnehmenden eingeladen, begonnene Erzählansätze zu vertiefen. Zudem werden gegebenenfalls weiterführende Fragen zu spezifischen Themen gestellt, jedoch nur, sofern diese von den Interviewten in ihrer Haupterzählung noch nicht von sich aus angesprochen wurden.

Dafür haben wir folgende Fragen vorbereitet:

- Gab es Personen oder auch Handlungen, die Sie / Dich unterstützt haben in der Zeit seit dem 7. Oktober? Wenn ja, wer oder was?
- Gab es Angebote oder Einrichtungen, die Sie / Dich unterstützt haben in der Zeit seit dem 7. Oktober? Wenn ja, welche und in welcher Form?
- Haben Sie / Hast Du körperlich-psychische Veränderungen bemerkt, die Sie / Du mit den Auswirkungen des 7. Oktober in Verbindung bringen / bringst?
- Wenn Sie / Du an Ihre / Deine Zukunft in Deutschland denken / denkst – was erwarten Sie / erwartest Du?

Durch den Dialog und die Interaktion in den **Gruppendiskussionen** (vgl. u. a. Przyborski / Riegler 2020) ist es möglich, tiefere Einblicke in die sozialen Dynamiken und die verschiedenen Perspektiven der Teilnehmenden zu gewinnen. Die Teilnehmenden haben innerhalb der Gruppendiskussion die Möglichkeit, ihre Erfahrungen und Perspektiven gegenüber der Gruppe zu teilen und somit in ein Gespräch über das von den Forschenden festgelegte Thema zu kommen. Ein einleitender Diskussionsimpuls lädt die Gruppen dazu ein, sich offen über die Bedeutung des 7. Oktober für ihr Leben auszutauschen. Die Teilnehmenden der vier geführten Gruppendiskussionen bilden jeweils eine natürliche Gruppe. Das bedeutet, dass sich die Teilnehmenden bereits vor der Gruppendiskussion, beispielsweise durch die Arbeit oder ehrenamtliche Tätigkeiten, kennen und sich auch unabhängig von der Teilnahme an der Diskussion treffen. In einer Gruppendiskussion liegen kollektive Wissensbestände und Orientierungen in Bezug auf ihre soziale Praxis im Fokus. Gleichzeitig können kollektives Wissen und Orientierungen durch die wechselseitige Bezugnahme der Teilnehmenden erhoben und gespiegelt werden. Während der Gruppendiskussion müssen die Teilnehmenden die gemeinsamen Erfahrungen zunächst identifizieren und sich diesen annähern, um daraus kollektives Wissen ableiten zu können. Zu Beginn der Diskussion findet daher häufig ein vorsichtiges Herantasten statt, wodurch sich diese im weiteren Verlauf intensivieren kann. Daher sollten die Forschenden auf eine moderierende Rolle verzichten. Die Forschenden

greifen nicht in die Diskussion unter den Teilnehmenden ein, sie hören ausschließlich zu. Die Diskussion wird beendet, wenn die Diskussionsteilnehmer:innen signalisieren, dass sie am Ende des Austausches sind. Danach folgt in einzelnen Diskussionen ein Nachfrageteil, sofern für das Erkenntnisinteresse der Forschung relevante Themen noch nicht angesprochen wurden. Die Analyse der transkribierten Gruppendiskussionen ermöglicht die Rekonstruktion von sozialen Aushandlungsprozessen zur Bedeutung von geteilten und unterschiedlichen Erfahrungen seit dem 7. Oktober (vgl. Przyborski / Riegler 2020).

Um der Prozessualität von Erfahrungen mit Gewalt und Diskriminierung gerecht zu werden, wurden einige Interviewpartner:innen nach dem narrativen Interview zu einer Weiterführung der Studienteilnahme durch die **Dokumentation von Selbstbeobachtungen** eingeladen. Diese Dokumentation sollte durch die Interviewpartner:innen in einem Zeitraum von drei Monaten regelmäßig (mindestens einmal pro Woche) durchgeführt werden. Die Interviewpartner:innen konnten die Form dieser Dokumentation (beispielsweise Tagebuch, digital oder handschriftlich, Stichpunkte, Audioaufnahmen) selbst wählen. Durch die Forscherinnen wurden beispielhaft Themen vorgegeben, die in der Selbstbeobachtung festgehalten werden können, wobei die Interviewpartner:innen frei entscheiden konnten, ob sie diese Impulse nutzen oder andere Themen dokumentieren wollen.

Die Themen, die von den Forscherinnen benannt werden, sind:

- Veränderungen, die Studienteilnehmende im Alltag an sich wahrnehmen und die sie mit den Auswirkungen des 7. Oktober in Verbindung bringen,
- Themen, Gedanken, Fragen, Emotionen, die die Studienteilnehmenden beschäftigen,
- Situationen im öffentlichen Raum, am Arbeitsplatz, im Freund:innenkreis oder in der Familie,
- Beobachtungen, die Interaktionen auf Social Media betreffen,
- ... und alles, was den Studienteilnehmenden im Zusammenhang mit dem Studienthema noch auffällt und ihnen wichtig vorkommt.

Nach den drei Monaten der Dokumentation der Selbstbeobachtungen wurden die Interviewpartner:innen erneut kontaktiert und es wurde ein zweites Gespräch geführt, in dem die Interviewpartner:innen den Forscherinnen die Dokumentation zugänglich machten und darüber gesprochen wurde. Bei diesem Gespräch gab es keinen klassischen Stimulus wie bei den narrativen Interviews, sondern die Interviewpartner:innen wurden durch die Forschenden gebeten, von ihren

Selbstbeobachtungen zu erzählen und diese zu erläutern, wodurch ein Gespräch über die Selbstbeobachtungen der Interviewpartner:innen entstand.

Nach der Unterzeichnung des Friedensabkommens zwischen der Hamas und Israel sowie der Freilassung der noch lebenden Geiseln im Oktober 2025 wurden **Follow-Up-Interviews** im Zeitraum von Dezember 2025 bis Januar 2026 mit bereits interviewten Forschungsteilnehmenden geführt, um die Veränderungen der politischen Situation in dieser Studie zu berücksichtigen. Bei diesen Interviews stand die Frage im Fokus, was aus heutiger Sicht für sie im Vordergrund steht und was in ihrem Leben seitdem passiert ist.

Der Stimulus der Follow-Up-Interviews lautet:

- Wir haben bereits vor einiger Zeit ein Interview mit Ihnen / Dir zu Ihrem / Deinem Erleben nach dem 7. Oktober 2023 geführt. Der 7. Oktober ist nun über zwei Jahre her und seitdem ist viel passiert. Wir interessieren uns vor allem, wie es Ihnen / Dir heute geht. Wir möchten Sie / Dich daher gerne nochmal erzählen lassen, was aus heutiger Sicht für Sie / Dich im Vordergrund steht und auch seitdem (in Ihrem / Deinem Leben) passiert ist.

4.3 Feldzugang und Sample

4.3.1 Feldzugang

Für den Feldzugang wurden im Zeitraum von Februar 2024 bis Januar 2025 mehrere Aufrufe zur Teilnahme an der Studie in vier Sprachen (Deutsch, Englisch, Hebräisch, Russisch) veröffentlicht, die über die verschiedenen Kanäle (Newsletter, soziale Medien, Website) des Kompetenzzentrums antisemitismuskritische Bildung und Forschung (KOAS) geteilt wurden. Der Forschungsaufwurf richtete sich an Personen mit jüdischer Biografie, deren Lebensmittelpunkt in Deutschland liegt. In den mehrsprachigen Aufrufen wurden Personen gesucht, die Interesse haben, ihre Erlebnisse und Erfahrungen aus den ersten Monaten nach dem Anschlag aus ihrer jüdischen und / oder israelischen Perspektive zu teilen. Die Resonanz auf die Forschungsaufrufe war derart hoch, dass das ursprünglich anvisierte Sample von 10 bis 30 narrativen Interviews und zwei bis drei Gruppendiskussionen erheblich übertroffen wurde.

4.3.2 Sample

Für die Untersuchung der Auswirkungen des terroristischen Anschlags am 7. Oktober 2023 auf die jüdischen und israelischen Communities in Deutschland wurden insgesamt 83 narrative Einzelinterviews (drei Interviews davon nach dem Abkommen zwischen der Hamas und Israel im Oktober 2025), vier Gruppendiskussionen mit insgesamt 35 Teilnehmenden, vier Dokumentationen von Selbstbeobachtungen und vier Follow-Up-Interviews mit bereits interviewten Forschungsteilnehmenden nach dem Abkommen im Oktober 2025 zwischen der Hamas und Israel durchgeführt. Insgesamt haben 118 Personen an der Studie teilgenommen (Aktueller Stand: März 2026). Zur Gewährleistung der Heterogenität des Samples wurden Personen unterschiedlicher Altersgruppen und regionaler Herkunft einbezogen. Unter den Forschungsteilnehmenden finden sich Personen im Alter von 7 bis 80 Jahren, die sich in ihrer geschlechtlichen Selbstidentifikation in der Interviewerzählung als männlich, weiblich oder divers verorten. Unter den aus ganz Deutschland stammenden Teilnehmer:innen sind Schüler:innen, Studierende aus natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Studiengängen, Selbständige, Erwerbsunfähige, Rentner:innen sowie Arbeitnehmer:innen aus unterschiedlichsten Bereichen. Unter den Forschungsteilnehmer:innen sind Erzieher:innen und Lehrer:innen, Hochschullehrende, Fachkräfte aus dem Pflegesektor sowie aus der medizinischen und therapeutischen Versorgung, Mitarbeiter:innen aus der Verwaltung und Sekretariaten, Arbeitnehmer:innen aus den Bereichen Justiz, High Tech, Soziale Arbeit, Kultur, Design, Journalismus und Politik sowie freie Künstler:innen aus der bildenden Kunst und dem Filmbereich und Musiker:innen. Zum Sample der Gruppendiskussionen gehören eine Gruppe jüdischer Religionslehrer:innen (23 Teilnehmende), die sich im Rahmen einer Fortbildung trafen, eine hebräischsprachige Gruppe (3 Teilnehmende), die sich aus der Arbeit in einem psychosozialen Projekt kennen, jüdische und nichtjüdische Studierende (5 Teilnehmende), die sich ebenfalls in diversen anderen Gruppen begegnen, und jüdische Jugendliche (4 Teilnehmende), die sich aus dem Schulkontext kennen.

Der Großteil der Interviewpartner:innen hat biografische und familiäre Verbindungen zu Israel; einige der Studienteilnehmenden haben Angehörige oder Freund:innen, die von den Massakern und Entführungen direkt betroffen sind. Die Forschungsteilnehmenden identifizieren sich in den Interviews als jüdisch und verorten sich eigeninitiativ mit ihren Bezügen zu jüdischen und israelischen Communities in Deutschland. Sie leben seit mehreren Jahren oder von Geburt an in Deutschland. Die Studienteilnehmenden haben unterschiedliche regionale und internationale Herkunft – insbesondere aus Deutschland, der Ukraine und weiteren postsowjetischen

Ländern, Israel sowie aus unterschiedlichen europäischen und südamerikanischen Ländern. Sie thematisieren von sich aus ihre religiösen und politischen Selbstverortungen und Selbstverständnisse. Dabei kontextualisieren sie die Erfahrungen und Adressierungen, die sie nach dem 7. Oktober zunehmend erleben, mit ihren diversen Familienbiografien und Zugehörigkeiten – beispielsweise als Enkelkind von Shoah-Überlebenden; als Kontingentgeflüchtete, die als Kind aus Russland, Usbekistan oder der Ukraine eingewandert sind; als im Jahr 2022 vor dem Krieg aus der Ukraine geflüchtete:r Jüdin:Jude; als jüdische:r Israeli mit Vorfahren in arabischen Ländern (Mizrahi) oder als in Deutschland aufgewachsenes Kind israelischer Eltern. So wird in den Selbstthematisierungen der Interviewpartner:innen ihre Biografie im Zusammenhang mit ihren geteilten und kollektiven Erfahrungen als Jüdin:Jude in Deutschland sichtbar. Limitationen der Studie betreffen die Perspektiven von in Deutschland lebenden nichtjüdischen Israelis (z.B. Muslim:innen, Beduin:innen, Christ:innen, Drus:innen). Im Laufe der Untersuchung wurde dem Forschungsteam deutlich, dass auch Personen aus diesen israelischen Communities in Deutschland mit dem Forschungsauftrag hätten eingeladen werden können, beispielsweise durch einen arabischsprachigen Aufruf.

4.4 Methode der Datenauswertung

Nach den Interviews und Gruppendiskussionen formulierten die Forschenden Memos (vgl. Strauss 1998) zu ihrem Erleben der Interviewsituation, zur Selbstrepräsentation der Interviewpartner:innen und zu zentralen Themen der jeweiligen Interviewerzählung als Sensibilisierung für die Datenanalyse. Im Anschluss an die Datenerhebung wurde das Datenmaterial durch eine:n studentische:n Mitarbeiter:in wörtlich transkribiert und dabei bereits anonymisiert, damit keine Rückschlüsse auf personenbezogene Daten möglich sind. Zur Wahrung der Anonymität haben wir in einzelnen Fällen auf die Nummerierung und Altersangabe der Interviewpersonen verzichtet. In der Studie haben wir ein erweitertes Transkriptionssystem³ genutzt und auf sprachliche Glättungen in der Transkription verzichtet, um die authentische Sprachstruktur der Teilnehmenden zu bewahren und Eingriffe in die Struktur durch die Forschenden zu vermeiden. Dadurch bleiben sowohl die Details als auch die Komplexität der Aussagen erhalten, was eine tiefere Analyse und ein umfassenderes

3 Transkriptionslegende:

- (.) eine Sekunde Pause
- (..) zwei Sekunden Pause
- (...) drei Sekunden Pause
- (unv.) unverständlich
- (()) Geräuschbeschreibung
- [] Anonymisierung
- [...] Auslassung
- [[]] kurzer Gesprächsbeitrag (z.B. Zustimmung) des Gegenübers
- / Abbruch

Verständnis der individuellen Perspektiven ermöglicht (vgl. Brinkmann / Kvale 2014). Das Datenmaterial wurde darauffolgend mit zwei Zugängen analysiert. Zum einen wurden im Sinne der Grounded-Theory-Methodologie (vgl. Strauss 1998; Clarke 2012) ein materialumfassendes Codiersystem entwickelt, Schlüsselkategorien gebildet und theoretisierende Memos aus dem Material verfasst. Zum anderen wurden in regelmäßigen Interpretationsrunden im Forschungsteam vertiefende Sequenzanalysen (vgl. Rosenthal 2015) durchgeführt, um die lebensgeschichtlichen Erzählungen und Einordnungen der einzelnen Interviewpartner:innen zu erfassen.

Diese qualitativen Zugänge ermöglichen es, die Narrationen, Einordnungen und Deutungen der einzelnen Interviewpartner:innen hinsichtlich der Auswirkungen des Terrors vom 7. Oktober 2023 auf ihren Alltag, ihre Gesundheit und ihr Umfeld sowie auf ihre Lebensentwürfe und Zukunftsperspektiven zu analysieren. Aufgrund der hohen Heterogenität des Samples – etwa in Bezug auf Alter, Herkunft, Lebensweise und Geschlecht – ist es gegenstandsangemessen, die Daten in intersektionaler Perspektive auszuwerten. So können das Zusammenwirken sozialer Zugehörigkeiten und gesellschaftlicher Machtverhältnisse analysiert werden, wodurch differenzierte Einblicke in die vielschichtigen Erfahrungen der Interviewpartner:innen im Kontext des Terrors vom 7. Oktober 2023 gewonnen werden können. Die im Folgenden dargestellten Befunde stehen jeweils für zentrale, materialumfassende Kategorien, die insbesondere auf die kollektiven Erfahrungen jüdischer und israelischer Communities in Deutschland nach dem 7. Oktober verweisen, die Interviewpartner:innen in ähnlicher Form schildern.

5 Ausgewählte Befunde

5.1 7. Oktober – lebensgeschichtliche (Be-)Deutungen

Die Nachrichten über den Raketenbeschuss aus dem Gazastreifen, über die Invasion der Terrorgruppen in das israelische Staatsgebiet, die medial inszenierten Morde und Geiselnahmen, das Massaker an den Besucher:innen des Nova-Festivals, die entfesselte Gewalt in den Kibbuzim und Kleinstädten im israelischen Süden erreichen unsere Interviewpartner:innen in unterschiedlichen Lebenssituationen. Manche befinden sich wegen der Hohen Jüdischen Feiertage in Israel im Familienurlaub, andere werden in Deutschland frühmorgens von den Nachrichten geweckt und erleben die Ereignisse in Echtzeit, teilweise über soziale Medien mit. Studienteilnehmende, die an jüdischen Feiertagen auf die Nutzung digitaler Medien verzichten und die religiösen Regeln einhalten, erfahren von den Ereignissen erst im Laufe des Tages. Erste Informationen erreichen die Interviewpartner:innen durch die Gespräche in den Synagogen, teilweise als Fetzen, teilweise direkt, und werden anfangs noch als ungeordnete Informationen, oder gar Gerüchte eingeordnet. Manche erfahren, dass Bekannte und teils auch Angehörige ermordet oder entführt wurden oder als vermisst gelten; rasch bilden sich Gruppen und digitale Communities, die Informationen sammeln, sortieren und weitergeben. Erste Schockreaktionen machen sich breit; dabei verbinden sich Gefühle der Überwältigung mit den Sorgen um Kinder, Angehörige und Freund:innen. Die Bilder der Massaker verbinden sich mit dem Erfahrungswissen aus früheren Kriegen und Anschlägen sowie mit der Antizipation einer neuen antisemitischen Mobilisierung in Deutschland. Einige Studienteilnehmende erinnern, dass sie bereits in den ersten Stunden nach den Angriffen von gewaltverherrlichenden Kommentaren in den sozialen Medien sowie von Aufrufen zu Versammlungen erfahren, die bereits am 7. Oktober durch antisemitische Mobilisierungsmuster geprägt sind.

In diesem Kapitel wird ausgeführt, wie die Studienteilnehmenden ihre Reaktionen und Deutungen der Geschehnisse am 7. Oktober erinnern und Ereignisse biografisch einordnen.

5.1.1 Emotionale Überwältigung

Als Reaktion auf den 7. Oktober erinnern Interviewpartner:innen vielfach eine emotionale Überwältigung, einen überwältigenden Gefühlszustand (>overwhelming effect<, vgl. van der Kolk 2014), der bei ihnen durch die plötzliche und massive Gewalt ausgelöst wurde. Studienteilnehmende schildern, wie sich mit jeder neuen Nachricht zur Brutalität und zum Ausmaß der Gewalt ihre Wahrnehmungen der

Ereignisse verändert hätten. Eine Interviewpartnerin beschreibt die Massaker als »die unterste Schublade an Grausamkeit was Menschen anderen Menschen antun können« (Interviewpartnerin 1, Anfang 40). Ein Interviewpartner rahmt das Ereignis als eine »genozidale Botschaft« (Interviewpartner 14, Ende 20), die Jüdinnen:Juden weltweit in der Diaspora empfangen und verstanden hätten. Der Tag wird in der Gesamtschau des Datenmaterials als überwältigend, einschneidend und lebensverändernd eingeordnet. Verschiedene Interviewpartner:innen nutzen zur Konkretisierung ihres Erlebens am und nach dem 7. Oktober Metaphern wie »Einschnitt« (Interviewpartnerin 1, Anfang 40) oder »wie ein Alptraum [...] der nicht zu Ende geht« (Interviewpartnerin 10, Anfang 30). Eine in Israel aufgewachsene Interviewpartnerin beschreibt, dass sie den 7. Oktober emotional nacherleben würde, als wäre sie dabei gewesen. Dabei markiert sie die Differenz zwischen ihrem Erleben und dem Erleben des nichtjüdischen Umfeldes. Sie beschreibt ihre Erfahrung als eine Differenzenerfahrung zu den »Deutschen«, die »so eine Grausamkeit nicht erlebt haben«, was auf eine Divergenz in der Erfahrungswelt verweist und sich auf ihr Leben, »wie ich mich fühle in Deutschland«, auswirkt:

»das hatte auch Wirkungen Auswirkungen auf wie ich mich fühle in Deutschland weil ich hab das Gefühl dass ist dass die Deutschen so was nicht erlebt haben (.) so eine Grausamkeit nicht erlebt haben (.) ich meine ich hab das nicht persönlich erlebt (.) aber gefühlt emotional hab ich schon das Gefühl dass es mir passiert ist« (Interviewpartnerin 1, Anfang 40).

Eine andere Interviewpartnerin ordnet den 7. Oktober nicht nur als einschneidend und lebensverändernd, sondern auch als kollektive jüdische Erfahrung ein, die bei ihr mit der Erfahrungsgeschichte »of the Jewish people« räsoniert habe:

»for me October 7th (.) as I said it's a date that (.) by definition changed my life completely (...) and in a way made me understand that what I (.) what I saw before (.) was not (.) what I experienced before what I felt before (.) was not (.) clear enough (..) within the background of my family and all of us' family so it's not a personal story it's (.) it's (.) resonates with all the community of the Jewish people« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Der Großteil der Studienteilnehmenden bezieht sich dabei auf frühere – familiäre wie auch kollektive – Referenzereignisse und stellt zugleich fest, dass dieser

Großangriff auf Israel anders sei als andere Anschläge oder Kriege, die sie biografisch kennen. Ein Interviewpartner schildert, wie die Erkenntnis des Ausmaßes über die Nachrichten zu ihm durchgedrungen sei und wie er begonnen habe, das Ereignis von den üblichen Raketenangriffen und Terroranschlägen der Hamas abzugrenzen:

»bin selber zweisprachig aufgewachsen (.) schau oft hör oft israelische Medien [...] wenn die Hamas irgendwie Israel angreift ist das erstmal leider im kleineren Rahmen nichts Neues (.) und aber irgendwie peu a peu hat man schon irgendwie gemerkt da ist grad irgendwie was Krasseres passiert« (Interviewpartner 4, Mitte 30).

Eine in Deutschland aufgewachsene Deutsch-Israeli schildert, wie sie sich am Morgen des 7. Oktober für den eigentlich fröhlichen jüdischen Feiertag Simchat Torah mit ihren Kindern auf den Besuch der Synagoge vorbereitete und von den Nachrichten aus Israel eingeholt wurde. Sie erinnert, dass sie die Nachrichten zunächst kaum habe erfassen können und zugleich mit den emotionalen Reaktionen ihrer Kinder beschäftigt gewesen sei. Sie beschreibt, wie ihr achtjähriger Sohn »den Krieg in Israel« sofort mit dem Hass auf Juden in Verbindung gebracht habe, was sie an ihre eigene Kindheit erinnert habe:

»meine Tochter hat total geweint (.) und dann hat mein Sohn der 8 ist hat dann so gesagt (.) »ja es ist Krieg in Israel (.) die hassen die Juden« (.) und das war für mich auch so ein Punkt wo ich gedacht hab (..) dass so ein achtjähriges Kind (.) jetzt damit (.) und ich kenn das aus meiner eigenen Kindheit (.) aber dass so ein achtjähriges Kind jetzt damit (.) konfro/ also (.) oder mein Kind jetzt damit konfrontiert ist (.) mit 8 Jahren (.) dass er jetzt nicht in die Synagoge kann um Süßigkeiten zu sammeln (.) war irgendwie echt auch ein ganz schöner Schlag (.) und dann hab ich das Gefühl (..) also für mich (.) es gibt echt nur so (.) es gibt eine Zeit vor und eine Zeit nach dem 7. Oktober (..) weil ich das Gefühl hab das hat alles verändert« (Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Es wird deutlich, dass der 7. Oktober ihr Leben »in eine Zeit vor und eine Zeit nach dem 7. Oktober« teilt. Die Konfrontationen mit den Nachrichten, aber auch die Sorge um ihre Kinder, verbalisiert sie als »ein ganz schöner Schlag«. In der Erinnerung der Interviewpartnerin erscheint der betreffende Samstag als Bruch, obwohl sie auch erinnert, wie sie zunächst gedacht habe: »naja wird bestimmt [...] wird schon ok

sein [...] ist jetzt nichts Neues« (Interviewpartnerin 2, Mitte 30). Sie beschreibt ihr Empfinden an diesem Tag »wie in so einem Film« (Interviewpartnerin 2, Mitte 30) und schildert die Versuche, ihre beiden Kinder vor den überwältigenden Nachrichten abzuschildern:

»und ich weiß ich lag mit meinen Kindern [...] und wollte mir vor ihnen aber auch nichts anmerken lassen« (Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Die Informationen zu den hohen Opferzahlen und Geiselnahmen seien zunächst nur schrittweise zu ihr durchgedrungen. Sie schildert auch, dass sie sofort den Gedanken hatte, dass auf dieses Ausmaß an Gewalt, insbesondere die Geiselnahmen, ein Krieg folgen wird:

»die Antwort darauf wird so hart sein« (Interviewpartner 2, Mitte 30).

Im Gedächtnis der familiär eng mit Israel verbundenen Interviewpartner:innen sind die Terroranschläge und Geiselnahmen als Kollektiverfahrung fest eingeschrieben. Die Geiselnahmen vom 7. Oktober stellen jedoch für sie eine neue Erfahrungsdimension dar.

Verschiedene Interviewpartner:innen mit Bezug zu Israel reflektieren, wie am 7. Oktober zunächst vertraute Routinen des Umgangs mit Raketenangriffen auf Israel eingesetzt hätten. Ein Interviewpartner zieht den Vergleich zum Krieg zwischen der Hamas und Israel im Jahr 2021, er beschreibt die damaligen Routinen bei Angriffen wie folgt:

»im Mai 21 [...] da war auch (.) eine [...] kriegerische Auseinandersetzung zwischen Hamas und Israel [...] einfach gucken Fa/ Familie alle gesund alle in Ordnung (.) und (.) naja auch irgendwo Gewohnheit weil [...] als Israeli kennt man das« (Interviewpartner 70, Mitte 40).

Bei der Schilderung seiner Reaktionen auf den 7. Oktober erinnert er sich an diese zunächst einsetzende »Routine«, sich bei Raketenangriffen gegen Israel bei Familie und Freund:innen zu melden. Dann sei ihm im Laufe des Morgens das Ausmaß »immer klarer« geworden, ebenso wie ein Bezug zu Opfern des Massakers:

»Samstag (..) dachte ich schlafe mal aus (.) wurde von meiner Freundin (.) geweckt (.) schon um (.) halb 7 (.) mit den ersten Meldungen (..) ja glei/

gleiche Routine Familie (.) anrufen alles okay Freundinnen Freunde nach und nach anrufen (.) und dann wird (.) der Ausmaß (.) wurde der Ausmaß immer klarer (.) immer klarer (.) meine Freundin die hatte Familie die hat einen (.) Halbbruder in [Ort im Süden Israels] (..) der wurde (.) mit seine gesamte Familie so wie ich verstanden habe von von Hamaskämpfern ermordet« (Interviewpartner 70, Mitte 40).

Im Verlauf des Gesprächs schildert er noch mehr Bezüge zu dem Geschehen am 7. Oktober und konstatiert, dass es »nicht einfach eine Erzählung« sei, sondern ihn persönlich betreffe:

»meine Tante [...] ihre beste Freundin (.) ihre (.) ich glaube Tochter (.) lebte in Otef (.) Aza (.) das war eine junge Familie (.) und die haben (.) hatten 3 Babys (.) in Schrank versteckt (.) und sind sozusagen rausgegangen um sie zu verteidigen und wurden beide ermordet (.) und die Babys wurden erste einen Tag später (.) gefunden [...] das ist natürlich dann (.) nicht einfach [...] eine Erzählung, sondern (.) dann gibt es dazu einen persönlichen Bezug auch« (Interviewpartner 70, Mitte 40).

5.1.2 Lebensgeschichtliche Bezüge

In den Erzählungen wird deutlich, dass der 7. Oktober im Erleben der Interviewpartner:innen als ein biografisch relevantes Ereignis verortet wird. Eine Interviewperson sagt zu Beginn des Interviews, der 7. Oktober sei für sie in der »Rückschau« ein »Einbruch« gewesen, im Sinne, dass »etwas eingebrochen« sei:

»der 7. Oktober (.) sowohl der Tag als auch irgendwie so die Rückschau darauf und alles was seitdem (.) gekommen ist (.) fühlt sich (.) für mich (..) wie so ein (..) Einbruch an (.) also nicht Einbruch im Sinne von jemand bricht ein sondern da ist etwas eingebrochen (.) da hat sich irgendwie so ein (.) Abgrund aufgetan« (Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Darin wird nicht nur die emotionale Überwältigung durch die Gewalt am 7. Oktober, sondern auch die hohe lebensgeschichtliche Relevanz des 7. Oktober deutlich, die die genannte Interviewperson sprachlich verdichtet. Die Sprachbilder vom »Einbruch« und vom sich auftuenden »Abgrund« vermitteln metaphorisch das Erleben einer neuen, überwältigenden und ihren Alltag durchdringenden Erfahrung,

die sich über den Tag des 7. Oktober hinaus durchzieht. Dabei nimmt sie Bezug auf den 6. Oktober, an dem ihre Familie Stolpersteine für die in der Shoah ermordeten Urgroßeltern verlegt hat, was sie als »eine sehr emotionale Auseinandersetzung« beschreibt. Die Stolpersteinverlegung für ermordete Angehörige und das antisemitische Massaker des 7. Oktober geraten für die Interviewperson in eine zeitliche wie auch biografische Koinzidenz, die sie mit den »Entwicklungen« in der Folgezeit verbindet:

»ich glaube dieses Bild zieht sich für mich (.) irgendwie durch sowohl (.) was so den Tag selber und das Erleben angeht als auch irgendwie (.) Entwicklungen die danach an verschiedenen Stellen gekommen sind (..) und (.) wenn ich so an diesen Tag selber gucke (.) dann war das für uns ganz privat sowieso (.) irgendwie ein (.) krasses Wochenende weil wir am 6. Oktober Stolpersteine für meine Urgroßeltern verlegt haben (..) und (.) also da ist das war so ein Tag auf den wir irgendwie sehr lange gewartet haben das ist ja ein langer Prozess (.) das war auch irgendwie eine sehr emotionale Auseinandersetzung« (Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Ähnlich nehmen zahlreiche andere Interviewpartner:innen Bezug auf familienbiografische Referenz Erfahrungen zur Shoah, zu antisemitischen Anschlägen und Pogromen. Die im Folgenden zitierte, in Israel aufgewachsene Interviewpartnerin bringt die antisemitischen Gewalterfahrungen ihrer beiden Familienseiten in der Shoah und die Vertreibung aus dem Irak in den 1950er Jahren in Verbindung mit dem gegenwärtigen Antisemitismus in Deutschland:

»I don't know if it's relevant but for me I think it is (.) my grandparents were (.) escaping from the Holocaust (.) from Germany and Czechoslovakia (.) and my other grandparents were escaping from Iraq (.) in the 50s (.) [...] and (.) all of that is (.) of course related to antisemitism and the story of (.) the Jewish people« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Die Interviewpartnerin ordnet den 7. Oktober in einen lebensgeschichtlichen Deutungsrahmen ein, der die transgenerationalen Erfahrungen ihrer Familie und ihre Einsozialisierung in das Wissen zur Shoah und anderen Verfolgungen greifbarer macht. Sie nimmt dabei, ähnlich wie andere israelische Interviewpartner:innen, Bezug auf die Vorstellung »this can't happen again«, mit der sie aufgewachsen ist und die mit dem 7. Oktober zerstört wurde:

»the Holocaust day in Israel every year and (.) so on (.) we (.) I had this believe that (.) this can't happen again (.) you know (.) and (..) and this was a story of the past for me (.) something that is connected to my ancestors (.) it was so big to understand as a child that«
(Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Die Interviewpartnerin geht an mehreren Stellen im Interview auf den kollektiven Erkenntnisprozess der Community ein, dass »us« mit dem 7. Oktober ein antisemitischer Angriff dieses Ausmaßes passiert: »to recognize that it's actually happening to us« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Ein Interviewpartner, der in einem überwiegend muslimisch geprägten Land der ehemaligen Sowjetunion aufgewachsen ist und später mehrere Jahre in Israel lebte, erinnert sich im Zusammenhang mit dem 7. Oktober an familiär vermittelte Erfahrungen mit Antisemitismus und Pogromen. Diese hätten seine Familie zur Auswanderung nach Israel bewogen. Er erinnert sich in dem auf Hebräisch geführten Interview an Erzählungen seiner Mutter über interethnische Konflikte in der Region, in der er aufwuchs, und an die Bedrohung durch antisemitische Pogrome in ihrem unmittelbaren Umfeld – nicht selten ausgehend von Menschen der direkten Nachbarschaft:

הרבה לא יודעים שהיו בכלל פוגרומים כאלה שם בברית המועצות. וזוואלה זה פשוט טראומה
(Interviewpartner 39, Ende 30).

ÜBERSETZUNG:

»Viele wissen gar nicht, dass es in der Sowjetunion Pogrome gab – und dass diese schlichtweg ein Trauma sind« (Interviewpartner 39, Ende 30).

Dies verweist auf ein unauflösbares Dilemma, das Jüdinnen:Juden seit Generationen kennen, ebenso wie auf massive Einschränkungen der Teilhabe am sozialen Leben. Jüdische Sichtbarkeit wird dabei zugleich als Notwendigkeit und als Risiko bewertet – in dem Wissen, dass ein jüdischer Name, der Davidstern oder andere Merkmale historisch wie gegenwärtig zum Risiko werden können. Gleichzeitig sagt er, er begreife erst jetzt, warum seine Eltern ihn immer wieder ermahnten, seine Halskette mit dem Davidstern abzunehmen. Er erinnert sich, wie er sich als Jugendlicher solchen Aufforderungen widersetzt und die Kette in der Schule sichtbar getragen habe. Davon ausgehend reflektiert er sein eigenes gegenwärtiges Handeln als Vater: Auch er würde seinem Sohn raten, den Magen-David-Anhänger zu verstecken. Retrospektiv versteht er die Warnungen seiner Eltern mit neuem Sinn. So habe er

nun verstanden, warum seine Eltern ihm neben dem zweiten jüdischen Namen einen ersten nichtjüdischen Namen gaben: Sie hätten nicht gewollt, dass er nur mit einem jüdischen Namen in der Welt lebe und auf diese Weise stets namentlich als Jude erkennbar wäre:

ואז באמת עלה לי במחשבה טוב אם אני אשאיר בגרמניה ויהיו לי ילדים, כאילו כמה שאני גאה בעצמי ושם אותי בסכנה. מה אני אגיד לילד שלי בן 12 מסתובב עם מגן? לא, אני גם אגיד לו תסתיר את זה כי [...] אז אני הבנתי את הדאגה מההורים. פשוט הבנתי למה הם אמרו לי את זה. כאילו אני עדיין לא מסכים עם זה, [...] אני הבנתי למה ההורים שלי קראו לי [...], למרות שהשם היהודי שלי הוא [...], כי הם רצו שאני מסתובב בעולם כי בפסח
(Interviewpartner 39, Ende 30).

ÜBERSETZUNG:

»und dann dachte ich gut wenn ich in Deutschland bleibe und Kinder habe und weiter stolz auf mich bin dass ich mich gefährde was würde ich aber meinem zwölfjährigen Kind sagen der mit einem Davidstern rumläuft nein ich werde ihm sagen verstecke es weil [...] dann habe ich die Sorge meiner Eltern verstanden ich habe einfach verstanden warum sie mir das gesagt haben irgendwie bin ich damit noch nicht damit einverstanden [...] ich habe verstanden warum meine Eltern mir den Namen [erster, nichtjüdischer Vorname] gegeben haben obwohl der jüdische Name [zweiter, jüdischer Vorname] lautet weil sie nicht wollten dass ich in der Welt rumlaufe wie ein [zweiter jüdischer Vorname]« (Interviewpartner 39, Ende 30).

In dieser Sequenz treten mehrere Schlüsselthemen des Datenmaterials hervor: die Neubewertung familiärer Aufträge und historisch gewachsener Vorsicht vor Antisemitismus sowie die Dilemmata, in denen sich jüdische Eltern historisch wie gegenwärtig in der Erziehung ihrer Kinder bewegen. Die familialen Weitergaben, die Antizipation und das Erleben von Antisemitismus implizieren ein situatives Abwägen und lebensgeschichtliche Entscheidungen im Umgang mit gesellschaftlichen Realitäten und Herausforderungen. Familiäre und eigenbiografische Erfahrungen von Antisemitismus erzeugen ein Spannungsfeld zwischen dem Bedürfnis nach dem freien Ausleben jüdischer Identität einerseits und den elterlich übermittelten Schutz- und Sicherheitsaufträgen andererseits. Interviewpartner:innen erinnern sich an Situationen aus ihrer eigenen Vergangenheit und der Vergangenheit ihrer Familien, in denen die jüdische Sichtbarkeit im öffentlichen Raum oder in zentralen Sozialisationsinstitutionen als Vorsichtsmaßnahme zurückgehalten werden musste. Nach dem 7. Oktober zeigt sich, dass diese Aufträge durch die extreme Bedrohung um den 7. Oktober aktiviert und die biografischen Erinnerungen wachgerufen werden.

5.1.3 Reaktivierung früherer Erfahrungen mit Terror und Krieg

Bei den Einordnungen des 7. Oktober gehen zahlreiche Interviewpartner:innen auf frühere Erfahrungen mit antisemitischen Anschlägen und ihr Erleben von früheren Kriegen in Israel ein. Die aus Israel stammenden oder in Israel aufgewachsenen Interviewpartner:innen nehmen Bezug auf ihr Aufwachsen oder ihre Zeit als junge Erwachsene während der Intifada in Israel. Einzelne Interviewpartner:innen sind Überlebende oder kennen Überlebende der regelmäßigen Anschläge in dieser Zeit. Studienteilnehmende erinnern sich im Zusammenhang mit dem 7. Oktober an die jahrelange Anspannung und alltägliche Bedrohung durch Terroranschläge. So führt eine bis in die Mitte ihrer 20er-Lebensjahre in Israel aufgewachsene Person ihre erste erfahrungsbasierte Assoziation am 7. Oktober aus:

»so I think the first thing that came to mind maybe in terms of the experience was the terror like the bombings that were in (.) when I was younger like around my late teens or early twenties there were a lot of bombing attacks in some of them quite in central places in Israel [...] and there was quite a long period where you would walk in the street and you would be afraid that at any given second you could explode (.) or you would go I remember when I was a student [...] while you go have lunch entering in the market you know that you do this choice (.) it's a little bit a gamble (.) but the terror the horror of hearing about this explosions and people just losing their lives like this was (..) very (.) this like this was something that came back to me and this is something that is like such a strong life threat (..) on the other hand there was something that was (.) it's not similar in a way because we are not talking about kidnapping people (.) we're not talking about this forms of abuse (.) the terror of being held hostage in a way is much greater it seems (..) than being bombed where of course it would be not less horrific if you are alive but there is something even more« (Interviewpartnerin 47, Anfang 40).

In der Sequenz wird deutlich, dass der 7. Oktober in die Erfahrung früherer Terrorphasen gegen Israel eingeordnet wird – in diesem Zitat spezifisch in Bezug auf die zweite Intifada. Der Angriff ruft Erinnerungen wach an die Serien von Selbstmordanschlägen in Bussen, Cafés, Hotels, Einkaufszentren und Clubs in den späten 1990er Jahren und Anfang der 2000er Jahre in Israel. Die Interviewpartnerin schildert ihre alltäglichen Abwägungen als Studentin zur Mittagspause auf dem Markt, die jederzeit tödlich enden kann. Sie schildert bezogen auf die aktuelle Situation: »this was something that came back to me«. Die Schilderung der Wiedererinnerung

verdeutlicht, wie tief die Erfahrung der Anschläge verankert ist und nun durch den 7. Oktober reaktiviert wird. Psychologisch betrachtet zeigt sich darin ein Prozess der Reaktualisierung potenziell traumatischer Erfahrungen, bei dem frühere Bedrohungserfahrungen in das gegenwärtige Erleben eindringen. Gleichzeitig markiert die Interviewpartnerin eine Differenz – die Dimension der Gewalt des 7. Oktober sei für sie noch einmal eine andere, weil sie nicht nur die unmittelbare Bedrohung durch Anschläge umfasse, sondern durch die Geiselnahmen und die anhaltende Situation der Geiseln eine neue Qualität von Terror und Kontrollverlust aufrufe. Damit zeigt sich in ihrer Erzählung sowohl die Kontinuität einer von Gewalt geprägten Erinnerung als auch das Erleben eines Ereignisses, das mit den bisherigen biografischen Referenzenerfahrungen zwar korrespondiert, aber nur teilweise vergleichbar ist.

Neben den Erinnerungen an Terroranschläge schließt das Erleben des 7. Oktober an Kriege an. Ein Interviewpartner, der in Lettland geboren und Anfang der 1990er Jahre mit seiner Familie nach Israel ausgewandert ist, erinnert sich zu Beginn des Interviews an den Krieg mit dem Irak und die Angriffe auf Israel, die er unmittelbar nach seiner Einwanderung in Israel erlebte:

»1990 dann gleich mit (.) Irak (.) Krieg (.) in der (.) unseren ersten Wohnung mit Gasmasken« (Interviewpartner 70, Mitte 40).

Am 7. Oktober werden nicht nur Erinnerungen an frühere Angriffe und Kriege gegen Israel reaktiviert, sondern auch Bezugnahmen auf Anschläge und Angriffe in Deutschland. Manche Studienteilnehmende beziehen in ihrer lebensgeschichtlichen Einordnung des 7. Oktober Erfahrungen mit anderen Kriegen und Terroranschlägen ein, die sie selbst oder Angehörige sowie Bekannte überlebt oder erfahren haben, darunter etwa der Anschlag auf die Synagoge in Halle oder der Wehrhahn-Anschlag in Düsseldorf. Interviewpartner:innen mit biografischen Bezügen zur Ukraine verknüpfen ihr Erleben des 7. Oktober mit ihren Erfahrungen des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine. Eine Interviewpartnerin, die im Jahr 2022 aus der Ukraine geflohen ist, habe an dem betreffenden Samstag gedacht: »noch ein Trauma«. Teile ihrer Familie leben in der Ukraine, während ihr Sohn zum Zeitpunkt des Massakers als Soldat in Israel lebt:

»mein Sohn ist auch religiös [...] aber am 7. Oktober hatte er in unserer Telegramm Gruppe also der Familie geschrieben (..) dass es er jetzt hier also nicht mehr an dem Tag Sabbat folgen will (.) und wartet [...] dass er zurück also von Sabbat und Festtage zurück zur (.) zum Basis muss (..)«

und ja das war für mich also persönlich (..) noch ein Trauma ich kann sagen (.) ja also nicht (.) ich war nicht einfach gestresst oder nervös oder was also noch ein Trauma (.) und ich [...] kann es ja (.) gut erkennen (.) ich sollte mir genauso (.) wie am 27. Februar 22 (.) genau so ich konnte nicht mehr essen (.) ich fühlte mich (.) ja schrecklich (.) schlimm (.) und ich (.) konnte nicht verstehen wie viel Zeit verlaufen ist und (.) ja also (.) kriegte ich (.) traumatische Erfahrung kann ich sagen (.) glücklicherweise war ich ja (.) in Kontakt mit meinem Sohn (..) aber dann erfahre ich also auch ja was mit Geiseln passiert ist« (Interviewpartnerin 5, Ende 40).

Die Interviewpartnerin schildert, dass es ihr am 7. Oktober »genauso« ergangen sei wie am 27. Februar 2022, als die Ukraine von Russland überfallen wurde. Sie habe »nicht mehr essen« können, sich »schrecklich« gefühlt und ihr Zeitgefühl verloren. Die Sorge um ihren Sohn wirke nun zusammen mit der doppelten Belastung durch zwei Kriege in Ländern, die mit ihr biografisch eng verbunden sind. Die Information, dass Geiseln genommen wurden, erinnert sie als einschneidend.

Interviewpartner:innen aus postsowjetischen Ländern, die als Kinder mit ihren Eltern als Kontingentgeflüchtete nach Deutschland kamen oder bereits in Deutschland geboren sind, schildern, dass der gefühlte Verlust von Israel als sicherer Raum und die Erfahrungen von Antisemitismus in Deutschland ihre Lebensentwürfe erschüttern würden. Die schicksalshaften Entscheidungen ihrer Eltern, nach Deutschland einzuwandern, werden dadurch infrage gestellt. Hinzu kommt die Sorge um die eigene Zukunft wie auch die Zukunft der Kinder. Dabei wird auch die Zukunft der jüdischen Communities in Deutschland thematisiert. Deutlich wird die Sorge, die aktuelle Situation könne sie dazu zwingen, das mühsam aufgebaute Leben in Deutschland aufzugeben – eine Befürchtung, die als lebensverändernd und zukunftsengend erlebt wird. Ein Interviewpartner schildert, wie er und seine Partnerin im Zusammenhang mit dem 7. Oktober und der Bedrohungssituation durch den offeneren Antisemitismus über eine Auswanderung als Familie nachdenken würden. Diese Überlegungen würden sie an ihre eigenen Kindheitserfahrungen als jüdische Kontingentflüchtlinge aus der Ukraine erinnern – eine Erfahrung, die sie ihren eigenen Kindern hätten ersparen wollen:

»wenn das so weitergeht hier leben können wir eigentlich nicht bleiben so (.) dann stellt sich die Frage okay eigentlich wollten wir es unseren Kindern nicht so antun oder es über sie ergehen lassen was unsere Eltern für uns ja leider (..) machen mussten das ist ja gar kein Vorwurf sondern es gab ja

eigentlich auch keinen Ausweg aus dieser Situation damals [...] und wenn es ganz schlimm wird wohin denn dann weil man muss auch leider sagen die Anzahl der Länder die sich über Juden freuen die hält sich ja auch in Grenzen (..) da schreien nicht so viele ›Juhu und zu uns dürfen Juden gerne kommen‹« (Interviewpartner 13, Mitte 30).

Der Interviewpartner spricht aus der Perspektive jüdischer Kontingentflüchtlinge, die sich aufgrund der wirtschaftlichen und politischen Lage gezwungen sahen, auszuwandern (vgl. u. a. Gromova 2021). Die Eltern hätten sich in einer für sie politisch ausweglosen Situation zur Migration entschieden, um ihren Kindern eine sichere Zukunft in Deutschland zu ermöglichen. Deutlich wird in dem Zitat, wie sich in der Einordnung des 7. Oktober die mitunter durch Antisemitismus ausgelöste Migrationserfahrung mit dem Wissen um die heutige Realität des globalen Antisemitismus verbindet. Diese Frage nach einem anderen Ort, den es nicht zwingend gibt, verweist nicht nur auf die Rückbindung an die Lebensgeschichte, sondern auch auf die Antizipation einer Zukunft, die angesichts der Bedrohung nach dem 7. Oktober als eingeschränkt und unsicher erscheint.

Verschiedene Interviewpartner:innen ringen mit der Gewissheit, dass die Ereignisse am 7. Oktober keine Einbildung sind, sondern eine Realität, die Jüdinnen:Juden gegenwärtig widerfährt. Eine Studienteilnehmerin erinnert sich daran, dass sie am Wochenende des 7. Oktober aus Angst (»a lot of anxiety«) ihr Haus nicht verließ, obwohl sie geplant hatte, Freund:innen zu treffen. Sie habe gewusst, dass niemand das Ereignis oder ihre Reaktion darauf verstehen würde:

»I have a lot of anxiety (..) just from leaving the house now (..) the (.) the weekend of October 7th (.) I was supposed to meet a friend (.) she was having like a (.) a brunch (.) for (.) for (.) a group of us (..) on (.) on the Sunday (..) and I (.) I just couldn't even leave the house I couldn't go (.) I just thought (..) because I know no one there would understand« (Interviewpartnerin 40, Ende 20).

In der Sequenz zeigt sich eine doppelte Sorge: dass weder das Geschehen selbst noch die daraus resultierende Angst im Umfeld der zitierten Interviewpartnerin verstanden würden. Die Bedeutung des 7. Oktober ist dabei kein abstraktes, sondern ein lebensveränderndes Ereignis, eine potenziell traumatische, einschneidende Erfahrung, die es psychologisch und biografisch zu integrieren gilt.

5.1.4 Zusammenfassung

In den Interviews werden unterschiedliche Formen der emotionalen Überwältigung durch den 7. Oktober 2023 sichtbar. Das Erleben des 7. Oktober wird verstärkt durch die biografische Verwobenheit mit früheren Kriegen und Anschlägen. Dabei wird der 7. Oktober von anderen Ereignissen in seinem Ausmaß und seiner Wirkung abgegrenzt. Neben unmittelbarer persönlicher Betroffenheit durch familiäre oder freundschaftliche Verbindungen zu Opfern, Geiseln oder Überlebenden treten mittelbare biografische Verbindungen hervor, etwa durch das Aufwachsen in Israel, eigene Kriegserfahrungen oder die Erinnerung an aufgezwungene Flucht- und Migrationserfahrungen in den Familien. Zugleich wird das Massaker von Interviewpartner:innen kollektiv gedeutet und als Angriff auf das jüdische Leben insgesamt verstanden, wodurch sich Erfahrungen einer kollektiven Erfahrung von Verletzlichkeit verdichten. In transgenerationaler Perspektive auf den 7. Oktober knüpfen die Erzählungen der Studienteilnehmenden an die Erfahrungen ihrer Eltern und Großeltern an und machen die Wahrnehmung von Kontinuitäten der Bedrohung durch Antisemitismus sichtbar.

Neben der Shoah als zentrale Referenzerfahrung thematisieren einige Studienteilnehmende auch andere Kollektiverfahrungen ihrer Familien, etwa die Pogrome in Russland oder den Farhud im Irak. Das Ausmaß der Angriffe, die Geiselnahmen, die Sorge um Angehörige und die Überforderung, wie die Ereignisse den Kindern vermittelt werden können, markieren für Interviewte eine neue lebensgeschichtliche Situation.

Es wird eine emotionale und psychische Betroffenheit sichtbar, die sich in Überwältigung, Angst, Trauer oder der Erfahrung einer existenziellen Zukunftsverengung ausdrückt. Es wird jedoch auch sichtbar, dass Interviewpartner:innen über Umgangs-routinen verfügen, die bei ihnen wirksam werden, sobald die Nachrichten zu ihnen durchdringen. Zugleich wird deutlich, dass die bestehenden Routinen nicht greifen, da die Gewalt des 7. Oktober aus dem vertrauten Erfahrungskomplex herausragt und eine Überwältigungserfahrung darstellt. Die Inszenierung der Angriffe und ihre gezielte mediale Verbreitung vermittelt den Studienteilnehmenden die Botschaft, dass auch sie, obwohl sie in Deutschland leben, nicht sicher sind und ein legitimes Angriffsziel sein könnten. Die Gewalt des 7. Oktober – mit Geiselnahmen, der Auslöschung ganzer Generationen, dem Verbrennen von Häusern und Menschen sowie dem gezielten Mord an wehrlosen Zivilist:innen – hat die Vergangenheit wachgerufen und die zuvor vielleicht abstrakt wirkenden Ereignisse der Shoah und anderer Verfolgungen greifbarer gemacht.

Der 7. Oktober stellt teilweise auch einen Bruch in den Lebensgeschichten dar. Es wird deutlich, dass die Realisierung der Tragweite des Ereignisses verzögert und fragmentarisch erfolgt und dabei eine doppelte emotionale Überwältigung einsetzt. Durch die vom 7. Oktober ausgehende genozidale Intention wird die familienbiografisch vermittelte Vernichtungserfahrung reaktiviert und von Nachkommen der Überlebenden als Fortschreibung der Gewaltgeschichte (nach)erlebt. Die Reaktionen auf den 7. Oktober stehen in Beziehung zu eigenbiografischen wie familiären Referenzereignissen – etwa der Shoah, den Pogromen oder früheren antisemitischen Anschlägen. Zugleich wird der 7. Oktober von diesen früheren Ereignissen abgegrenzt, insofern diese Erfahrung als etwas Neues innerhalb der eigenen Lebenszeit eingeordnet wird. Interviewpartner:innen verstehen, dass der Angriff auch ihnen als Jüdinnen:Juden galt. Diese Identifikation führt dazu, dass sie das Geschehen als biografisch relevant erleben und einordnen. Darüber hinaus lösen die am 7. Oktober medial vermittelten Bilder der Gewalt, die Hilferufe der Betroffenen, die Geiselnahmen auch bei Menschen außerhalb des unmittelbaren Geschehens emotionale Überwältigung, intrusive Vorstellungen, Übererregung, Vermeidungsverhalten oder ein erschüttertes Welt- und Selbstverständnis aus. Die permanente mediale Präsenz der Gewalt, die Sorge um Angehörige sowie die geteilte jüdische Erfahrungs- und Erinnerungsgeschichte verstärken diesen Effekt und machen die sekundäre Traumatisierung zu einem kollektiven Phänomen auch in Deutschland. Das Wissen um die Massaker in Israel verschränkt sich mit der antizipativen Sorge, hier in Deutschland nicht verstanden und nicht geschützt zu sein. Bereits am 7. Oktober werden antisemitische Dynamiken und Eskalationen antizipiert und benannt. Interviewpartner:innen nennen auch Antizipation massiver Veränderungen in Israel, in der gesamten Region und in Deutschland. Deutlich wird darin eine Überlagerung von Erfahrungsdimensionen: Eigene wie vermittelte Gewalterfahrungen greifen ineinander und beeinflussen sowohl die Erinnerung an Vergangenes als auch die Wahrnehmung der Gegenwart und Entwürfe der Zukunft.

Der 7. Oktober steht für den »Einschnitt« (Interviewpartnerin 1, Anfang 40), den Jüdinnen:Juden mit früheren Gewalterfahrungen und -ereignissen in Verbindung bringen und der zugleich in einer neuen Form tief verstört. Der 7. Oktober markiert das Massaker, der 8. Oktober steht im Anschluss an Eva Illouz (2025) symbolisch für die weltweiten Reaktionen darauf – für das ausbleibende Mitleid, die Relativierungen bis hin zur Verherrlichung der Gewalt.

5.2 Der 8. Oktober – Reaktionen des nichtjüdischen Umfelds

Mit dem 7. Oktober beginnt in Deutschland wie auch weltweit eine antisemitische Mobilisierung, die sich unmittelbar nach dem Terroranschlag auf den Alltag der jüdischen und israelischen Communities im hohen Maße auswirkt. Die Massaker und die Reaktionen darauf wirken wie eine doppelte Gewalt, die bis heute anhält und von Jüdinnen:Juden noch verarbeitet wird. Die Soziologin Eva Illouz (2025) analysiert den 8. Oktober als eine zweite Erschütterung nach dem Massaker am 7. Oktober und verweist damit auf eine neue Mobilisierungsphase des globalen politischen Antisemitismus, in dem Israel und Palästina in einem binären Gut-Böse-Schema weltweit zentriert werden. Sie fragt in ihrem Essay, wie ein Teil der wissenschaftlichen, intellektuellen und künstlerischen Eliten indifferent gegenüber einem solchen Ausmaß an Gewalt bleiben und die Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht verurteilen, sondern als vermeintlichen anticolonialen Widerstand feiern konnte (vgl. ebd.). Illouz verweist auf die kollektive Euphorie und Schadenfreude, die bereits am 7. und 8. Oktober öffentlich kundgetan wurden, noch während die Massaker andauern, Israel von allen Seiten beschossen wird und noch Wochen vor dem Beginn der Invasion israelischer Bodentruppen in den Gazastreifen am 27. Oktober 2023 (vgl. ebd.). Sie schreibt angesichts des weltweiten Jubels: »Soweit ich mich erinnern kann, hat kein anderes Massaker [...] so viele Menschen glücklich gemacht« (ebd.: 10). In ihrem Essay sucht sie Antworten für diese moderne Form des Judenhasses in politischen Bewegungen und theoretischen Strömungen. Einen anderen, für den deutschen Kontext spezifischeren Erklärungsansatz bietet die Einordnung der Reaktionen auf den 7. Oktober in die Kontinuitäten der postnationalsozialistischen Gesellschaft.

Die unmittelbaren Reaktionen auf die Gewalt des 7. Oktober können in engem Zusammenhang mit Traditionslinien der Distanzierung gegenüber den Folgewirkungen der Shoah gesehen werden – mitunter im Umgang der Nachkriegsgesellschaft mit den Überlebenden und ihren Nachkommen und in der weitgehend ausgebliebenen Anerkennung der erlittenen Traumatisierungen (vgl. Kellermann 2009; Chernivsky 2025a). So steht auch die gegenwärtige weltweite antisemitische Mobilisierung durch den 7. Oktober mit ihren ideologischen Strukturen in der Tradition jüdenfeindlicher Exzesse und zugleich in der Tradition von deren Verharmlosung. Hinzu treten die routinierten antisemitischen Mobilisierungsmuster, mit denen global auf Kriege gegen und durch Israel reagiert wurde – nach dem Yom-Kippur-Krieg 1973, im Kontext des Libanonkriegs 1982 oder in den Auseinandersetzungen zwischen der Hamas und Israel in den Jahren 2007, 2014 und 2021. Dabei markieren

insbesondere die Reaktionen auf den Yom-Kippur-Krieg eine historische Zäsur, mit der eine spürbare Verschärfung antisemitischer und antizionistischer Stimmung einhergegangen ist (vgl. Poliakov 1983 [2022]).

Die von Interviewpartner:innen geschilderten Reaktionen auf die Massaker des 7. Oktober in ihrem Umfeld wie auch in analogen und digitalen öffentlichen Sphären stehen in dieser historischen Kontinuität, mit denen der Nahostkonflikt⁴ seit den 1970er Jahren ideologisch gedeutet wird (vgl. ebd.). Während bewaffnete Kämpfer der Terrororganisationen noch auf israelischem Staatsgebiet operierten und Massaker sowie Geiselnahmen andauerten, kamen bereits am 7. Oktober die etablierten Praktiken der Relativierung, Umdeutung und Verherrlichung von Gewalt zum Einsatz. Die Interviewpartner:innen werden mit dieser Wirkungsebene der Gewalt unmittelbar nach der Erschütterung durch das Massaker und die Geiselnahmen konfrontiert. Während sie noch der gezielten Überflutung von den sozialen Medien mit den Aufnahmen extremer Gewalt durch die Täter des 7. Oktober ausgesetzt sind, auf denen der Mord an Jüdinnen:Juden verherrlicht wird, kommen kurz darauf die gesellschaftlichen und internationalen Reaktionen hinzu. Auch in den Interviewnarrationen bildet sich diese direkte Abfolge ab. So kommen die meisten Studienteilnehmenden nach ihren Schilderungen und lebensgeschichtlichen Kontextualisierungen des 7. Oktober auf die Reaktionen ihres nichtjüdischen Umfelds und die insbesondere über die sozialen Medien wahrgenommenen Reaktionen der Welt zu sprechen. Sie erwähnen einzelne Nachfragen und Gesten der Anteilnahme durch nichtjüdische Bekannte in den Tagen und Wochen nach dem 7. Oktober und heben diese als biografisch bedeutsam hervor. Darüber hinaus berichten Studienteilnehmende von weitreichender Indifferenz, Schweigen und ausbleibenden Nachfragen nahestehender Personen. Sie schildern, wie sie Freund:innen und Bekannte treffen und erleben, wie das weltweit in den Medien präsente Massaker ausgeschwiegen oder wie sofort auf routinierte Deutungen des Nahostkonflikts zurückgegriffen wird. Viele schildern zudem die Erfahrung, dass ihnen nicht nur zwischenmenschliche Anteilnahme und Empathie verweigert wird, sondern sie als jüdische Person in der Diaspora unmittelbar als Stellvertreter:innen Israels adressiert werden. Sie werden mit Umdeutungen und Relativierungen des Massakers, der Geiselnahmen und des Raketenterrors gegen Zivilist:innen sowie mit einseitigen Schuldzuweisungen an Israel konfrontiert.

⁴ Nach eingehender Diskussion im Forschungsteam haben wir uns für die Verwendung des Begriffs »Nahostkonflikt« entschieden. Der Begriff wird hier verwendet, um die regionalen sowie internationalen Verflechtungen der Konflikte in der Region zu beschreiben. Die Bezeichnung »israelisch-palästinensischer Konflikt« erfasst eine zentrale Dimension des Konfliktgeschehens, bildet jedoch dessen übergreifende Tragweite und geopolitische Zusammenhänge nicht vollständig ab.

Die Interviewpartner:innen heben als besonders verletzend hervor, dass diese Formen der sozialen Aushandlung der Bedeutung der Gewalt unmittelbar nach dem Massaker und vor der israelischen Militärintervention in Gaza einsetzen. Interviewpartner:innen erleben im nichtjüdischen Umfeld verschiedene Modi des Umgangs mit dem Massaker, die im Folgenden vertiefter dargestellt werden. Die geschilderten Modi reichen von der Empathieverweigerung durch Schweigen und Ausblendung bis hin zur Schuldzuweisung und Rechtfertigung des Terrors. In diesem Zusammenhang thematisieren einzelne Interviewpartner:innen auch einen spezifischen Modus der Benutzung einzelner jüdischer Stimmen zur Rechtfertigung ihrer Deutungen.

5.2.1 Modus der Verherrlichung der Massaker

Dass Teile der nichtjüdischen Welt ihr Entsetzen nicht teilen werden, wird den Studienteilnehmenden unmittelbar am 7. und 8. Oktober vor Augen geführt: Sie sehen Berichte über das Massaker feiernde Zusammenkünfte in verschiedenen deutschen und internationalen Großstädten und zustimmende, bejubelnde Posts in sozialen Medien. Ein israelischer Interviewpartner, dessen Eltern am 7. Oktober zu Besuch in Deutschland sind, beschreibt, wie er in großer Sorge um die Verwandten in Israel und hinsichtlich der Rückkehr seiner Eltern ist. Dann sieht er in den Nachrichten, wie in Berlin auf einer Straße zur Feier des Massakers Süßigkeiten verteilt werden. Für ihn vermittelt diese Szene eine neue Dimension der antisemitischen Mobilisierung in Deutschland. Zugleich wird er von der Szene des Feierns von Terror an Erfahrungen aus Israel erinnert:

»dass sie (.) Süßigkeiten einfach gegeben haben (.) darauf bin ich (.) schon daran bin ich schon gewöhnt (.) weil (.) nicht hier [...] aber in Israel oder manchmal Ramallah oder so Gaza sehen wir immer dass die Süßigkeit geben aber (.) hier in Europa war das mir ganz neues (.) das war (.) wirklich wirklich neu« (Interviewpartner 32, Anfang 40).

So bekommen der Abend des 7. Oktober und der 8. Oktober 2023 in der Diaspora eine eigene Bedeutung. Interviewpartner:innen schildern, wie sie am Abend des 7. Oktober Freund:innen und Bekannte treffen. Sie erleben, wie das weltweit in den Medien präsente Massaker ausgeschwiegen wird, oder wie routinierte Diskussionspraktiken zum Nahostkonflikt auch an diesem Abend vollzogen werden – inklusive einseitiger Schuldzuweisungen an Israel und Verschwörungsmythen.

5.2.2 Modus des Schweigens und der Ausblendung

Ein Modus des Umgangs ihres direkten Umfelds, den Studienteilnehmende als verletzend schildern, betrifft das Beschweigen und die Ausblendung des 7. Oktober. So schildert beispielsweise eine Studienteilnehmerin, die als Kind aus der Ukraine als Kontingentgeflüchtete nach Deutschland gekommen ist, dass sie für den Abend des 7. Oktober zu ihrem Geburtstag eingeladen hatte. Sie ist mit ihrer Familie im Kontakt, fühlt sich den Tag über »wie betäubt«, »war halt einfach nur komplett fertig, hab super lange geweint« und fühlt sich dennoch abends verantwortlich, ihre Freund:innen wie vereinbart zu empfangen (Interviewpartnerin 7, Mitte 20). Auf dem Geburtstag erlebt sie, mit einer Ausnahme, eine fast vollständige Ausblendung und Vermeidung des Themas. Zugleich versteht sie durch beiläufige Äußerungen, dass ihre Freund:innen durchaus vom Massaker und den Ereignissen in Israel wissen:

»die ganzen Freund:innen die an dem Abend da waren waren halt auch nicht (.) jüdisch (.) und (.) sie wussten alle dass ich jüdisch bin (.) und niemand von den Personen hat (.) gefragt (.) wie es mir geht (.) außer der einen Person der halt ein bisschen früher gekommen ist [...] und die anderen waren aber alle (.) also (.) genau (.) da hat einfach niemand irgendwas gefragt (.) und es war auch nicht Thema an dem Abend (.) und es war einfach nicht (.) sichtbar dass irgendwas passiert ist also (.) vielleicht gab es irgendwie mal so ein oder zwei Sätze die (.) da mal gefallen sind [...] irgendwie auch mal nach meinen Gefühlen gefragt hat halt (.) keiner« (Interviewpartnerin 7, Mitte 20).

Die Interviewpartnerin sieht sich am Abend des 7. Oktober umgeben von Freund:innen, die gekommen sind, um ihren Geburtstag zu feiern. Ihr Schock, ihr Schmerz, die Überwältigung durch die Gewaltbilder an diesem Tag werden von ihrem nächsten Umfeld nicht thematisiert und übergegangen. Sie erlebt eine tiefe Perspektivendivergenz und eine Sprachlosigkeit im Umgang mit antisemitischem Terror. Eine Interviewpartnerin beschreibt ihre Beziehungen zu jüdischen und nichtjüdischen Freund:innen nach dem 7. Oktober als Leben in einem »kompletten Paralleluniversum« (Interviewpartnerin 48, Mitte 20). Die Metapher »Paralleluniversum« kann als Ausdruck einer doppelten Distanz interpretiert werden: Diese beinhaltet zum einen die Vereinzelung angesichts der geringen Resonanz oder auch Entwertung jüdischer Erfahrungen, zum anderen die Verlagerung von Zugehörigkeit in primär jüdische Kontexte. Die Aussage macht sichtbar, wie die Erfahrung von Exklusion und Invalidation nicht nur zu Rückzug

und Schutzbewegungen führt, sondern auch eine Wahrnehmung von Unvereinbarkeit zwischen den jüdischen und nichtjüdischen Erfahrungswelten produziert.

Diese Perspektivendivergenz in der Wahrnehmung und Deutung der Ereignisse beschäftigt die Interviewpartner:innen und führt zu einer tiefen Differenzenerfahrung. Auch Studienteilnehmende, die keine direkte antisemitische Adressierung in ihrem Nahumfeld erlebt haben, verletzt das Unverständnis ihrer nichtjüdischen Freund:innen und Bekannten für ihren tiefen Schmerz:

»ich weiß dass mich total erschüttert (.) bis heute (.) dass (.) ganz wenige Leute in meinem Umfeld (.) ich habe vor allem meinen nichtjüdischen (.) Freundes- und Bekanntenkreis (..) bis heute eigentlich (.) kaum darüber sprechen also (.) für mich ist so (.) gefühlt die Welt wirklich zusammengebrochen und alles ist irgendwie so (.) ins Wanken geraten und (..) für andere (.) also (.) die (.) die meisten waren auch sehr erschüttert (.) ich habe jetzt keine (.) Anfeindungen in meinem ganz engen Freundeskreis oder so (.) bekommen aber (.) da war wenig (.) also (.) ich glaube das ist wirklich nicht klar was das für mich und für viele andere bedeutet hat irgendwie und bedeutet weiterhin (.) und das schockiert mich« (Interviewpartnerin 69, Anfang 30).

Die von den Studienteilnehmenden kollektiv erlebte Empathieverweigerung durchzieht zahlreiche Lebensbereiche und betrifft teils nichtjüdische Angehörige, langjährige Freundschaften, Bekanntschaften, Arbeitskolleg:innen, Nachbar:innen, aber auch Dates und Liebesbeziehungen. Interviewpartner:innen aus jüdisch-nichtjüdischen Familienkonstellationen berichten, dass sie das Schweigen und die Nichtreaktion auch von nichtjüdischen Angehörigen erlebt hätten, etwa von der Schwiegerfamilie oder der väterlichen Familienseite. Eine in Deutschland mit einer israelischen Mutter und einem nichtjüdischen Vater aufgewachsene Studienteilnehmerin erzählt von den gänzlich ausgebliebenen Nachfragen der nichtjüdischen Verwandtschaft und beschreibt dies als einen »Nicht(.)Umgang« (Interviewpartnerin 57, Mitte 20) sowie eine Form von Abschottung:

»mein Vater wusste (.) dass ich sein letztes Update war dass ich in Israel bin (..) und ich meine er (.) wird das ja mitbekommen haben was passiert ist am 7. Oktober (.) und (..) weder er noch irgendwer (.) aus dieser Familie hat mich (.) angeschrieben (.) danach (.) und hat (.) erstmal mich gefragt ob ich noch dort bin (.) und dann aber sie kennen ja auch meine Familie aus

Israel (.) von früher (.) ich glaube das hat mich schon so (.) verletzt und ich habe einfach gemerkt so das ist krass dass sie so (..) also (.) ja (.) dass sie einfach so einen Nicht(.)Umgang haben mit dem Ganzen (.) und sich da so abschotten« (Interviewpartnerin 57, Mitte 20).

Die Annahme, dass nahestehende Personen vom Massaker des 7. Oktober wissen und dennoch gegenüber jüdischen Verwandten oder Freund:innen schweigen und nicht nachfragen, wird von den Studienteilnehmenden als tiefe Enttäuschung erlebt – eine Erfahrung, die ihre Beziehungen zum nichtjüdischen Umfeld nachhaltig verändert. Dabei heben Interviewpartner:innen als herausragend und bedeutsam hervor, wenn jemand nach ihrem Befinden fragt. Das Verhalten gegenüber jüdischen Freund:innen erscheint jedoch unvorhersagbar und wenig konsistent. Verschiedene Interviewpartner:innen äußern sich überrascht darüber, wer sich bei ihnen gemeldet habe und wer nicht. Ein Interviewpartner bemerkt, dass sich Personen gemeldet hätten, »von denen das ich gar nicht erwartet hätte«, während »Leute die einem nahe stehen von denen man es erwartet hätte hat man/ haben sich nicht gemeldet« (Interviewpartner 4, Mitte 30). So erleben die Studienteilnehmenden auch in Bezug auf Freundschaften und ihr soziales Umfeld seit dem 7. Oktober eine hohe Unsicherheit.

5.2.3 Modus der offensiven Konfrontation

Neben dem Schweigen und Ausklammern des Themas schildern Interviewpartner:innen offensive Konfrontationen im analogen und digitalen Raum, die teilweise bereits am Abend des 7. Oktober erfolgen und sich seitdem kontinuierlich fortsetzen. Interviewpartner:innen sehen sich in teils intimen Situationen, wie beim gemeinsamen Saunabesuch mit Freund:innen oder auf dem Rückweg vom Kinobesuch, mit rigorosen Statements und Monologen zum Nahostkonflikt konfrontiert. Sie beschreiben als besonders verletzend, dass sie kaum Interesse an ihrer Sichtweise wahrnehmen und nicht nach ihrer Meinung als jüdische Person gefragt wurden. Stattdessen scheint es in ihrer Wahrnehmung in den entsprechenden Situationen oftmals eher darum zu gehen, eine jüdische, israelische Person mit der eigenen Position zu konfrontieren – ohne Rücksicht auf ihre Gefühle und Erfahrungen.

Die Interviewpartner:innen erleben, dass der Terror in den sozialen Aushandlungen in Deutschland sofort politisiert wird. Von Beginn an wird Israel eine Täterrolle

zugeschrieben – und damit auch die Schuld an der gegen Jüdinnen:Juden gerichteten Gewalt, die ebenso nichtjüdische Israelis, Tourist:innen und Arbeitsmigrant:innen traf. Darin wird die antisemitische Figur der Schuldzuweisung für die eigene Verfolgung und Vernichtung offenkundig. Die Interpretation der Ereignisse scheint wie vorgezeichnet, es wird trotz der Tragweite des Massakers auf vertraute, mehrheitsgesellschaftliche etablierte Routinen zur Deutung des Nahostkonflikts zurückgegriffen. Interviewpartner:innen schildern Szenen vom 7. und 8. Oktober, in denen der tödliche Großangriff auf Israel umgehend rationalisiert und in einem distanzierten Modus als vorhersehbar eingeordnet wird. So erinnert eine Interviewpartnerin die Reaktionen von Freund:innen am 7. Oktober:

»und ich saß in meinem nichtjüdisch-jüdischen Umfeld und um mich herum war eine dermaßen Ignoranz (.) ein (.) ein Freund (.) hatte (.) reagiert (..) mit ›ja das (..) war doch klar dass das passiert‹ (.) also ich hatte (.) ich hatte (.) ihm (.) eine Nachricht geschickt und hatte gemeint ›oh mein Gott schau was da (.) was da los ist (.) wie sollen wir damit umgehen‹ und er meinte so ›ja ist doch klar (.) also (.) bei der Regierung und (.) die armen (.) die armen Palästinenser‹ und ich denke mir so ›hey Moment Moment worüber reden wir gerade das ist ein ganz schrecklicher Terroranschlag (.) es geht um Mord (..) wahnsinnig viele Opfer und (..) du kommst mit einer Rechtfertigung als allererste Reaktion (.) gegenüber mir‹« (Interviewpartnerin 55, Ende 30).

In den Erzählungen verbinden sich Wahrnehmungen von und digitale Interaktionen zu Posts in sozialen Medien von Freund:innen mit den Beziehungen und direkten Auseinandersetzungen im analogen Raum. Beispielhaft dafür ist die längere Erzählung eines Interviewpartners, der als junger Erwachsener aus beruflichen Gründen von Israel nach Deutschland gezogen ist. Er schildert, wie eine Person, die er vor dem 7. Oktober »gedated« (Interviewpartner 32, Anfang 40) hatte, ihn am Abend des 7. Oktober in eine Bar zu einem Treffen mit Freund:innen mitnimmt, um ihn abzulenken. Deutlich wird daran, wie Antisemitismuserfahrungen eingebettet in ein Beziehungsgeschehen erfolgen, das auch positive Anteile enthalten kann. An diesem Abend, so erzählt der Interviewpartner, habe ihn die Frau, die er in dieser Zeit trifft, als jüdisch-israelisches »ihr« adressiert mit dem Narrativ des vermeintlich von Palästinenser:innen gestohlenen Landes:

»als ich als ich gesagt habe das ist (.) unerträglich was passiert ist (.) und dann (.) und so was zurückzukriegen [...] ›ja ihr habt das Land

gestohlen (.) ihr dürft nicht mehr (.) nicht in Frieden leben‹« (Interviewpartner 32, Anfang 40).

Er erzählt weiter, dass die Person ihn wenige Tage später proaktiv und unvermittelt auf ihren israelfeindlichen Post in den sozialen Medien aufmerksam gemacht habe:

»und dann hat sie mir geschrieben (.) ›du wirst es nicht mögen was ich jetzt poste (.) (.) aber so ist es (.) falls du Fragen hast (.) gerne (.) falls nicht (.) dann (.) ist es so ne‹ (.) also gar nicht meine Meinung gefragt oder so was und (.) ich hatte so (.) das war so quasi von (.) 100 auf Null (.) ne also das (.) vor ein paar Tage war eine ganz andere Person [...] ((längere Pause)) [Interviewpartner sucht den Post im Mobiltelefon und liest vor] genau (.) hier (.) ›Israel ist nicht das Opfer Israel ist die Hölle (.) sie haben kein Recht auf Frieden (.) solange Völk/ Völkermord und ihre militärische Ausbildung in Palästina weitergehen (.) befreit Palästina« ((längere Pause)) hier (.) ›das ist kein Krieg das ist Unterdrückung (.) und das muss (.) ein für allemal gestoppt werden‹ (.) ja (.) und das war das war kurz danach (.) das war also das war wirklich ganz ganz am Anfang« (Interviewpartner 32, Anfang 40).

Der Studienteilnehmer schildert in dieser Sequenz, wie er kurz nach dem 7. Oktober aktiv auf einen Israel als »Hölle« dämonisierenden Post in den sozialen Medien aufmerksam gemacht wird. Wohlwissend um seinen Schock und die Wirkung des 7. Oktober habe die Person antizipiert, dass der Post ihm Unbehagen bereiten werde (»du wirst es nicht mögen was ich jetzt poste«). Der Interviewte schildert seine Fassungslosigkeit angesichts dieser gezielt verletzenden Handlung. Zugleich formuliert er Verständnis und sucht nach Erklärungen dafür, warum Menschen derartige Inhalte überhaupt befürworten und teilen: »ich stimme nicht zu was sie denkt (.) aber ich kann verstehen vielleicht welche Medien sie bekommt« (Interviewpartner 32, Anfang 40). Er macht einschlägige, auch islamistische Websites für entsprechende Denkweisen verantwortlich. Als Beispiel spricht er länger über Kanäle in den sozialen Medien, auf denen beispielsweise durch verzerrende Schnitte von Aufnahmen die Schilderungen der befreiten Geiseln umgedeutet werden als vermeintliche positive Erfahrung ihrer Zeit im Gazastreifen. Dazu resümiert er:

»und ich kann es verstehen wenn Leute so viele Medien bekommen von (.) von so eine Propaganda würde ich sagen (.) das ist eine Propaganda weil (.) in sozialen Medien haben Juden auch weniger

(.) weniger Präsenz (.) weil (.) weil Juden nur 15 Millionen sind in der ganzen Welt« (Interviewpartner 32, Anfang 40).

Der Interviewpartner thematisiert hier die Allgegenwärtigkeit ideologischer, israel-dämonisierender Propaganda in digitalen Sphären und die damit verbundenen Mehrheits- und Minderheitenverhältnisse.

Wie in diesem Auszug beispielhaft deutlich wird, spielt die gesellschaftliche Aushandlung der Bedeutung des 7. Oktober in sozialen Medien in Interviews eine wesentliche Rolle. Studienteilnehmende gehen ausführlich darauf ein, da die sozialen Medien den Diskurs in ihr Leben hineinragen, mitunter über das Verhalten von Freund:innen in den sozialen Medien. Rasch fällt Interviewpartner:innen ein, dass Personen aus ihrem Umfeld, die üblicherweise Anschläge und Gewalt gegen Minderheiten in den sozialen Medien kommentieren würden, im Fall der Opfer des 7. Oktober keine Stellung bezögen. Ähnlich wie im analogen Raum dominiert auch auf privaten Kanälen in sozialen Medien das Schweigen. Einige Wochen später, nach Beginn der israelischen Militärintervention in Gaza, nehmen die Studienteilnehmenden jedoch klare und deutliche Positionierungen derselben Personen gegenüber dem Krieg in Gaza wahr. Mehrere Interviewpartner:innen betonen in diesem Zusammenhang, wie wichtig das Mitgefühl gegenüber der Zivilbevölkerung in Gaza sei, und dass sie antimuslimischen Rassismus in Deutschland kritisieren würden. Ihre Kritik richte sich vielmehr gegen die Einseitigkeit dieser Positionierung und das gleichzeitige Schweigen gegenüber dem antisemitischen Terror des 7. Oktober.

Interviewpartner:innen berichten, dass sie kurz nach dem 7. Oktober mit Monologen und israeldämonisierenden Statements konfrontiert worden seien. Sie nehmen wahr, dass in den betreffenden Interaktionen nicht nur keine Rücksicht auf ihre Gefühle genommen werde, sondern auch kein Interesse an ihrer Antwort, ihrer Perspektive und Meinung bestehe. Die geschilderten Erfahrungen können dahingehend gedeutet werden, dass in den betreffenden Interaktionen das Gegenüber einer jüdischen oder jüdisch-israelischen Person zur Selbstbespiegelung für die eigene politisch-moralische Positionierung zum gesellschaftlich präsenten Thema des Nahostkonflikts genutzt wird. Entsprechende offensive Konfrontationen objektifizieren Jüdinnen:Juden als Projektionsfläche. Sie können als Angriff auf die Biografie, die Identität und moralische Integrität der Personen wirken. Für die Studienteilnehmenden ist damit eine weitere, nicht selbst gewählte Bewältigungsaufgabe nach dem 7. Oktober verbunden: Sie müssen sich auf die Konfrontationen einstellen und passende Wege finden, ihnen zu begegnen.

Verschiedene Studienteilnehmende schildern, wie sie versuchen sich auf entsprechende Interaktionen vorzubereiten. Sie erzählen, dass sie nach dem 7. Oktober umfassend zur Geschichte des Konflikts gelesen und sich bemüht hätten, gut vorbereitet in Gespräche zu gehen. Jedoch würden sie erleben, wie sie bei nichtjüdischen Freund:innen und Bekannten mit diesem Ansatz scheitern. Auf Diskussionsversuche werde ihnen mit aus ihrer Sicht einseitig-verkürzten, vorgefertigten Statements geantwortet, oftmals in Form von Kacheln aus den sozialen Medien und in aggressiver Form. Ein in einem südamerikanischen Land aufgewachsener Interviewpartner schildert diese von anderen Studienteilnehmenden ähnlich berichtete Erfahrung wie folgt:

»I was trying to carry out conversations to (.) try (.) to make them understand that it was (..) a very big shock for (.) for Israel and for Jews and that's (.) there was no black and white [...] very easily just one word or one sentence it would (.) turn things and they would respond very aggressively and (.) and yeah that (.) it was very hard because then (.) all of the sudden I saw antisemitism which I thought I would (.) not (.) see from anyone I knew in person you know« (Interviewpartner 25, Anfang 50).

Der Interviewpartner sieht sich mit direktem, offenem Antisemitismus konfrontiert, den er nicht in seinem Umfeld erwartet hätte. Ähnlich wie andere Studienteilnehmende beschreibt er diese Erfahrung aus Diskussionsversuchen als eine weitere Belastung, die ihn zunehmend erschöpfe:

»it was (..) yeah like (.) it was just a thing of this whole period of being (.) very exhausted (.) thinking about it (.) all the time (.) because (.) every day I was thinking (.) how I could (.) try to explain (.) a friend (..) what (.) what had happened« (Interviewpartner 25, Anfang 50).

Zu den Monaten nach dem 7. Oktober beschreiben Studienteilnehmende, wie sie einen leisen oder auch explizit begründeten, aktiven Rückzug von Freund:innen und Bekannten spüren und erleben würden. Sie berichten, wie ihnen in den sozialen Medien entfolgt werde und ihre persönlichen und beruflichen Netzwerke ausdünneten. Sie erlebten, wie sie zur Projektionsfläche für israelbezogene Statements und teilweise auch antisemitische Adressierungen würden, sofern sie sich nicht explizit antizionistisch positionieren würden. Ihr Schmerz und ihre Belastung fänden im nichtjüdischen Umfeld überwiegend keine Resonanz, würden übergangen und

ausgeklammert. Zwischenmenschliche Gesten der Nachfrage und Anteilnahme blieben oft aus. Die Folge seien stark verkleinerte Freund:innenkreise:

»also ich (.) ich war halt immer so künstlerischen und linken Kreisen (..) und (.) ich glaube wirklich dass mein (..) so Bezugskreis sich halbiert hat« (Interviewpartnerin 45, Mitte 20).

Mehrere Studienteilnehmende nutzen in diesem Zusammenhang dieselbe Formulierung, indem sie resümieren, dass sie wegen der Reaktionen auf den 7. Oktober ihre »politische Heimat verloren« (Interviewpartnerin 3, Ende 20) hätten:

»ich habe aber auch diese politische Heimat der Linken (.) verloren für mich an der Stelle wo ich einfach gemerkt habe dass es (.) krass (.) viel Antisemitismus gibt« (Interviewpartner 37, ohne Altersangabe).

Einige Interviewpartner:innen schildern, wie sie seit dem 7. Oktober ein einseitiges Adressieren eines Fehlverhaltens Israels erlebten. Die Verantwortung der Islamischen Republik Iran und der von dem iranischen Regime unterstützten Terrororganisationen (Proxys), die am Terrorangriff des 7. Oktober direkt beteiligt waren, würden dabei ideologisch ausgeblendet. Diesen verbreiteten Modus und die damit verbundene Stimmung aus Gesprächen und Beziehungen beschreibt eine Interviewpartnerin wie folgt:

»was Israel da macht und was die IDF da macht und das geht doch nicht und (..) ((seufzt)) ((längere Pause)) da (.) das tut alles so weh (.) dieses (.) dieses Unwissen (.) von den Menschen und gleichzeitig aber (.) immer nur (.) draufhauen auf Israel (.) und immer nur (.) böse sein mit Israel und (.) alles verkehren also (.) klassische (.) Täter-Opfer-Umkehr (..) wirklich so die Welt steht völlig auf dem Kopf (.) und selbst (.) intelligente gebildete Menschen« (Interviewpartnerin 59, Mitte 60).

Das Nichtwissen um oder die systematische Ausblendung der geopolitischen und ideologischen Verflechtungen, etwa die Rolle der Regierung der Islamischen Republik Iran und der von ihr unterstützten Organisationen, führt dazu, dass die Verantwortung für den 7. Oktober und seine Folgen ausschließlich bei Israel verortet wird. Dadurch wird das komplexe Gefüge ideologischer Kämpfe unsichtbar gemacht und die Täter(gruppen) selbst aus der öffentlichen Wahrnehmung verdrängt. Diese Ausblendung und Verkürzung begünstigen eine antisemitische Essentialisierung Israels: Israel erscheint nicht mehr als handelnder Staat in einem vielschichtigen

geopolitischen Kontext, sondern als alleinige Ursache von Gewalt in der Region (vgl. Rensmann 2021). Dadurch werden Vereinfachung und Komplexitätsreduktion durch die Figur der antisemitischen Personifizierung möglich gemacht. Auf diese Weise werden Juden pauschal und quasi ontologisch mit Schuld und Aggression identifiziert. Die ideologische Funktion dieser Ausblendung liegt somit darin, die Realität des Terrors und seiner transnationalen Einbettung zu verschleiern und stattdessen Israel zur Projektionsfläche antisemitischer Zuschreibungen zu machen.

Der Modus der offensiven Konfrontation drückt sich auch in übergriffigen, die Integrität und Würde schädigenden Formen aus. Studienteilnehmende schildern, wie sie mit Chat-Nachrichten bedrängt würden, ihnen von Freund:innen, Kolleg:innen und Bekannten ungewollte Gespräche zu Israel und Gaza aufgezwungen und sie dabei teilweise angeschrien würden. Ein Beispiel für solche Grenzüberschreitungen ist die folgende längere Sequenz, in der eine Studienteilnehmerin schildert, wie sich eine Freundin um sie gesorgt habe, als sie am und nach dem 7. Oktober in Israel ist und zunächst nicht zurückfliegen kann. Nach ihrer Rückkehr und mit Beginn der israelischen Militärintervention habe diese Freundin innerhalb einer Woche vom Modus der Fürsorge in den Modus der aggressiven Konfrontation gewechselt. Die Studienteilnehmerin scheint zur Projektionsfläche für die politischen Vorstellungen und Deutungen der Freundin zu werden. Die Interviewpartnerin wird mit Umdeutungen und Verleugnungen der extremen Gewalt am 7. Oktober konfrontiert, sie wird in Nachrichten bedrängt und am Telefon in einer Form angeschrien, die sie als »der blanke Hass« beschreibt:

»sie hat mir auch (..) irgendwelche TikTok-Videos geschickt aus Gaza (.) und (.) hat immer mehr (.) den 7. Oktober (.) in Frage gestellt (.) und (.) so in der Art »nee die Frauen (.) die (.) die die Frauen mit den blutigen Hosen (.) auf den (.) Transportflächen dieser Lastwagen (.) die hatten bestimmt ihre Tage das ist nur Menstruationsblut und das (.) das das war keine Vergewaltigung (.) und die kümmern sich bestimmt um diese Frauen« [...] also das wurde wirklich von Tag zu Tag (.) wurde das extremer (.) und (.) sie wurde aggressiver mir gegenüber (..) und (..) und dann bin ich am Samstag (..) das war (.) genau eine Woche nach dem 7. Oktober ja (.) am 14 Oktober (.) bin ich morgens aufgewacht (.) und hatte (.) bestimmt (..) 20 30 Sprachnachrichten von ihr auf meinem WhatsApp (.) und (.) es war alles (.) es war wirklich ((längere Pause)) Moment kurz ((längere Pause)) es war wirklich (.) es war der blanke Hass also sie hat mich nur angeschrien« (Interviewpartnerin 43, Mitte 40).

Wie dieser Auszug exemplarisch zeigt, erleben Interviewpartner:innen, dass selbst nahe Freund:innen, die am 7. Oktober noch Anteilnahme zeigten, mit Beginn des Kriegs gegen die im Gazastreifen herrschende Hamas den Blick auf die Situation im Gazastreifen richten, ohne die Komplexität der Situation, in der sich die Israelis und die jüdische Diaspora befinden, zu verstehen. Ermöglicht wird diese affektive und moralisch aufgeladene Position zu Gaza durch die Verleugnung und Umdeutung des vorausgegangenen Massakers, der Morde, der sexualisierten Gewalt und der Geiselnahmen, wie in der obigen Sequenz deutlich wird. So werden etwa Bilder entführter, blutender Frauen auf den »Transportflächen« zu »Menstruationsblut« umgedeutet; die Täter erscheinen beinahe in einer fürsorglichen Rolle (»die kümmern sich bestimmt um diese Frauen«), wodurch die Gewalt verharmlost wird. Die Fähigkeit zur Resonanz auf die Morde, Misshandlungen und Entführungen wird offenbar überdeckt durch die moralisch erhabene Position, die in einem binären Schema gefangen bleibt. Die Anteilnahme wird trotz Freundschaft entzogen und Jüdinnen:Juden werden als vermeintliches Täter:innenkollektiv adressiert: »also das wurde wirklich von Tag zu Tag (.) wurde das extremer (.) und (.) sie wurde aggressiver mir gegenüber«. Die Verantwortung der im Gazastreifen herrschenden Hamas und weiterer Terrororganisationen für das Massaker und ihre Mitverantwortung für den brutalen Kriegsverlauf werden dabei ausgelassen. Die Interviewpartner:innen sehen sich bereits kurz nach dem 7. Oktober mit einer einseitigen Dämonisierung Israels konfrontiert, hinter der ihr Schmerz, ihre Sorgen und ihre Belastung angesichts des Antisemitismus in Deutschland keine Berechtigung zu haben scheinen und im nichtjüdischen Umfeld kaum Resonanz finden.

5.2.4 Modus der doppelten Standards für jüdische Betroffene von Gewalt und Terror

Ein größerer Anteil der Studienteilnehmenden beschreibt sich eigeninitiativ im Interview als politisch linksstehend, als queerfeministisch und als biografisch verbunden mit linken Szenen und Communities. Die Entsolidarisierung und ausbleibenden zwischenmenschlichen Gesten nach dem 7. Oktober werden in Bezug auf diese Milieus und Szenen als besonders schmerzhaft erlebt, da sie im Kontrast zum solidarischen Selbstverständnis und zum eigenen zuvor gelebten solidarischen Handeln stehen. Diesen Kontrast formuliert eine Interviewpartnerin wie folgt:

»die Enttäuschung (...) darüber wie so die Freunde und eigentlich die Leute die man immer selbst zurück supportet hat also jetzt nicht mal

so Menschen an sich sondern Bewegungen (.) zu sehen wie (.) so die und die Welt (..) reagieren das hat (...) das hat schon echt wehgetan also (..) ich glaub (.) erst ab Februar oder so habe ich aufgehört jeden Tag zu weinen« (Interviewpartnerin 45, Mitte 20).

Schmerzlich erleben die Interviewpartner:innen vor allem, dass aus den Communities, mit denen sie sich bislang verbunden gefühlt hätten, selbst die einfache Nachfrage ausbleibt, wie es ihnen gehe und ob sie oder ihre Familien in Israel direkt vom Massaker betroffen seien:

»none of this community that I was a part of or people that I had contact I am talking about (.) a lot of people (.) none of them approached me (.) none of them asked me (.) how I am (.) if my family is alive« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Die ungleichen Reaktionen auf den Terror gegen Menschen in Israel im Vergleich zu den Reaktionen auf andere Gewaltverbrechen und Anschläge führen einigen Studienteilnehmenden vor Augen, dass für Jüdinnen:Juden und Israelis in Bezug auf Gewalterfahrungen und Bedrohung andere Regeln zu gelten scheinen:

»das hab ich sofort gemerkt die (.) das Schweigen der Menschen die Empathielosigkeit (.) die mich (.) bestürzt hat (.) also ((längere Pause)) ja ((seufzt)) (..) ((weinen)) [...] wo mir erstmal klar wurde (.) dass (..) ja quasi [...] ich bin ja auch Teil dessen (..) Leid und Leben (.) irgendwie anders gewichtet werden« (Interviewpartner 4, Mitte 30).

Diese Erkenntnis resümiert eine andere Interviewpartnerin in der Formulierung: »it [October 7] also gave me ((sighs)) (..) the truth« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40). Sie ist aus beruflichen Gründen von Israel nach Deutschland gekommen, verstand sich in Israel als Teil der linken Szene und setzte sich für eine palästinensisch-israelische Koexistenz ein (Interviewpartnerin 79, Anfang 40). Nach dem 7. Oktober meldete sich niemand aus den künstlerischen Netzwerken, denen sie sich in Deutschland zugehörig fühlte und in denen sie sich bis dahin als gut vernetzt erlebte. Im Interview spricht sie, ähnlich wie andere, von einer politischen Neuordnung. Vertraute Kategorien von Links und Rechts würden nach dem 7. Oktober für sie als Orientierung nicht mehr funktionieren, da sich Personen, Gruppen und Bewegungen aus allen politischen Spektren an der Erzeugung der antisemitischen Atmosphäre aktiv beteiligten.

5.2.5 Modus der Schuldzuweisung

Neben dem Solidaritätsentzug und offen antiisraelischen und antisemitischen Adressierungen beschreiben Studienteilnehmende auch die einseitigen Schuldzuweisungen als verstörend und belastend. In den entsprechenden Interaktionen fühlt sich eine Interviewpartnerin »wie die Rechtsanwältin von (.) von Israel (.) die die Israel verteidigen muss und die der Welt sagen muss wie furchtbar das alles war« (Interviewpartnerin 43, Mitte 40).

Als verletzend wird erlebt, dass eigentlich geächtete Gewaltformen wie der systematische Einsatz sexualisierter Gewalt gegen Kibbuzbewohner:innen und Festivalbesucher:innen, aber auch das unterschiedslose Ermorden und Entführen von Babys, Kindern und Erwachsenen nicht zu Empathie oder zumindest einer Anerkennung der Ereignisse als illegitimer Terror führen. Stattdessen werden auch diese Handlungen in die Logik der Legitimation des Angriffs als vermeintlicher Widerstand einbezogen. Einige Interviewpartner:innen gehen auf ihre Erschütterung ein, dass auch die umfassend belegte sexualisierte Gewalt in Schuldumkehr einbezogen wird. So führt eine Studienteilnehmerin aus, dass es »schmerzhaft« gewesen sei zu realisieren, dass sie als Jüdin und regelmäßig nach Israel reisende Person sowohl von der Gewalt als auch von der Legitimation der Gewalt durch nahestehende Personen hätte betroffen sein können:

»es war irgendwie (..) sehr (..) schmerzhaft zu verstehen dass nicht nur (.) Bekannte sondern auch Freunde das halt so (...) also so angenommen ich wär jetzt zum Beispiel beim Nova Festival gewesen (.) wo die Wahrscheinlichkeit nicht gering ist so dass (.) wär eigentlich voll mein Ding gewesen wenn ich einfach in dem Jahr in Israel gewesen wär so dass es dann wirklich Leute in meinem Umkreis gibt die gesagt hätten wenn mir was passiert wäre die gesagt hätten »ja (.) sei halt einfach nicht in einem occupied land (.) selbst schuld« (.) also (.) naja das waren halt von (.) fernen Bekannten bis wirklich zu (.) Freundschaften die ich schon so seit fünf sechs sieben Jahren habe« (Interviewpartnerin 45, Mitte 20).

Das Interview wurde kurz nach dem Angriff des Regimes der Islamischen Republik Iran auf Israel im Frühjahr 2024 geführt, wozu die Interviewte anmerkt: »jetzt dieser (.) Angriff vom Iran und dann so (.) wieder zu sehen wie Leute so sagen »ey (..) selbst schuld«« (Interviewpartnerin 45, Mitte 20). Deutlich wird, dass sich die zum 7. Oktober geschilderten Reaktionen und einseitigen Schuldzuweisungen bei jedem

neuen Terroranschlag und Angriff gegen Israel wiederholen. Die Studienteilnehmenden schildern eine zyklische Wiederkehr dieser Reaktionsmuster und beginnen, sich teilweise infolgedessen zurückzuziehen und Orte und soziale Konstellationen, die mit entsprechenden Erfahrungen verbunden werden, zu meiden.

5.2.6 Modus der diskursiven und politischen Benutzung jüdischer Positionen

Im Zusammenhang mit den Reaktionen des nichtjüdischen Umfelds thematisieren Interviewpartner:innen ihre Beobachtung, dass Jüdinnen:Juden unter Druck gesetzt würden, sich von Israel zu distanzieren und antizionistische Positionen einzunehmen. Sozial belohnt würden solche Positionen mit Anerkennung und der Rückgewinnung der gesellschaftlichen Inklusion und Zugehörigkeit zu Gruppen und beruflichen Netzwerken.

Eine in der Ukraine aufgewachsene Interviewpartnerin geht auf die Effekte des zunehmenden »gesellschaftlichen Drucks« ein, durch den Jüdinnen:Juden »ganz klar belohnt« werden würden, wenn sie eine mehrheitsgesellschaftlich erwünschte und anerkannte Position einnehmen und ausschließlich das Fehlverhalten Israels kritisierten. Nicht belohnt bis hin zu sozial sanktioniert würden hingegen Selbstthematisierungen der jüdischen Erfahrung mit dem organisierten Terror:

»also man erlebt das dass Menschen aufhören mit einem zu sprechen (..) also selbst bei (.) bei eben (.) die Ukraine wird angegriffen (..) sie muss sich verteidigen (.) und dann (.) wird dir vorgeworfen du bist jetzt irgendwie voller Hass und Kriegstreiberin (.) weil du (.) weil du (.) sozusagen nicht für (.) nicht aktiv (.) für Verhandlungen mit Russland stehst oder so was und jetzt ist das ja genauso jetzt sind wir ja alle irgendwie für (.) für ceasefire (.) und ja und ich glaube eben in dem Zusammenhang dass es deswegen auch zunehmend mehr [...] Menschen (.) geben wird in der Öffentlichkeit die als Tokens (.) als jüdische Tokens dann sagen werden (.) aber ich bin jüdisch und das was dort passiert ist genau dasselbe was Nazis gemacht haben und so weiter und so fort (.) dass das auch (.) Ergebnis ist eines gesellschaftlichen Drucks (.) zum Teil (.) also klar eine individuelle Meinung oder Entscheidung aber das ist etwas was belohnt wird was ganz klar belohnt wird (..) und das andere wird nicht belohnt ((längere Pause))« (Interviewpartnerin 33, Ende 30).

In dem Vergleich der Interviewpartnerin zu den in Deutschland mehrheitsfähigen Erwartungen an Ukrainer:innen und an Jüdinnen:Juden wird exemplarisch deutlich, wie sich die Parallelität der in Deutschland geführten Diskurse zum russischen Angriff auf die Ukraine und zum Angriff auf Israel insbesondere für Jüdinnen:Juden mit ukrainisch-israelischen Familienbiografien auswirken. Des Weiteren thematisieren Interviewpartner:innen, ähnlich wie im obigen Zitat, die Wirkung der antizionistischen Mobilisierung, durch die eine Form von diskursivem Belohnungssystem entsteht. In diesem sind nur bestimmte jüdische Positionen erwünscht. Jüdinnen:Juden werden unter Druck gesetzt, sich antizionistisch zu zeigen oder aber sich mit ihren Perspektiven, Erfahrungen und Einschätzungen vollständig zurückzuhalten.

Ein weiterer Studienteilnehmer schildert, wie in Diskussionsverläufen von nicht-jüdischen Personen der Verweis auf »Jewish voices« (Interviewpartner 38, Ende 30) als Bestätigung und Referenz benutzt werde, um den eigenen antisemitischen Deutungen der Ereignisse eine Legitimität zu verleihen. Der Interviewpartner sagt, wie ihn dieses Benutzen einzelner jüdischer Stimmen zu einem Rückzug aus den betreffenden Diskussionen und Kontakten führe:

»it's people who are not ignorant it's people who are educated (.) it's people who (.) cancel and speak out about anybody else (.) but when it comes to antisemitism (.) they basically don't want to see it and (.) use Jewish voices that support them as (.) as a sort of some kind of token (.) and yeah I just don't like this so (.) I guess I just stop engaging« (Interviewpartner 38, Ende 30).

Daneben gibt es zwei Interviewpartner:innen, die sich selbst im Interview als antizionistisch positionieren. Eine in Israel aufgewachsene Studienteilnehmerin thematisiert die Benutzung jüdischer Positionen in einer anderen Form als in den obigen zitierten Beispielen. Sie sieht eine Instrumentalisierung des Judentums, um politische Anliegen der jeweiligen deutschen und israelischen Regierungen durchzusetzen:

»I think since the (..) 7th of October at least here in Germany (.) I see that ((longer pause)) I think just Judaism is (.) being tokenized so much ((laughs)) (.) and is being (.) and and (..) it (.) is be/ (.) yeah Judaism is being tokenized is being really (.) hijacked (.) for (..) political push whether it's from the (.) you know government and (.) Olaf Scholz like (.) shaking hands with (.) with Benjamin Netanjahu« (Interviewpartnerin 22, Ende 20).

Die Interviewpartnerin ordnet ihre eigene antizionistische Position als eine in israelischen Communities eher seltene, aber durchaus vorhandene Perspektive ein. Ähnlich wie andere Interviewpartner:innen beschreibt auch sie die Schwierigkeit, im deutschen Diskurs als Israelin eine komplexe Sichtweise zu vermitteln. Darin zeigt sich, dass die Erfahrung eingeschränkter Sprech- und Resonanzräume auch innerhalb des Samples aus unterschiedlichen, teilweise gegensätzlichen politischen Positionierungen heraus artikuliert wird.

5.2.7 Zusammenfassung

Der 8. Oktober steht im Anschluss an die Deutungen von Eva Illouz (2025) für die soziale Aushandlung der Ereignisse um den 7. Oktober in der nichtjüdischen Welt und im Umfeld der Interviewpartner:innen. Im Datenmaterial wird deutlich, wie die kollektiv erlebten Reaktionen in der Gesamtwirkung eine weitere gewaltförmige Erfahrungsdimension darstellen. Nachfragen nach dem Wohlergehen der Interviewpartner:innen und ihrer Familie werden als stützende Ausnahme erlebt. Es überwiegen Praktiken, die von Schweigen und Ausblendung über offensive Konfrontation, Anwendung doppelter Standards für jüdische Betroffene bis hin zur Schuldumkehr und Verherrlichung des Massakers reichen. Hinzu kommt die Beobachtung von Interviewpartner:innen, dass einzelne jüdische Positionen zur Rechtfertigung genutzt werden. Die geschilderten Szenen und Erfahrungen weisen eine hohe Ähnlichkeit auf, was auf soziale Praktiken und Routinen der Deutung und des Umgangs verweist, mit denen die Studienteilnehmenden gezwungen sind umzugehen. Die Modi der Reaktionen im nichtjüdischen Umfeld zeigen sich in den weiteren Interviews als wiederkehrende Erfahrungen. Interviewpartner:innen erleben Varianten und Facetten dieser Modi auch im Bewegen im öffentlichen und digitalen Raum, bei der Nutzung der öffentlichen Infrastruktur, am Arbeitsplatz und in Institutionen der Erziehung und Bildung. Auf sozialer Ebene wirken diese Erfahrungen exkludierend. Die soziale Umgebung hält und stützt nach dem 7. Oktober oftmals nicht. Teilweise enden Liebesbeziehungen und Freundschaften, Bekanntenkreise brechen weg, die Identifikation mit politischen Milieus, Szenen und Gruppen geht verloren. Der Einschnitt durch die extreme Gewalt am 7. Oktober vertieft sich in Form von Brüchen und Einschnitten infolge der Reaktionen der nichtjüdischen Umgebung.

5.3 Psychophysiologische Auswirkungen des 7. Oktober

Die Ereignisse des und nach dem 7. Oktober haben das Potenzial tiefgreifend zu verstören und sich auch auf psychophysiologischer Ebene niederschlagen. Sowohl zu Beginn der Erhebung als auch im weiteren zeitlichen Verlauf schildern Interviewpartner:innen ungefragt von Anpassungsreaktionen, von dissoziativem Erleben, Ängsten, Panikattacken, Intrusionen und sozialem Rückzug sowie von Stressreaktionen wie Schlafstörungen, Herzrasen und anhaltender Erschöpfung.

Obwohl der Großteil der Studienteilnehmenden die Gewalt des 7. Oktober nicht unmittelbar selbst erlebte, berichten sie von erheblichen psychischen und körperlichen Belastungsreaktionen am und nach den Ereignissen. Die räumliche Distanz zum Ereignis der Gewalt schließt eine traumatische Wirkung nicht aus, insbesondere dann, wenn die Gewalt über familiäre und soziale Beziehungen, Bilder und Berichte sowie über die Identifikation mit den Angegriffenen vermittelt und zugleich als Bedrohung des eigenen jüdischen Kollektivs erfahren wird. In Interviews und Gruppendiskussionen wird deutlich, dass die Erfahrung des 7. Oktober sich in emotionaler Überwältigung und teilweise in starken Belastungsreaktionen manifestiert. Die Erhebungen fanden in einer Phase statt, in der die Gewalt des und nach dem 7. Oktober nicht abgeschlossen war, sondern in Form von Raketenangriffen, Anschlägen und Anschlagsaufrufen, der Ermordung von Geiseln sowie deren medialer Zurschaustellung durch die Täter:innen fort dauerte. Die hohe emotionale Relevanz des 7. Oktober zeigte sich teilweise in der fragmentierten Sprache der Studienteilnehmenden, ihren kreisenden und suchenden Formulierungen, teils sehr ausführlichen Beschreibungen des 7. Oktober sowie in affektiven Reaktionen wie Weinen während der Interviews. Charakteristisch für die Gespräche ist das Bedürfnis vieler Interviewpartner:innen, ihre Erfahrungen mit dem Forschungsteam zu teilen – ein Bedürfnis, das einige teils schon zu Beginn, teils im Verlauf der Interviews ausdrücklich benennen und die Entscheidung, an der Studie mitzuwirken, damit erklären.

Für die Einordnung der vorliegenden Befunde ist zentral, dass das Studiendesign keine Aussagen darüber erlaubt, ob bei den Teilnehmenden eine Traumafolgestörung besteht. Die Interviews stellen keine klinische Erhebung dar und zielten nicht systematisch auf die Erfassung diagnostischer Kriterien. Die selbstthematisierten Reaktionen der Studienteilnehmenden sind deshalb nicht als diagnostische Befunde, sondern als Hinweise auf subjektiv empfundene, traumabezogene Belastungen zu verstehen. Auch unterhalb der Schwelle einer klinischen Störung können die Belastungen, die von biografisch und kollektiv bedeutsamen Gewaltereignissen wie dem 7. Oktober ausgehen, die individuelle Bewältigungs- und Anpassungsfähigkeit

zeitweilig überfordern und sich in unterschiedlichen psychischen und körperlichen Symptomen zeigen (vgl. Maercker 2013).

5.3.1 Anzeichen sekundärer Traumatisierung

Extremgewalt wie ein Terroranschlag vom 7. Oktober kann auch bei Menschen, die das Ereignis nicht unmittelbar selbst erlebt haben, eine potenziell traumatisierende Wirkung entfalten. So können die indirekt Betroffenen ein sekundäres, auch ein indirektes oder stellvertretendes Trauma infolge eines traumatischen Ereignisses entwickeln, ohne direkt dabei gewesen zu sein (vgl. van der Kolk 2014; McCann / Pearlman 1990; Herman 1992 [2018]). Das Miterleben von Gewalt über mediale Darstellungen oder Berichte von Überlebenden, kann zudem nachhaltige psychische Erschütterungen hervorrufen und bereits bestehende Reaktionen infolge der bloßen Information über das Gewaltereignis erheblich verstärken. Hinzu kommt, dass einige der Studienteilnehmenden durch das soziale und familiäre Umfeld mit den Betroffenen des 7. Oktober verbunden sind – teilweise durch die Bekanntschaft oder Freundschaft mit den Geiseln und ihren Angehörigen, mit Familien der (verwundeten oder gefallenen) Soldat:innen oder auch mit den Angehörigen der von Anschlägen und Entführungen Betroffenen.

Die Interviewpartner:innen schildern psychische und körperliche Reaktionen, die unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Angriffs einsetzten, sowie Veränderungen, die sie erst mit zeitlichem Abstand wahrnahmen oder mit dem 7. Oktober in Verbindung brachten. Eine Interviewpartnerin, die als Lehrerin tätig ist, berichtet im Interview, dass sie nach dem 7. Oktober oft krank gewesen sei und noch zum Zeitpunkt der Interviews unter Schlafstörungen leide:

*»ich (.) wache jede Nacht um 3 Uhr auf und (..) ja und schlaf nicht mehr«
(Interviewpartnerin 17, Ende 40).*

Neben ihren eigenen Reaktionen geht die Interviewpartnerin auch auf die Reaktionen ihrer 14-jährigen Tochter auf den Terroranschlag ein. Sie sagt, ihre Tochter habe mit einer »Angstattacke« reagiert, als in der Schule der Angriff besprochen wurde:

»meine Tochter mit (.) die ist 14 und die (.) blockt ganz bewusst weil sie (.) die hatte kurz danach die haben das in der Schule besprochen die hatte eine Angstattacke (.) und daraufhin hat sie aufgehört sich damit zu befassen« (Interviewpartnerin 17, Ende 40).

Beispielhaft deutlich wird in der Sequenz, wie Interviewpartner:innen sich infolge der traumatisierenden Wirkung der Bilder des 7. Oktober aktiv dafür entscheiden, auf Informationen zu verzichten, um sich oder auch Kinder vor der Überwältigung zu schützen.

Mehrere Interviewpartner:innen berichten infolge des 7. Oktober von somatischen Beschwerden wie Insomnie, Appetitminderung, Antriebslosigkeit, Panikepisoden und schildern Symptome ausgeprägter Affektlabilität mit häufigem Weinen, Niedergeschlagenheit, Trauer und depressiver Verstimmung. So beschreibt eine junge Studienteilnehmerin, die in Zentralasien geboren ist und Familie in Israel hat, die zeitliche Dimension ihrer Reaktion auf die Ereignisse in Israel:

*»erst ab Februar oder so habe ich aufgehört jeden Tag zu weinen«
(Interviewpartnerin 45, Ende 20).*

Andere Interviewpartner:innen berichten von langfristigen physiologischen Veränderungen wie Tinnitus, Neurodermitis oder auch Verschlimmerung von anderen chronischen Krankheiten infolge der Ereignisse um den 7. Oktober. Manche beschreiben den Verlust der Kontrolle über den eigenen Körper, geben an, unter Herzrasen und Panikattacken zu leiden, wie diese Interviewpartnerin:

*»ich hatte gerade in den ersten Wochen immer mal wieder so (.)
Herzrasen (.) hab ich das Gefühl das Herz springt mir aus der Brust«
(Interviewpartnerin 10, Anfang 30).*

Eine Interviewpartnerin, die mit einer Geisel bekannt ist, berichtet, dass sie lange »nicht [habe] essen« können, »rund um die Uhr müde« gewesen sei, »aber trotzdem nicht geschlafen« habe (Interviewpartnerin 21, Anfang 40). Sie verdichtet ihr Erleben nach den Massakern und dem von ihr »tagtäglich« medial beobachteten Hass im Bild einer »Paralyse« und schildert zudem, dass sie sich »drei Wochen gar nicht mehr bewegen konnte« (Interviewpartnerin 21, Anfang 40).

Eine andere Interviewpartnerin schildert bereits zu Beginn des Interviews, wie stark sie die Ereignisse des und nach dem 7. Oktober auch körperlich belasten. Das Sprechen darüber gehe bei ihr mit erschwelter Atmung einher; zugleich nehme sie wahr, dass ihr die Versprachlichung des Erlebten bei dessen Verarbeitung helfe. Darin zeigt sich eine Gleichzeitigkeit von körperlicher Aktivierung und dem Bedürfnis, das Erlebte durch das Sprechen einzuordnen und bearbeitbar zu machen:

*»also mich hat das wahnsinnig erschüttert (.) das war (.) ich glaube so war und ist bis heute eigentlich so (.) mit das krasseste (.) was ich erlebt habe (.) vielleicht sogar tatsächlich (.) vor allem im Bezug auf Antisemitismus also (..) auch wenn ich darüber spreche merke ich dass mich das so körperlich (.) total mitnimmt (.) also wenn ich immer wieder so darüber spreche also schlecht Luft bekomme zum Beispiel (.) andererseits (.) hilft es mir auch sehr darüber zu sprechen (..) für mich ist dieser Tag der 7. Oktober (.) sehr verschwommen«
(Interviewpartnerin 69, Anfang 30).*

Sie erinnert den 7. Oktober als »sehr verschwommen«. Ähnliche Schilderungen anderer Studienteilnehmender können als Hinweise auf eine veränderte Realitätswahrnehmung und Formen dissoziativen Erlebens am Tag des Angriffs und teilweise auch in den darauffolgenden Wochen gelesen werden. Die zunächst kaum integrierbaren Informationen und Bilder aus Israel erscheinen fragmentiert oder unwirklich und werden auf Distanz gehalten. In den Schilderungen wird sichtbar, dass die Teilnehmenden sowohl die einzelnen Dimensionen des Angriffs als auch dessen Bedeutung für die veränderte Gesamtsituation nach dem 7. Oktober erst schrittweise an sich heranlassen können.

5.3.2 Wirkung der digital vermittelten Gewalt

Während das Massaker im Süden Israels noch andauerte, wurden Aufnahmen der Morde, Zerstörung und Geiselnahmen über die sozialen Medien verbreitet. Dadurch verstärkte sich die Wirkung des Terrors als eine Form kollektiver Gewalt auf jene, die mitgemeint waren und sich zum Zeitpunkt des Geschehens nicht vor Ort befanden. Eine Interviewpartnerin, Künstlerin aus Deutschland, beschreibt ihre Reaktionen auf die gewaltvollen Bilder und Berichte aus Israel in den Wochen und Monaten nach dem 7. Oktober als Symptome, die sich bei ihr vor allem auf der affektiv-körperlichen Ebene manifestieren:

»ja (.) und das war (.) das war im Januar Februar so schlimm (.) weil ich (.) eben (.) drei vier Stunden am Computer war und (.) die Berichte anhörte und (.) dann konnte ich nicht essen (..) und (..) die Berichte anschaute« (Interviewpartnerin 20, Anfang 60).

Sie fühle sich »schutzlos« (Interviewpartnerin 20, Anfang 60) angesichts der verstörenden Ereignisse und auch aufgrund der Reaktionen darauf in der Kunstszone, in der sie seit Jahren aktiv sei. Diese sei für sie nun, im Gegensatz zu der Zeit davor, kein »Schutzschild« mehr (Interviewpartnerin 20, Anfang 60). Der von ihr genannte Zeitraum »Januar Februar« nach dem Massaker im Oktober 2023 verdeutlicht, dass dieser Zustand über einen längeren Zeitraum andauerte. Exemplarisch deutlich wird in diesem Abschnitt zudem das von zahlreichen Interviewpartner:innen beschriebene Phänomen, sich nicht von Informationen, Bildern und Diskussionen in den sozialen Medien zum Massaker und zu den Geiselnahmen lösen zu können und gleichzeitig zu merken, dass die Bilder ihre Belastung erhöhen. Andere entscheiden sich, teilweise infolge von Zusammenbrüchen, aktiv gegen eine solche Beschäftigung. Manche verlassen die sozialen Medien angesichts der massiven gewaltförmigen Umdeutungen der Ereignisse und der Verhöhnungen der Opfer des 7. Oktober, die sie dort vorfinden. Eine Interviewpartnerin spricht ausführlich im Interview über die Wirkung der Nachrichten, der digital verbreiteten Bilder und der gewaltförmigen Aushandlung der Ereignisse in den sozialen Medien. Sie wurde in Deutschland geboren und ihre Eltern sind als Kontingentgeflüchtete aus einem postsowjetischen Land migriert. Zunächst schildert sie die verstörende Wirkung der Informationen aus Israel, mit denen sie sich zunächst noch nicht detailliert auseinandersetzen kann:

»ich hatte das Gefühl dass ich auch (.) sozusagen auf den (.) Terror (.) auch erstmal noch gar nicht ich konnte mir noch gar nicht die Nachrichten durchlesen und noch nicht (.) im Detail (.) überhaupt drauf eingehen was passiert ist [...] ich konnte eigentlich nichts machen ich konnte nicht (.) nicht richtig arbeiten ich hab eigentlich/ ich bin aufgestanden hab geweint und ich hab (.) ich bin (.) ins Bett gegangen und hab geweint« (Interviewpartnerin 3, Ende 20).

Die Interviewpartnerin erinnert sich daran, dass sie die über soziale Medien verbreiteten Nachrichten nur schrittweise erfassen und in ihrer Tragweite realisieren konnte. Die psychische Erschütterung zeigt sich unter anderem in regelmäßigem Weinen am Morgen und am Abend. Für die Monate nach dem Massaker beschreibt sie ihre alltägliche Handlungs- und Arbeitsfähigkeit als stark eingeschränkt. Ihr Umgang mit Nachrichten und sozialen Medien ist dabei durch eine Bewegung zwischen Vermeidung und erneuter Hinwendung gekennzeichnet: Zunächst hält sie Abstand, sucht die entsprechenden Plattformen später jedoch wieder auf. Im Interview ordnet sie dies als Ausdruck ihres Bedürfnisses ein, in der vorherrschenden antisemitischen Gewaltverherrlichung vielleicht doch Solidaritätszeichen zu finden:

»ich bin dann zum Beispiel auf den Account von Mia Schem [gegangen] das ist eine der Geiseln die befreit wurde und unter ihrem Profil und unter ihren Posts waren die krassesten Kommentare also richtig krass gewaltverherrlichende Kommentare [...] ich weiß auch nicht was das für so ein was das für so ein masochistischer Move von mir die ganze Zeit war immer in diese Kommentare zu gehen aber ich glaube ich hatte irgendwie so das Bedürfnis zu lesen dass es irgendjemanden gibt der solidarisch ist« (Interviewpartnerin 3, Ende 20).

Deutlich wird in dieser Sequenz eine von verschiedenen Interviewpartner:innen reflektierte Ambivalenz in Bezug auf ihre Nutzung von Nachrichten und sozialen Medien nach dem 7. Oktober. Der digitale Raum bildet eine weitere Sphäre, in der die extreme Gewalt und der vom Massaker mobilisierte Antisemitismus öffentlich reproduziert, ausgehandelt, interpretiert und mit Bedeutung versehen wird. Dabei werden den Interviewten in dieser Sphäre die mehrheitliche Umdeutung und Euphemisierung des Massakers als Widerstand immer wieder neu vor Augen geführt, ebenso wie die diskursiven Mehrheitsverhältnisse. Studienteilnehmende beobachten an sich selbst die psychischen Belastungen durch die Rezeption der Gewalt und ihrer Aushandlung im digitalen Raum. Zugleich suchen sie nach Zeichen der Solidarität und nach neuen Informationen. Sie versuchen – als Teil ihres Verarbeitungsprozesses und als Vorbereitung für die Zukunft – möglichst genau zu verstehen, was passiert ist und weiterhin geschieht. So ist die Nutzung des digitalen Raums im Hinblick auf die eigene psychische Gesundheit immer wieder mit neuen Entscheidungen verbunden und birgt eigene Verarbeitungsaufgaben.

So erinnert sich eine Interviewpartnerin daran, dass sie sich bewusst vor den Nachrichten geschützt habe und erst durch eine Bekannte, die ihr von verstörenden Bildern berichtete, erfahren habe, was geschehen war:

»ich hatte ja da eine Bekannte getroffen die mir [...] von irgendeinem schlimmen Gewaltvideo konkrete Sachen erzählt hat und dass das dann so Bilder sind die immer wieder in meinem Kopf sind (.) und dann kann ich nicht schlafen dann kommen die immer wieder in unpassenden Situationen wieder [...] und das kenne ich halt (.) aus meiner (.) Kindheit (.) sehr stark (.) so (.) und das hat damit zu tun wie ich damit mit (.) mit diesen Bildern von der Shoah konfrontiert wurde« (Interviewpartnerin 64, Anfang 40).

Die Interviewpartnerin reflektiert über die Wirkung von Gewaltvideos, die sie selbst nicht gesehen hat, sondern von einer Bekannten verbalisiert bekommt. Sie entwickelt infolgedessen Symptome wie Intrusionen und Schlafstörungen und verweist dabei auf die Referenzerfahrung der Shoah, die sie aus ihrer eigenen Kindheit kennt.

5.3.3 Intrusionen zu Bildern vom 7. Oktober

Antisemitische Gewalt trifft konkrete Personen, adressiert sie jedoch als Angehörige eines jüdischen Kollektivs und richtet sich damit potenziell gegen die jüdischen Communities insgesamt. Die im Terror des 7. Oktober offen artikulierten Vernichtungsabsicht reicht deshalb über die unmittelbar Angegriffenen in Israel hinaus und wird deshalb von Jüdinnen:Juden in der Diaspora, außerhalb Israels, als gegen sie selbst gerichtet erfahren. Die Aufrufe zur Gewalt gegen Jüdinnen:Juden und jüdische Einrichtungen, vereitelte sowie ausgeführte Anschläge weltweit fungieren als kollektive Referenzerfahrung. Bilder und Szenen der Gewalt gegen Zivilist:innen imprägnieren sich und lösen Intrusionen aus: sie können sich in Form sensorisch und affektiv aufgeladener Erinnerungen einprägen, durch situative Reize unvermittelt aktiviert und in Form von Intrusionen erneut erlebt werden. Mit Intrusionen drängen sich einzelne Situationen, Körperempfindungen oder Vorstellungen gegen den eigenen Willen auf und gehen potenziell mit Angst, körperlicher Anspannung und einem (vorübergehenden) Verlust der zeitlichen und räumlichen Distanz zum Ereignis einher. Studienteilnehmende beschreiben, dass sie vertraute Situationen und Orte seit dem 7. Oktober anders wahrnehmen. In ihren Schilderungen überlagern sich Bilder und Szenen der Gewalt des 7. Oktober mit der Wahrnehmung des Alltags in Deutschland. Einige Studienteilnehmende berichten, wie sie seit dem 7. Oktober kaum noch oder nicht mehr ausgehen würden. Es finden sich auch Schilderungen von intrusivem Erleben der Orte in Deutschland, die sie mit den Orten der Massaker in Israel assoziieren würden. Mehrere Interviewte berichten, dass sie in Alltagssituationen und bei öffentlichen Veranstaltungen unvermittelt von Bildern des Massakers eingeholt würden sowie Intrusionen und Angstzustände erlebten.

Eine Interviewpartnerin dokumentiert in der für die Studie durchgeführten dreimonatigen Selbstbeobachtung ein intrusives Erleben. Sie beschreibt, dass sie sich auf einer mehrtägigen jüdischen Veranstaltung aufhält, die, wie auch andere jüdische Veranstaltungen als potenzieller Anschlagort, bewacht werden muss. Während sie in einer Pause duscht, wird sie von der Vorstellung heimgesucht, dass bewaffnete Terroristen in den Raum eindringen würden:

»Es war ein freier Zeitraum zwischen zwei Programmpunkten und ich stand unter der Dusche. Ich wusste, dass die komplette Straße voll mit Polizeiwagen in Uniform und in Zivil steht [...] aber trotzdem waren in diesem ganzen Hotel 450 jüdische Menschen auf einem Fleck. Ich stand unter der Dusche und habe laut Musik gehört. Plötzlich habe ich eine Art Panik bekommen, weil ich mir vorgestellt habe, wie Terroristen in das Zimmer stürmen. Ich hatte das große Bedürfnis, die Musik auszumachen und zu lauschen, ob draußen niemand ist. Ich habe mich plötzlich so verletztlich gefühlt, alleine, nackt unter der Dusche und diese Vorstellung von bewaffneten Terroristen, Männern, die mir etwas antun könnten, war sehr präsent in meinem Kopf. Ich habe mich eine Zeitlang sehr unwohl gefühlt, obwohl die Dusche normalerweise eher ein Wohlfühlort für mich ist. Ich habe gedacht, dass es am 7. Oktober bestimmt auch Frauen gab, die zu diesem Zeitpunkt unter der Dusche standen. Ich hatte diese Szene vor Augen und hatte viel Angst. Obwohl ich wusste, dass es unbegründet war« (Dokument der Selbstbeobachtung 4, Interviewpartnerin 7, Mitte 20).

Die Studienteilnehmerin hält in diesem Eintrag fest, wie die Dusche an einem Tagungs-ort vor dem Hintergrund des 7. Oktober in ihrem Erleben als unsicherer Ort erlebt wird. In ihr steigt das Szenario eines Angriffs auf; sie empfindet »viel Angst«. In der von ihr festgehaltenen Situation verbindet sich ihr Wissen darum, dass ein Hotel, an dem sich Hunderte von Jüdinnen:Juden gleichzeitig aufhalten, ein potenzieller Anschlagort ist, mit ihrer Identifikation mit den misshandelten, vergewaltigten und ermordeten Frauen in Israel am 7. Oktober. Sie reflektiert in einem späteren Abschnitt ihrer Dokumentation über die notierte Situation in der Hoteldusche und verfasst selbst folgende Deutung:

»Vielleicht war es kein Zufall, dass ich diese Angst vor Terroristen hatte, die in die Dusche stürmen, während ich dort nackt bade. Es fühlt sich an, als wären wir nackt gewesen. Als hätte man uns an der empfindlichsten Stelle erwischt. Frauen, Kinder. Festival-Besucher:innen. Menschen, die in Kibbuzim versucht haben, ein friedliches Leben zu führen. Zivilisten. Vielleicht sind diese Menschen näher an uns dran, auch wenn Israel weit weg ist. Vielleicht können wir uns stärker mit ihnen identifizieren. Wenn ich z. B. von der israelischen Regierung spreche, sage ich normalerweise nicht ›wir‹. Hier drängt sich das ›wir‹ auf, auch wenn ich keine Israelin bin. Sie wurden nicht als Israelis getötet und als Geiseln genommen, sondern als jüdische Menschen« (Dokument der Selbstbeobachtung 4, Interviewpartnerin 7, Mitte 20).

Die Interviewpartnerin versucht in diesem Eintrag zu verstehen, warum die Angst vor einem Angriff ausgerechnet in der Dusche aufsteigt. Sie findet eine Erklärung in der Situation des Nacktseins und überträgt diese metaphorisch auf die Vulnerabilität von Menschen in Israel, die am 7. Oktober in ihrem Wochenendalltag, beim Aufstehen und Frühstück im Kibbuz oder beim Feiern und Tanzen auf dem Festival schutzlos überwältigt wurden. Die körperliche Nacktheit wird dabei im übertragenen Sinne zum Bild einer umfassenden jüdischen Verletzbarkeit: Der intime Raum der Dusche verbindet sich mit den Bildern und Berichten über Menschen, die am 7. Oktober überwältigt wurden sowie insbesondere mit der sexualisierten Gewalt gegen Frauen. Sie reflektiert in ihrem Text darüber, warum sie sich diesen Menschen so nah fühlt, weshalb sich in ihr ein »wir« aufdrängt, und deutet dieses Gefühl als Ausdruck der Erfahrung, als Jüdin in der Diaspora von den Morden und Geiselnahmen mitadressiert zu werden.

In dieser Überlagerung verliert die räumliche Entfernung zu Israel und die zeitliche Distanz zum Ereignis vorübergehend ihre ordnende Funktion. Die Gewaltbilder des 7. Oktober werden als Möglichkeit in der eigenen Gegenwart psychisch und körperlich nacherlebt. Die Selbstbeobachtung deutet eine Verschiebung an – von der je eigenen Angst zu einem kollektiven »Wir« – und kann damit als starke Identifikation mit einem jüdischen Erfahrungskollektiv interpretiert werden. Gemeint ist nicht zwingend eine politische oder nationale Identifikation, sondern das Empfinden einer geteilten jüdischen Erfahrung: Die Studienteilnehmerin erlebt die am 7. Oktober Angegriffenen als Teil eines »Wir«, auf das die Gewalt als jüdisches Kollektiv zielte. Eine andere Interviewpartnerin berichtet von einer Clubnacht, in der sich ihr während des Tanzens eine durch die Bilder des 7. Oktober geprägte Gewaltszene innerlich aufdrängt und in ihr eine Panikattacke auslöst. In ihrem inneren Erleben überlagert sich die Situation auf der Tanzfläche mit dem Anschlag auf das Nova-Festival und mit ihrer Wahrnehmung ihrer »Leute«, mit denen sie früher einen »Konsens« hatte, als »antisemitisch«:

»ich war danach (.) nach dem 7.10. zwei drei Mal im Club (.) und ich war (.) auf der Tanzfläche und hab mich umgeschaut [...] und es ist voll krass weil ich dachte halt [...] das sind Leute mit denen ich eigentlich halt (.) auf einer (.) also einen Konsens habe (.) und es waren auf der Party dann halt Leute die ich irgendwie (.) die ich queer gelesen hätte (.) die ich irgendwie als politisiert gelesen hab (.) und dann halt nach dem 7.10. auch halt als (.) als antisemitisch (.) und (..) also genau ich war dann/ ich hab dann halt getanzt und (.) hab dann halt gedacht (.) also hab dann irgendwie mich voll reingefilmt, was wäre denn wenn jetzt halt (.)

Terrorist:innen reinkommen würden (.) und uns alle abknallen würden (.) und (.) danach (.) würde die Welt einfach sagen (.) das ist nicht passiert (.) oder (.) die haben das verdient (.) und das hat bei mir halt auch wieder voll die krasse Panikattacke ausgelöst also ich musste dann halt auch raus aus dem Club aber konnte mich halt niemandem mitteilen also ich hab mich nicht getraut den Leuten mit denen ich da war das zu sagen« (Interviewpartnerin 3, Ende 20).

Während sie sich auf der Tanzfläche bewegt, erlebt sie ein Wiedererinnern in Form intrusiver Bilder vom 7. Oktober. Sie stellte sich vor, dass »Terrorist:innen reinkommen«, die Tanzenden ermorden und »die Welt« danach die Morde leugnet (»danach (.) würde die Welt einfach sagen (.) das ist nicht passiert«) oder als »verdient« rechtfertigen würde. Deutlich wird, wie sich in der imaginierten Szene die Botschaftstat, die an Jüdinnen:Juden weltweit gerichtet ist, und deren Verleugnung verbinden. Ihre seitdem medial und in ihrem Umfeld konkret gemachte Erfahrung, dass das Massaker verleugnet oder gerechtfertigt werde, kehrt als eine Form existenzieller Angst als »krasse Panikattacke« zu ihr zurück. Die Erfahrung ausbleibender Solidarität ist in jüdischen Familien teilweise transgenerational tradiert und wird durch die Gewalt des 7. Oktober nicht nur wachgerufen, sondern erneut bestätigt. Deutlich wird in der Sequenz zudem, dass die Interviewpartnerin Erfahrungen macht und Ängste hat, die sie mit den Personen, mit denen sie im Club ist, nicht teilen könne (»hab mich nicht getraut den Leuten mit denen ich da war das zu sagen«). Die Clubmitgänger:innen ordnete sie in der Einleitung der Sequenz als Personen ein, denen sie sich früher politisch nahe gefühlt habe und die sie nach dem 7. Oktober »auch halt als (.) als antisemitisch« wahrnehme. So wird in der von der Interviewpartnerin geschilderten Szene deutlich, wie die verbreiteten antisemitischen Deutungen des 7. Oktober dazu führen, dass sich Jüdinnen:Juden in Notlagen infolge der Verarbeitung der Ereignisse – wie hier bei einer Panikattacke im Club – ihrem Umfeld nicht anvertrauen.

5.3.4 Transgenerationale Reaktualisierung

Die Schilderungen zur Bedeutung des 7. Oktober verweisen bei einigen Interviewpartner:innen auf eine Reaktualisierung transgenerational vermittelter Erfahrungen, Ängste und Wissensbestände über Verfolgung und Gewalt. Dabei handelt es sich nicht notwendig um die Wiedererinnerung an selbst erlebte frühere Gewalt, sondern um das affektive Gegenwärtigwerden familial überlieferter Erfahrungen, die durch die aktuellen Ereignisse neu aufgerufen werden. Eine Interviewpartnerin, deren

Eltern in Israel geboren wurden und deren Großeltern als deutsche Jüdinnen:Juden während der Shoah nach Israel flohen, beschreibt gleich zu Beginn des Interviews, was der 7. Oktober in ihr ausgelöst hat:

»die Terroranschläge vom 7. Oktober sehr viel bei mir hochgeholt haben (.) an Themen (.) an (..) ja auch so Traumathemen nochmal hochgeholt haben (.) mit denen ich mich schon beschäftigt hatte also nicht so dass das jetzt ganz (.) frisch mich überfallen hätte aber (.) das hat sehr viel nochmal aufgewühlt« (Interviewpartnerin 64, Anfang 64).

Die Interviewpartnerin beschreibt, dass der 7. Oktober bereits bekannte und von ihr bearbeitete »Traumathemen« erneut aufgerufen und »aufgewühlt« habe. Ihre Formulierung macht deutlich, dass sie dieses Erleben nicht als erstmalige Überwältigung »also nicht so dass das jetzt ganz (.) frisch mich überfallen hätte« versteht, sondern als Reaktualisierung eines biografisch und familial bereits vorhandenen Erfahrungskomplexes. Mit dem 7. Oktober stellt sich für sie jedoch in neuer Dringlichkeit die Frage, wie sie mit ihren Kindern über diese Erfahrungen sprechen kann. Der 7. Oktober reaktualisiert die familiäre »Traumathemen« und stellt die neue Herausforderung, was und wie sie ihren Kindern diese Erfahrungen vermitteln kann:

»und ich glaube mit dem 7. Oktober hat sich das nochmal sehr stark verkompliziert für mich (.) wie ich mit meinen Kindern darüber sprechen möchte« (Interviewpartnerin 64, Anfang 40).

In dieser Sequenz verdichtet sich die transgenerationale Dimension der familialen Aufträge im Sinne der Verarbeitung und Vermittlung dieses Erbes an die nachfolgende Generation. Der 7. Oktober lässt diese familial vermittelten Erfahrungen und Anforderungen erneut gegenwärtig werden und veranlasst die Interviewpartnerin in ihrer Mutterrolle die Vermittlung der Shoah und nun die Gewalt des 7. Oktober an ihre Kinder neu zu ordnen.

Insgesamt wird deutlich, dass der 7. Oktober als kollektives Referenzereignis wirkt, durch das transgenerational vermittelte Erfahrungen erneut gegenwärtig werden. Interviewpartner:innen, die das Ereignis aus räumlicher Distanz, teilweise jedoch über unmittelbar betroffene Familienangehörige und Freund:innen, erlebt haben, berichten von Kontrollverlust, der Wiederkehr früherer Ängste und einer erneuten Erschütterung eines bereits brüchigen Weltvertrauens (vgl. Arnold 2025). Dabei strukturieren die familiären und kollektiven Vorerfahrungen die Reaktion auf und den Umgang mit dem 7. Oktober mit. Im Interviewverlauf greift eine

Studienteilnehmerin mehrfach Warnungen ihrer Eltern auf, mit denen sie aufgewachsen ist. Sie verbindet diese mit der gegenwärtigen Situation sowie mit ihren Umgangsweisen mit ihrer neuen Angst nach dem 7. Oktober. So schildert sie eine Szene, in der sie angesichts der antisemitischen Atmosphäre Bedenken habe einen Arbeitsvertrag, auf dem eine jüdische Organisation stehe, an einem öffentlichen Ort auszudrucken:

»ich hab dann meinen Job auch gewechselt (.) zum Glück (.) und arbeite jetzt halt bei einer Organisation die (.) jüdisch im Namen hat (.) und ich musste dann (.) den Arbeitsvertrag ausdrucken (.) und (.) ich hat/ (.) ich hatte voll krass Angst (.) ich wusste nicht wo ich den ausdrucken soll also es waren halt solche Sachen oder sind solche Sachen die ich (.) auch als transgeneracionales Trauma bezeichnen würde (.) weil ich das von (.) der Elterngeneration kenne dass wir uns verstecken also dass (.) wir nicht (.) damit hausieren gehen dass wir jüdisch sind« (Interviewpartnerin 3, Ende 20).

Die Interviewpartnerin verspürt Angst bei einer alltäglichen Tätigkeit wie dem Ausdrucken eines Arbeitsvertrags in einem Internetcafé oder einer Bibliothek. Die Verwandlung einer alltäglichen Situation in eine angstbesetzte Herausforderung kann als Hinweis auf die Reaktualisierung transgenerational vermittelter Bedrohungserfahrungen gelesen werden, die die Interviewpartnerin selbst als »transgeneracionales Trauma« bezeichnet. Der 7. Oktober weckt eine internalisierte Bedrohungserwartung und wirkt dadurch verstärkt in die Wahrnehmung alltäglicher Situationen hinein. Der elterliche Auftrag, »also dass wir uns verstecken also dass (.) wir nicht damit hausieren gehen dass wir jüdisch sind«, wirkt als transgenerational vermittelte Schutz- und Handlungsorientierung fort. Die Interviewpartnerin erwähnt weitere Ereignisse nach dem 7. Oktober und berichtet, dass sie nochmal »so einen (.) richtig krassen Schub von (.) transgenerationalen Trauma« erlebte, als es Ende Oktober 2023 am Flughafen von Machatschkala in der russischen Republik Dagestan zu einem pogromartigen Angriff auf jüdische und israelische Passagier:innen kam. In ihrer Erzählung überlagern sich die Bilder der Jagd auf Jüdinnen:Juden mit der familialen Verfolgungsgeschichte und den Ereignissen des 7. Oktober. Bedrohungserfahrungen aus unterschiedlichen Zeiten und räumlichen Kontexten verdichten sich und verleihen der elterlichen Weitergabe, die eigene jüdische Identität aus Selbstschutz zu verbergen, eine erneute Relevanz.

Nicht alle Interviewpartner:innen thematisieren von sich aus psychische oder körperliche Reaktionen. Die Schilderungen der Studienteilnehmenden beziehen

sich auf weitreichende Veränderungen in sozialen Beziehungen, alltäglichen Interaktionen und beruflichen Kontexten sowie auf ein verändertes Sicherheitsempfinden im öffentlichen Raum und umfassen auch psychische Reaktionen wie Angst, Trauer, Wut und erhöhte Wachsamkeit. Bei Eltern tritt eine weitere Dimension hervor: die wahrgenommene Verantwortung, eigene Emotionen gegenüber den Kindern zu regulieren und verstörende Informationen so zu vermitteln, dass diese eingeordnet werden können, ohne die Kinder emotional zu überfordern. Eine Interviewpartnerin, die in Deutschland aufgewachsen ist und mit einem israelischen Partner zusammenlebt, berichtet, dass sie aktiv nach Unterstützung suchte und an einem psychologisch begleiteten Gesprächsangebot einer communityorientierte Beratungsstelle für jüdische Eltern teilnahm. Zu Beginn des Interviews schildert sie zudem sehr detailliert, wie sie das Wochenende des 7. Oktober und die darauffolgenden Tage mit zwei Kleinkindern erlebt habe, während ihr Partner stark emotional von den Ereignissen betroffen gewesen sei:

»und das kam aber so nach (.) nach Tagen an denen (.) einfach echt irgendwie weiß ich nicht die Welt Kopf stand und [...] und so plötzlich irgendwie aus dem Nichts hat [Name] (.) das ist [...] der Vater von den beiden angefangen zu weinen also wirklich bitterlich zu weinen (.) und plötzlich tappst dieses Kind zu ihm rüber und nimmt ihn irgendwie in den Arm und ((längere Pause)) ((weinend)) zwei Jahre alte Kinder sollen nicht ihre Eltern trösten« (Interviewpartnerin 35, Mitte 30).

In der Sequenz schildert die Interviewpartnerin, Mutter zweier Kinder, eine Situation, die sie aus der Position der Mutter als eine Herausforderung erlebt. Bei einem Familienessen brach der Vater »so plötzlich irgendwie aus dem Nichts« in Weinen aus. Sie beschreibt, dass eins ihrer Kinder den Vater trösten will. Mit ihrer Bemerkung »zwei Jahre alte Kinder sollen nicht ihre Eltern trösten« drückt sie aus, dass sie die Übernahme der tröstenden Funktion durch ihr Kind und die Verschiebung der Rollenbeziehungen bedrücken. Zugleich steht dieses verkehrte Bild für die von ihr beschriebenen Tage, an denen »die Welt Kopf stand«.

5.3.5 Angst als Reaktion auf den 7. Oktober

Das traumatische Potenzial des 7. Oktober verbindet sich mit antizipiertem wie auch selbst erlebtem Sicherheitsverlust und Ängsten, auch hier in Deutschland

angegriffen zu werden. Im folgenden Auszug werden die Angst, »dass jemand hier einbricht in meine Wohnung« (Interviewpartnerin 1, Anfang 40) und »solche Ängste«, dass die hebräische Sprache das Potenzial eines Angriffs erhöhen könnte, beschrieben. Hier wird noch einmal deutlich, wie die Angst als eine individualpsychologische Reaktion auf ein traumatisches (äußeres) Ereignis mit dem realen Risiko eines Angriffs oder einer Bedrohung im sozialen Raum verbunden wird:

»also psychisch (.) von (.) von Angst also dass ich (.) deutlich (.) dass ich mehr Angst hab (.) Angst (.) dass jemand hier einbricht in meine Wohnung (.) Angst dass jemand (..) ja was auch unterwegs wenn man merkt dass ich auf Hebräisch lese dass jemand auch was (.) dass ich angegriffen werde (..) also solche Ängste (..) ich bin (.) auf jeden Fall (.) also es hat mich bedrückt (.) also (.) die Stimmung ist schlechter (.) seitdem« (Interviewpartnerin 1, Anfang 40).

Die Sequenz verdeutlicht, wie der 7. Oktober und die nachfolgende antisemitische Mobilisierung in Deutschland als zusammenhängender Bedrohungskomplex wahrgenommen werden. Die antizipierte Bedrohung, durch das Lesen auf Hebräisch als jüdisch oder israelisch identifiziert und angegriffen zu werden, verändert die Wahrnehmung alltäglicher Situationen. Öffentliche Sichtbarkeit erscheint nicht selbstverständlich, sondern wird als potenzielles Sicherheitsrisiko erlebt. Dass sich die Angst zugleich auf einen möglichen Einbruch in die eigene Wohnung richtet, verweist auf eine durch die Überwältigung des 7. Oktober aufgetretene (innere) Auflösung der Grenze zwischen öffentlichem Raum und privatem Rückzugsort. Die Massaker am 7. Oktober haben Menschen in ihren Wohnungen und Rückzugsräumen erreicht und dadurch die grundlegenden Sicherheitsüberzeugungen angegriffen. Ihre Bedrohungserwartung einige Monate nach dem 7. Oktober greift damit in die alltägliche Orientierung ein und erschüttert das Vertrauen in die je eigene Unversehrtheit und den Schutz durch das soziale Umfeld. Das Eindringen der Terrorgruppen in die Wohnungen der Betroffenen im israelischen Süden ist eine hochgradig verstörende Erfahrung, die sich auf das Erleben von Jüdinnen:Juden in der Diaspora überträgt. Die Interviewpartnerin sagt, dass »solche Ängste« und die Antizipation möglicher Angriffe, die sie mit ihrer Sprache und so auch mit ihrer Herkunft in Beziehung bringt, sie bedrücken würden und die Stimmung »schlechter« werde.

Im Datenmaterial finden sich weitere Stellen, die auf eine antizipatorische Bedrohungswahrnehmung hindeuten, die die Gewalt von heute mit den Gewalterfahrungen der Vergangenheit verbindet und Ängste aufbrechen lässt, die teils transgenerational übermittelt sind und nun eigenbiografisch erfahren werden.

Weiterhin wird sichtbar, dass die Ereignisse des 7. Oktober das Lebensgefühl und das Verhältnis zum eigenen Alltag tiefgreifend verändern können. Eine Interviewpartnerin im Ruhestand beschreibt, sie habe ihre »Unbeschwertheit verloren«:

»ich habe glaube ich meine (.) ich habe meine Unbeschwertheit verloren (.) ich bin (.) ich war immer so ein (..) ja total (.) herzlicher (.) also so so (.) so ein warmherziger Mensch ja (.) so (..) und (.) wirklich ich bin (.) immer mit offenen Armen auf alle zugegangen (..) und das (.) das habe ich verloren (.) das also (..) ((seufzt)) (.) ich ich ertappe mich jetzt dabei dass ich mich umschaue« (Interviewpartnerin 59, Mitte 60).

Die Interviewpartnerin kontrastiert dabei ihr früheres Selbstbild als »herzlicher« und »so ein warmherziger Mensch«, der »immer mit offenen Armen auf alle zugegangen« sei, mit der jetzigen Erfahrung, dieses offene Zugehen verloren zu haben und vorsichtiger geworden zu sein. Auch die qualitative Studie von Shani, Gerber und Herb (2024) verweist auf intensive und anhaltende Emotionen nach dem 7. Oktober, insbesondere auf Angst, Wut und Trauer, eine erhöhte Vigilanz und ein tiefgreifendes Gefühl der Unsicherheit im sozialen Umfeld. Darin deutet sich ein Bruch des Weltvertrauens an, der auch soziale Beziehungen erfasst und das grundlegende Vertrauen in andere Menschen sowie in die Verlässlichkeit und Berechenbarkeit sozialer Ordnungen beschädigt. Es wird deutlich, dass Interviewpartner:innen um die Verlässlichkeit der sozialen Welt ringen und einen Vertrauensverlust erleiden (vgl. Arnold 2025). Damit geht auch die Angst vor Übergriffen einher, worauf die oben zitierte Interviewpartnerin in ihrer Erzählung eingeht: »ich ertappe mich jetzt dabei, dass ich mich umschaue«. Weitere Interviewpartner:innen berichten, wie sie beim Besuch öffentlicher Veranstaltungen die Angst überkommt, dass Anwesende sie als jüdisch erkennen und ihnen folgen oder sie angreifen würden.

Die Angst nach dem 7. Oktober lässt sich demnach als Folge einer erschütterten grundlegenden Sicherheitserwartung verstehen. Gewalt, die sich gegen Jüdinnen:Juden richtet, stellt jene grundlegenden Annahmen infrage, nach denen die Welt als hinreichend verlässlich, kontrollierbar und vorhersehbar erlebt wird. Für die jüdische Diaspora bleibt die Bedrohung dabei nicht auf die Terrorgewalt in Israel begrenzt. Durch antisemitische Reaktionen und Angriffe in Deutschland bleibt die mit dem 7. Oktober verbundene antisemitische Bedrohung weder räumlich noch zeitlich distanziert, sondern gewinnt eine gegenwärtige Bedeutung. Bei den Studienteilnehmenden verändert diese Antizipation die Wahrnehmung alltäglicher Situationen, erhöht die Aufmerksamkeit für mögliche Zeichen der Bedrohung und kann dazu führen, die eigene Sichtbarkeit stärker zu kontrollieren.

Die Interviews verdeutlichen im Gesamtbild, dass die Ereignisse des 7. Oktober nicht isoliert wirken, sondern eingebettet sind in frühere, teils transgenerationale und durch aktuellen sowie wiederkehrenden Antisemitismus geprägte Erfahrungen. Die innere Verarbeitung des 7. Oktober findet für viele Studienteilnehmende nicht im zeitlichen Abstand zu einem abgeschlossenen Einzelereignis statt, sondern innerhalb einer fortdauernden Kumulation belastender Entwicklungen. Dazu gehören unmittelbar erlebte, beobachtete oder über nahestehende Personen und mediale Bilder vermittelte Gewalt- und Verlusterfahrungen ebenso wie die anhaltende Ungewissheit über das Schicksal der Geiseln, der Krieg in Gaza und die sich zuspitzende antisemitische Bedrohung in Deutschland sowie weltweit. Das ursprüngliche Gewaltereignis wird dadurch wiederholt aufgerufen und von nachfolgenden Erfahrungen überlagert. Darüber hinaus birgt der 7. Oktober das Potenzial, bestehende psychische Erfahrungskomplexe zu verstärken. Im folgenden Auszug erinnert sich eine Anfang-40-jährige Interviewpartnerin, dass sie aufgrund einer »komplexen posttraumatischen Belastungsstörung« »seit drei Jahren in [einer] psychotherapeutischen Behandlung« (Interviewpartnerin 21, Anfang 40) ist und es ihr vor dem 7. Oktober bereits besser gegangen sei. Sie spricht wie einige andere Interviewpartner:innen vom »Überlebensmodus« als erzwungener Modus in der Phase nach den Ereignissen um den 7. Oktober:

»und wenn ich ehrlich bin ich in genau dem Modus seitdem (.) also (..) ja ich nenne es immer so ein bisschen den Überlebensmodus einfach (.) dieses Funktionieren dass das Leben nicht völlig gegen die Wand fährt« (Interviewpartnerin 21, Anfang 40).

Die Bezugnahme auf den »Überlebensmodus« markiert dabei eine Selbstbeschreibung, in der das »Funktionieren« nach dem 7. Oktober als erzwungener Modus der Bewältigung eines extraordinären, verstörenden Ereignisses sichtbar wird. Die Formulierung, »dass das Leben nicht völlig gegen die Wand fährt«, verweist auf die Anstrengung, die Handlungsfähigkeit zu erhalten, trotz der fortbestehenden emotionalen Verstörung und Belastung. Das Funktionieren bezeichnet dabei weniger eine Verarbeitung des Erlebten als vielmehr eine vorläufige Stabilisierung, die den Zusammenbruch des Alltags verhindern soll.

5.3.6 Normalisierung im zeitlichen Verlauf

Im zeitlichen Verlauf, fast drei Jahre nach dem 7. Oktober, lassen sich adaptive Veränderungen in der psychischen Reaktion auf die Erfahrungen und ihre Folgen

annehmen. Die anfängliche emotionale Überwältigung und die akuten psychophysiologischen Symptome treten teilweise zurück, während das Ereignis und die darauf folgende Phase zunehmend in den Alltag integriert werden. Die erhöhte Vorsicht und die notwendigen Schutzpraktiken im Alltag erfahren eine Routinisierung und werden zum Bestandteil einer sich veränderten Lebensrealität. Diese Anpassung verläuft nicht linear: Phasen größerer Distanz zum 7. Oktober können durch neue Ereignisse, Nachrichten oder antisemitische Erfahrungen unterbrochen werden, die das Gefühl gegenwärtiger Bedrohung erneut reaktivieren.

Die Normalisierung bedeutet nicht, dass die Erfahrungen des 7. Oktober vergessen, verdrängt oder als unbedeutend erlebt werden. Die Normalisierung beschreibt eher einen Prozess der notwendigen Adaption an eine grundlegend veränderte Lebensrealität. So beschreibt eine Interviewpartnerin: »das wird einfach normalisiert und das wird auch Teil der Erinnerung« (Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Ende 20). Durch diese Normalisierung »ist es viel einfacher zu existieren« (Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Ende 20). Psychologisch lässt sich darin eine vorläufige zeitliche Kontextualisierung und partielle Integration der überwältigenden Erfahrung in das autobiografische Gedächtnis erkennen. So kann der 7. Oktober zum »Teil der Erinnerung« und zunehmend als vergangenes Ereignis eingeordnet werden. Dadurch verliert der 7. Oktober einen Teil seines affektiven Bedrohungspotenzials, bleibt jedoch bedeutsam und reaktualisierbar. So formuliert eine Interviewpartnerin:

»ich merke auch so mit dem Vergehen der Monate dass es langsam (.) man gewöhnt sich irgendwie daran (.) es ist nicht mehr so schlimm wie es im Dezember noch war« (Interviewpartnerin 66, Anfang 60).

Die Interviewpartnerin beschreibt mit zunehmendem zeitlichem Abstand eine Abnahme der subjektiven Belastungsintensität. Der 7. Oktober wird dadurch nicht nachträglich als weniger gravierend bewertet; vielmehr verändert sich seine affektive Präsenz im Alltag der Interviewpartner:innen. Für eine weitere Interviewpartnerin erscheint die Gewöhnung an den 7. Oktober als unausweichlicher Prozess, den sie mit dem Krieg in der Ukraine vergleicht: Auch »schlimme Erfahrungen oder Erlebnisse« gehören irgendwann »mehr oder weniger zum Alltag dazu«. Diesen Prozess beschreibt sie als »traurig«, weil die notwendige Anpassung an den Alltag der fortbestehenden Bedeutung des Ereignisses scheinbar widerspricht. Die darin liegende Ambivalenz formuliert sie folgendermaßen:

»sind jetzt natürlich schon ein paar Tage vergangen und es (..) ich (.) es (.) wirklich traurig laut aussprechen zu müssen aber natürlich

gewöhnt man sich an alles und das möchte man eigentlich gar nicht aber auch wie bei (.) anderen schlimmen Erfahrungen oder Erlebnissen wie jetzt auch mit dem Ukrainekrieg (.) irgendwann gehört es leider dann doch (.) mehr oder weniger zum Alltag dazu (.) leider auch der 7. Oktober (..) gehört (.) für mich (.) leider auch schon zum Alltag dazu« (Interviewpartnerin 6, Mitte 30).

In Bezug auf diese neue Lebensrealität sagt eine andere Interviewpartnerin: »it [October 7] also gave me ((sighs)) (..) the truth« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40). Der 7. Oktober erscheint hier nicht als Beginn einer grundlegend neuen Realität, sondern als ein Moment, in dem eine bereits vorhandene Wahrnehmung gesellschaftlicher Verhältnisse für die Interviewpartnerin in besonderer Weise sichtbar wird. Die Erfahrungen im Kontext des 7. Oktober verändern damit auch ihren Blick auf die eigene Lebensrealität. Besonders deutlich wird die Notwendigkeit der Anpassung bei einer Interviewpartnerin wie folgt:

»ich habe an einer Stelle verstanden (.) okay (.) diese Gedanken und diese schrecklichen Ereignisse die jeden Tag passieren (.) sie werden nicht weggehen und sie werden einfach weiterbleiben in meinem Leben aber ich muss einfach (.) lernen wie man damit weiter (.) lebt und lernen wie man damit umgeht und wie ich mich schnell (.) rausholen kann und weil (.) sonst werde ich mich einfach innerlich zerstören« (Interviewpartnerin 75, Ende 20).

Die Interviewpartnerin beschreibt den Umgang mit den Erfahrungen im Kontext des 7. Oktober als einen Lernprozess. Sie akzeptiert, dass die belastenden Ereignisse nicht verschwinden und sie »lernen« müsse, »wie man damit umgeht«, da sie sich ansonsten »innerlich zerstören« würde. Normalisierung bedeutet hier nicht, die Erfahrungen einfach zu akzeptieren, sondern einen Umgang mit ihnen zu entwickeln, der es ermöglicht, den eigenen Alltag weiterzuführen. In diesem Sinne kann die Normalisierung eine Schutzfunktion erfüllen, indem sie eine gewisse emotionale Distanz zu den fortbestehenden Belastungen ermöglicht.

Eine andere Form des Umgangs mit der veränderten Lebensrealität beschreibt eine Interviewpartnerin als »Gleichgültigkeitsposition« (Interviewpartnerin 16, Ende 20). Diese Gleichgültigkeit bezieht sie auf die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen in Deutschland:

»ich beobachte Dinge bin desillusioniert absolut und merke auch dass (..) uff (..) da ist nicht mehr viel zu holen« (Interviewpartnerin 16, Ende 20).

Besonders deutlich wird dies in ihrer Aussage: »also so ein bisschen das kann mir den Buckel runterrutschen [...] also sollen sie machen« (Interviewpartnerin 16, Ende 20). Gleichzeitig reflektiert die Interviewte ihre Haltung kritisch und bezeichnet diese Gleichgültigkeit als eine Reaktion auf Überforderung:

»diese Erkenntnis dass mir das (..) tatsächlich zu einem gewissen Punkt egal ist (..) was es natürlich nicht ist sondern das ist eine Reaktion aus Überforderung heraus« (Interviewpartnerin 16, Ende 20).

Damit kann diese beschriebene Gleichgültigkeit als eine Form der Normalisierung ebenfalls als eine emotionale Schutzstrategie verstanden werden. Die Interviewperson schützt sich davor, Energie in etwas zu investieren, das sie als kaum veränderbar erlebt. Diese Strategie weist zugleich auf eine Grenze von Empowerment hin, denn die Abgrenzung kann zwar dazu beitragen, die eigene Handlungsfähigkeit im Alltag zu erhalten, allerdings geht sie mit einer Desillusionierung und einem Rückzug aus gesellschaftlicher Auseinandersetzung einher.

Insgesamt zeigt sich Normalisierung als ambivalente Form des Umgangs mit den Erfahrungen im Kontext des 7. Oktober. Sie ermöglicht es den Forschungsteilnehmenden, eine veränderte Lebensrealität in den Alltag zu integrieren und dadurch weiterzuleben. Zugleich kann sie mit emotionaler Distanzierung, Gewöhnung und Desillusionierung einhergehen. Im Kontext von Empowerment ist Normalisierung daher weniger als aktive Veränderung der eigenen Situation zu verstehen, sondern als eine Strategie, die unter Bedingungen begrenzter Veränderungsmöglichkeiten dazu beitragen kann, den eigenen Handlungsspielraum im Alltag aufrechtzuerhalten.

5.3.7 Auswirkungen auf die Gesundheit im zeitlichen Verlauf

In den Follow-Up-Interviews, die nach dem Abkommen zwischen Israel und der Hamas sowie der Freilassung der letzten lebenden Geiseln geführt wurden, berichten die Forschungsteilnehmenden von fortbestehenden Auswirkungen auf ihre psychische Gesundheit, die allerdings als weniger ausgeprägt beschrieben werden als unmittelbar in der Zeit nach dem 7. Oktober. Gleichwohl berichten die Interviewten

von anhaltenden Ängsten, Einsamkeit und einem eingeschränkten Sicherheitsgefühl in Deutschland. Im folgenden Zitat wird diese Gegenwartserfahrung in eine fort-dauernde jüdische Erfahrungsgeschichte eingeordnet, die die Interviewpartnerin als Bestandteil ihrer Biografie bis in das körperliche Erleben hinein beschreibt:

»I will say the Jewish story is ongoing (..) non-stopping Jewish story (..) and we talked about it also last time and this is part of my story it's part of my heritage (..) I carry that in my (..) in my body« (Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Auch in folgender Sequenz erscheint der 7. Oktober nicht als abgeschlossenes Ereignis, sondern als Beginn einer über zwei Jahre andauernden und durch weitere Eskalationen geprägten Phase. Die psychische Belastung speist sich dabei aus zwei miteinander verschränkten Ebenen: aus der Sorge um Familie und Freund:innen angesichts des fortdauernden Kriegsgeschehens sowie aus dessen unerwartet weitreichenden Auswirkungen auf das eigene Leben und Sicherheitsgefühl in Deutschland:

»erstmal es waren 2 Jahre nach dem 7. Oktober aber es waren auch 2 Jahre (..) nach dem Krieg (..) Krieg ausgebrochen ist und ich glaube ich (..) niemand (..) oder vielleicht ganz wenige aber (..) ich persönlich, ich habe das nicht erwartet dass er so lange gehen wird und das war auch natürlich mit vielen (..) verschiedenen Dingen verbunden wie zum Beispiel Angst um die Familie um Freunde (..) und verschiedene (..) Kriege die in dem Krieg noch dazu ausgebrochen sind besonders Krieg mit dem Iran (..) das war alles (..) das (..) das war schon unerwartet und ich wuss/ (..) ich (..) ich dachte nicht dass das zu diesem (..) Ausmaß irgendwie (..) gehen wird auf jeden Fall und ich dachte nicht dass ich wirklich so viel Angst spüren werde und dass das auch (..) so viel Einfluss auf das Leben in Deutschland haben wird« (Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Ende 20).

Das Fortsetzen des Studiums und der Arbeit beschreibt die Interviewpartnerin folgend als eine stabilisierende Bewältigungsform, durch die sie ihre Handlungsfähigkeit aufrechterhalten und sich vor einem befürchteten psychischen Einbruch schützen konnte. Die Aktivität hilft ihr, hebt das fortbestehende Gefühl der Einsamkeit jedoch nicht auf. Dass sie das Gespräch mit der Universität als große Erleichterung erlebt, verweist daher auf die Bedeutung eines Gegenübers, das ihre Erfahrungen wahrnimmt und anerkennt:

*»ich habe es einfach verdrängt und das war für mich auch so eine Art und Weise mit der Situation irgendwie (.) naja umzugehen so einfach (.) weiter zu studieren weiter zu arbeiten und nicht mein Leben so komplett so zu stoppen weil (.) ich dachte wenn ich jetzt (..) ein bisschen langsamer werde in meinem Leben dann werde ich merken was eigentlich alles sich (.) verändert hat und was alles nach unten gegangen ist und ich werde einfach (.) dauerhaft (.) die (.) also in Depression sein und ich werde einfach nicht mehr rauskommen weil es (.) und deswegen und das hat mir geholfen aber trotzdem ist es eine sehr große Erleichterung mit der Uni zu sprechen«
(Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Ende 20).*

Besonders deutlich wird in der folgenden Sequenz, dass nicht nur die Erfahrung des Antisemitismus selbst belastend wirkt, sondern auch der gesellschaftliche Umgang mit ihrer Benennung. Indem die Interviewpartnerin damit rechnet, dass ihre Wahrnehmung als übertrieben oder als Einsatz der »Antisemitismuskeule« abgewertet wird, fehlt ihr ein sozialer Raum, in dem sie über ihre Erfahrungen sprechen kann. Das Gefühl des »von außen« vermittelten Andersseins wird somit nicht allein durch antisemitische Erfahrungen, sondern auch durch deren antizipierte Zurückweisung und fehlende Anerkennung »es gibt gar keinen richtigen Raum« hervorgebracht:

»das meine ich glaube ich mit diesem Gefühl von damit wird einem eigentlich von außen so vermittelt du bist anders (..) weil das so gar kein richt/ ich habe das Gefühl es gibt gar keinen richtigen Raum dafür (.) es gibt auch gar keinen Raum darüber zu reden weil (.) ich finde sowieso in Deutschland sind die Leute dann ganz schnell so (.) ›ach jetzt fängt die schon wieder an (.) schon wieder die Antisemitismuskeule« (.) und auch wenn man jemand ist der das nicht so (.) inflationär benutzt (.) das ist wirklich das erste Mal seit 23 dass mir das so auffällt ich hätte sonst immer gesagt das gibt es so krass (.) gar nicht hier« (Follow-Up-Interview 3, Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Eine weitere Interviewperson, die bereits in der ersten Phase der Erhebung interviewt wurde, verdichtet im Follow-Up-Interview den Begriff der kollektiven Einsamkeit. Gemeint ist hier nicht die individuelle Vereinsamung, sondern ein soziales Gefühl »ich fühle mich kollektiv einsam«, das im Verhältnis der Gesellschaft zu ihr, oder auch zu Jüdinnen:Juden entstanden ist. Bemerkenswert ist dabei ihr Zögern,

für andere zu sprechen: Die kollektive Dimension wird nicht als Behauptung einer einheitlichen jüdischen Erfahrung formuliert, sondern als subjektiv empfundene gesellschaftliche Position. »Kollektive Einsamkeit« bedeutet in ihren Worten eine Form der Beziehung zu der Welt, die persönlich vielfach fortbesteht, gesellschaftlich und in diesem Sinne kollektiv jedoch brüchig geworden ist.

»das macht (.) einsam ((längere Pause)) ich glaube ich glaube das ist so ein ganz prägnantes Gefühl in den letzten zwei Jahren Einsamkeit (..) also und auch nicht nicht nur eine individuelle Einsamkeit ne sondern so ein (.) ich finde eigentlich nicht (.) also finde immer (.) also eigentlich nicht angemessen sozusagen für andere zu sprechen aber es ist sozusagen ein (.) ein Ge/ ich fühle mich kollektiv einsam (.) so ich fühle mich nicht als ich einsam ja ich würde sagen es sind ja Menschen um mich es sind auch Menschen um mich die ich liebe und die ich gerne habe und die sozusagen die (.) die mir nahe sind aber ich habe trotzdem so das Gefühl so (.) in dieser (.) sozusagen (.) in dieser Gesellschaft einsam zu sein ((längere Pause))« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Die psychischen Belastungen zeigen sich in den Interviews auch in körperlichen Beschwerden und Verhaltensveränderungen. Die Forschungsteilnehmenden berichten in den Follow-Up-Interviews teilweise von somatischen Symptomen, die sie selbst in einen Zusammenhang mit dem 7. Oktober 2023 stellen. Ein Interviewpartner bringt seine Gewichtszunahme mit verstärktem Essen in belastenden Situationen in Verbindung. Das Essen beschreibt er selbst als eine Form der Kompensation. Die körperliche Veränderung wird für ihn damit zu einem wahrnehmbaren Hinweis darauf, dass weiterhin »irgendwas nicht in Ordnung« (Interviewpartner 81, Anfang 40) ist:

»also ich könnte jetzt lachen und könnte sagen (.) die Gewichtszunahme sagt dass es einfach nur ans Essen geht na ist (.) ist einfach so also es ist einfach so dass ich einfach (..) esse (.) also einfach dann einfach also das ist eher so (.) ich telefoniere mit meinem besten Freund aus Israel, ich telefoniere gerne oder ich gucke mir meine Sache an (.) und dann esse ich einfach (.) also es ist also (.) das ist dann einfach meine Kompensation dass irgendwas nicht in Ordnung/ also deswegen merke ich immer noch so« (Interviewpartner 81, Anfang 40).

Zudem erhielt das Forschungsteam von ehemaligen Interviewten vereinzelt die Mitteilung über Erkrankungen, die nach dem 7. Oktober auftraten, die sie eigenständig mit dem 7. Oktober in Verbindung bringen. In einem Fall berichtete eine Interviewte etwa ein Jahr nach dem Interview von einer zwischenzeitlich diagnostizierten Krebserkrankung, die sie als langfristige Folge der damaligen Belastung sieht.

5.3.8 Zusammenfassung

Die psychophysiologischen Folgen des 7. Oktober lassen sich auf mindestens zwei miteinander verschränkten Wirkungsebenen fassen. Auf der ersten Ebene stehen psychische und körperliche Reaktionen auf ein extremes Gewaltereignis, das die individuellen Bewältigungs- und Anpassungskapazitäten zeitweilig überfordern kann. Auf der zweiten Ebene stehen die antisemitische Mobilisierung und die erfahrene soziale Zurückweisung nach dem 7. Oktober. Vereinzelung, Entsolidarisierung, Relativierungen der Gewalt und antisemitische Übergriffe erzeugen sekundäre Belastungen und können bereits bestehende Reaktionen verstärken.

Der 7. Oktober stellt für die Interviewpartner:innen ein potenziell traumatisierendes Ereignis dar. Personen, die die Angriffe nicht unmittelbar am Tatort erlebten, berichten von dissoziativem Erleben, intrusiven Erinnerungen, Angst- und Panikreaktionen, einem Verlust von Sicherheit und Kontrolle, ausgeprägten körperlichen Stressreaktionen und Zukunftsängsten. Diese werden zum einen über Bilder und Berichte, über familiäre und soziale Beziehungen zu unmittelbar Betroffenen sowie über die Wahrnehmung vermittelt, als Jüdinnen:Juden selbst der adressierten Gruppe anzugehören.

Die psychischen Folgen des 7. Oktober sind zudem kumulativ und kontextgebunden: Die Gewalt des 7. Oktober trifft auf ein bereits vorhandenes (transgeneracionales) Wissen um antisemitische Anschläge und verbindet sich mit gegenwärtigen Erfahrungen sowie der Antizipation gesellschaftlicher Relativierung und ausbleibender Solidarität. In den Erzählungen verdichtet sich damit eine doppelte Erschütterung von Weltvertrauen. Zum einen wird die Vorstellung Israels als möglicher Schutzraum fragil; zum anderen werden Gewalterfahrungen durch fehlende gesellschaftliche Resonanz, Leugnung oder Rechtfertigung sozial invalidiert. Die Folgen ergeben sich somit nicht allein aus dem primären Auslöser (7. Oktober), sondern auch aus den Bedingungen seiner gesellschaftlichen Rezeption.

Gleichzeitig zeigen sich im zeitlichen Verlauf Prozesse der Gewöhnung und Anpassung. Mit zunehmendem Abstand kann die affektive Intensität des Erlebten abnehmen und der 7. Oktober stärker zeitlich eingeordnet sowie in den Alltag

aufgenommen werden. Diese Normalisierung ermöglicht es, unter dauerhaft veränderten Bedingungen handlungsfähig zu bleiben. Sie verläuft jedoch weder linear noch widerspruchsfrei: Neue Ereignisse und antisemitische Erfahrungen können das Gefühl gegenwärtiger Bedrohung reaktualisieren. Zugleich wird die Gewöhnung als schmerzlich erlebt, weil die Integration des 7. Oktober in den Alltag der Bedeutung und Außerordentlichkeit zu widersprechen scheint.

Zentrale Pfeiler psychischer Gesundheit sind eine sichere Umgebung und das Vertrauen in das soziale Umfeld. Es wird deutlich, dass die Interviewpartner:innen seit dem 7. Oktober eine neue Dimension von Angst, emotionaler und sozialer Verunsicherung, Verlust von Weltvertrauen und teilweise auch eine Retraumatisierung erleben. Einige Interviewpartner:innen beschreiben Barrieren und Schwierigkeiten, in therapeutischen Settings Verständnis für den Zusammenhang zwischen Antisemitismus, Trauma und psychischen Beschwerden zu finden. Ein Teil der Interviewpartner:innen greift aus diesem Grund auf die communityorientierten psychosozialen und therapeutischen Angebote zurück. Das soziale Umfeld fungiert dabei nicht als ›Holding Environment‹, sondern als viktimisierender Raum, der Betroffene mit Praktiken traumatischer Invalidierung – Fehldeutungen, Schuldzuweisung, Täter:innen-Opfer-Umkehr, Ablehnung – konfrontiert. Auf Basis dieser Befunde erweist sich das Konzept der traumatischen Entwertung als relevanter theoretischer Rahmen, um die psychischen Folgen des 7. Oktober für jüdische und israelische Communities im Zusammenhang mit den Auswirkungen der antisemitischen Mobilisierung zu analysieren. Die Schilderungen der Studienteilnehmenden und die Follow-Up-Interviews verdeutlichen verschiedene Formen dieser traumatischen Entwertung und Wirkung anhaltender Belastung. Ihre psychischen und somatischen Reaktionen stehen im engen Zusammenhang mit der Erfahrung von Einfühlungsverweigerung, fehlender Unterstützung und verweigerter Teilhabe.

5.4 Auswirkungen auf die Teilhabe am öffentlichen Leben

Infolge des 7. Oktober 2023 wurden für viele Studienteilnehmende die Teilhabe und Teilnahme am öffentlichen Leben durch die gesellschaftlichen Reaktionen erheblich eingeschränkt. Eine Interviewpartnerin beschreibt, dass sie diese Einschränkungen als »nicht normal« empfinde und dennoch ein kollektives, jüdisches Wissen darüber bestehe, dass diese existierten: »das kennen wir«. Im Zusammenhang mit der antisemitischen Mobilisierung nach dem 7. Oktober erlebe sie die Einschränkung, »als Jude [...] nirgends sicher« zu sein, jedoch in einer neuen, nahezu körperlichen und allumfassenden Dimension:

»das ist nicht normal und das ist aber so und das weiß (.) jeder (.) und (.) das kennen wir (..) aber (.) ich hatte es noch nie so krass mit jeder Faser meines Körpers gespürt (.) dass ich nicht sicher bin [...] als Jude (.) ist man nirgends sicher (.) das hab ich jetzt verstanden« (Interviewpartnerin 10, Anfang 30).

Die Auswirkungen auf die Teilhabe am öffentlichen Leben betreffen nahezu alle Alltagssphären. Interviewpartner:innen berichten von Situationen in öffentlichen Verkehrsmitteln, Restaurants, Partys, Bars und queeren Räumen. Vielfach wird auch von Ängsten und übergriffigen Erfahrungen bei Friseur:innen-, Krankenhaus- und Ärzt:innenbesuchen sowie beim Aufsuchen therapeutischer Hilfe gesprochen. In manchen Schilderungen geht es um Angriffe auf die Integrität und Würde der Studienteilnehmenden: Unerbetene Fragen, subtile Andeutungen oder auch offensive Konfrontation führen dazu, dass die jüdische Zugehörigkeit in Frage gestellt und Erfahrungen invalidiert und delegitimiert werden. Mikroaggressionen im Alltag und im öffentlichen Raum erzeugen nicht nur Gefühle von Bloßstellung und Verletzung, sondern wirken kumulativ, indem sie die Sicherheitsordnungen verschieben (»nirgends sicher«) und die ohnehin eingeschränkte Teilhabe am öffentlichen Leben weiter erschweren. Interviewpartner:innen erleben, wie Antisemitismus in ihrem alltäglichen Leben immer mehr Raum einnimmt und sie in ihrem Leben einschränkt, da sie stets situativ nachjustieren müssen, ob und wie sie mit anderen ins Gespräch gehen, wo und wie sie sich zeigen können. Insbesondere im öffentlichen Raum sind diese Grenzüberschreitungen geprägt durch den Modus der offensiven Konfrontation, der doppelten Standards oder auch der Verherrlichung des Terrors. Für Jüdinnen:Juden und insbesondere für Israelis bildet zudem die israelische Herkunft und Staatsangehörigkeit und vor allem die hebräische Sprache eine weitere Diskriminierungsdimension. Beides wird in der Öffentlichkeit zum Sicherheitsrisiko und zum Anlass für Diskriminierung.

5.4.1 Zur Wirkung antisemitischer Bildsprache und Demonstrationen im Wohnumfeld

Studienteilnehmende aus verschiedenen Großstädten berichten, wie sie Antisemitismus in ihrem Wohnumfeld durch Schmierereien, Sticker, Plakate und Symbolen wahrnehmen. Bedrohlich wirken zudem Zeichen, Codes und Kartenumrisse auf Kleidungsstücken oder als Schmuck, mit denen Menschen ihre Unterstützung der Hamas zum Ausdruck bringen oder Israel als nicht existent auf der Weltkarte

behaupten. Interviewte schildern die bedrückende Wirkung der öffentlichen Präsenz antisemitischer Zeichen und Bildsprache, mit der Menschen in bestimmten Stadtteilen alltäglich konfrontiert werden. Eine Interviewpartnerin beschreibt diese Situation wie folgt:

»man kann halt leider auch wirklich bei uns (.) nicht durch den Kiez gehen ohne an (.) antisemitischen Schmierereien vorbei-zukommen ((längere Pause)) und ich merke dass ich mich wirklich also (.) bei so vielen Sachen so frage wie (.) wie geht es damit weiter« (Interviewpartnerin 35, Mitte 30).

Ein Umgehen der »antisemitischen Schmierereien« ist in manchen Stadtvierteln von Großstädten nicht möglich. Die direkten und subtilen Anspielungen auf antisemitischen Terror und Gewalt gegen Jüdinnen:Juden führen Studienteilnehmende zur Frage, wohin sich diese Dynamik entwickeln wird. Eine Interviewpartnerin erklärt, warum sie die Präsenz der antizionistischen und antisemitischen (Bild-)Sprache als direkte Bedrohung auf sich beziehe. Sie resümiert: »die meinen ja mich« (Interviewpartnerin 46, Mitte 40). Die Schilderung der Interviewpartnerin verdeutlicht, wie antisemitische und antizionistische (Bild-)Sprache nicht nur als ideologische Adressierung erfahren wird. Die antisemitische Botschaft wird in unmittelbare persönliche Gefährdung übersetzt. Dadurch verschwimmen die Grenzen zwischen kollektiver (antisemitischer) Zuschreibung und individueller Bedrohungserfahrung.

Die für die Studie durchgeführten dreimonatigen Selbstbeobachtungen und anschließenden zweiten Interviews verweisen auf eine Normalisierung dieser Situation. Eine in Israel aufgewachsene Studierende beschreibt die neue Normalität der ständigen Präsenz von (Bild-)Sprache und Codes, die aus ihrer Sicht antisemitischen Terror verherrlichen, im zweiten Interview im Sommer 2024. Sie schildert, wie sie diese Situation als neue Realität akzeptiere und darin weiter existiere:

»so (.) I guess great change that occurred towards like (.) throughout those (.) past few months was the fact that (.) everything is now completely normalized [...] you realize (.) you just accept this reality (.) and you just exist in it (.) and the city [...] you still have all of those posters (.) all of those (.) signs (.) all of those people who are openly expressing their support (.) for (.) like the Palestinian cause (.) which can be (.) for (.) me (.) and for people like me interpreted as a support for terrorism so it's all normalized« (Interview zur Selbstbeobachtung 3, Interviewpartnerin 26, Mitte 20).

Die Studierende führt im Weiteren aus, wie sie und jüdische Freund:innen bestimmte Stadtviertel und Orte meiden würden. Einzelne Freund:innen seien weggezogen aus Stadtteilen, in denen als antisemitisch und antiisraelisch wahrgenommene Aktionsformen besonders präsent seien. Die Interviewpartnerin erklärt in dem Auszug auch, wie Bildsprache, in der einseitig »the Palestinian cause« unterstützt werde, auf sie selbst und »people like me« wirke: Sie nehme entsprechende Zeichen als »support for terrorism« und damit als Befürwortung der Massaker vom 7. Oktober wahr, die auf die Vernichtung der jüdischen Existenz in Israel ziele.

Interviewpartner:innen aus Großstädten gehen zudem auf die Wirkung von Demonstrationen ein, in denen einseitig Israel dämonisiert wird. Eine Mutter schildert ihr Dilemma: Einerseits wolle sie ihren Kindern vermitteln, welche Wichtigkeit und Bedeutung das Demonstrationsrecht als »Teil der Demokratie« habe. Andererseits müssten sie und ihre Kinder Orte und Wege vermeiden und ihren Alltag einschränken aufgrund der israelfeindlichen Demonstrationen, zu denen die Hamas in den Wochen nach dem 7. Oktober explizit aufgerufen hat. Sie erzählt über ihren Sohn, der im Grundschulalter ist: »er hat dann so Angst vor Demos bekommen« und führt in folgender Sequenz aus, wie Demonstrationen nun für ihren Sohn mit Terror gegen Jüdinnen:Juden verbunden seien:

»an diesen Freitag wo die Hamas dazu aufgerufen hat hab ich ihm halt versucht zu erklären hab gesagt es wird eine Demo geben (.) ich hab (.) auch versucht ihm zu erklären und das ist so ein bisschen mein (..) was irgendwie vielleicht auch meine Herausforderung dann ist ich will ihm ja schon beibringen Demos sind gut (.) die Leute sollen auf die Straße gehen die können und dürfen und das ist Teil der Demokratie und das ist wichtig (.) aber ich bin halt anderer Meinung von denen (.) und es gibt Sachen (.) da halte ich mich gerne von fern weil mir das nicht gut tut (.) er hat furchtbare Angst gehabt (.) vor dieser Demo (.) also Demo ist jetzt für ihn (.) ein Begriff von Terror« (Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Deutlich wird in diesem Abschnitt ein Dilemma jüdischer Eltern, die ihre Kinder einerseits vor der von den Demonstrationen ausgehenden, konkreten antisemitischen Bedrohung schützen und andererseits das Demonstrationsrecht, als demokratischen Wert, positiv besetzen wollen. Hier zeigt sich eine Ambivalenz zwischen dem indizierten Sicherheitsbedürfnis und der sozialen und demokratischen Mobilität, die für die interviewten jüdischen Familien (und weitere Studienteilnehmende) aktuell eingeschränkt ist. Deutlich wird zudem die Perspektivendivergenz und

Erfahrungsasymmetrie: Demonstrationsformen, die gesellschaftlich als Ausdruck der Meinungsfreiheit gelten, lösen bei jüdischen Kindern mitunter »furchtbare Angst« aus, da einzelne Aussagen und Inhalte als Vernichtungsabsicht gegen Jüdinnen:Juden verstanden werden können.

5.4.2 Auswirkung auf das Sicherheitsgefühl an queeren Orten

Die antisemitisch aufgeladene Atmosphäre wirkt sich auch auf die Zugänglichkeit von öffentlichen Freizeittorten wie Clubs, Bars, Restaurants oder Fitnessstudios aus. Studienteilnehmende thematisieren in diesem Zusammenhang insbesondere queere Räume und Safer Spaces – möglicherweise, weil hier der Kontrast besonders scharf hervortritt zwischen der Diskriminierungssensibilität in Bezug auf die geschlechtliche Identität und sexuelle Orientierung einerseits und der Unsicherheit und erlebten Rücksichtslosigkeit in Bezug auf jüdische und israelische Zugehörigkeiten andererseits.

Eine Interviewpartnerin erinnert, dass sie vor dem 7. Oktober häufiger in queere »Bars und Spaces« gegangen sei. Das unsichere Gefühl aufgrund von israelbezogenem Antisemitismus, den sie bereits vor dem Terrorangriff der Hamas auf Israel gespürt habe, habe sich nun deutlich verstärkt. Sie suche die Orte nur noch in Begleitung von Personen auf, denen sie in Bezug auf Antisemitismus vertrauen könne:

»ich bin auch (.) war früher viel unterwegs in so queeren Bars und Spaces und so (.) und mittlerweile (.) also ich war noch einmal da nach dem 7. Oktober (.) aber ich habe mich wirklich (.) so unsicher gefühlt [...] davor habe ich mich immer schon nicht so sicher gefühlt in diesen Spaces (.) weil das schon immer so sehr aufgeladen war von so israelbezogenem Antisemitismus [...] jetzt aber mittlerweile ist das auch so ich merke richtig dass ich überlege okay wenn ich in solche Spaces gehe (.) dass ich mit Menschen (.) ich habe mir neulich gedacht okay ich muss mindestens mit einer Person zusammen hin wo ich weiß (.) sie ist safe« (Interviewpartnerin 57, Mitte 20).

Die weitreichende konkrete Bedrohungslage und die unsicher gewordenen Räume führen zum Ergreifen von Vorsichtsmaßnahmen und zur Vorbereitung auf Selbstverteidigung. So erinnert sich die oben zitierte Interviewpartnerin an ein Gespräch mit fünf Israelis auf einer Party. In diesem Gespräch sei es um die Situation in

Deutschland nach dem Terrorangriff der Hamas auf Israel gegangen und um das Sicherheitsempfinden der am Gespräch beteiligten Personen. Die Gesprächsteilnehmenden hätten sich über Schutzmaßnahmen unterhalten, die sie ergreifen könnten, um »sich zu verteidigen (.) falls die Situation hier schlimmer wird« (Interviewpartnerin 57, Mitte 20). Die Interviewpartnerin beschreibt die tiefe Perspektivdivergenz zur Sicherheitslage im Vergleich zu nichtjüdischen Personen, die in der Szene deutlich werde:

»und das hat sich so normal angefühlt in dem Moment (.) und (.) wie krass ist das dass sich das so normal anfühlt (.) und andere Menschen würden dann da sitzen und sich so denken (.) ((lacht)) (.) also das ist einfach so eine Lebensrealität« (Interviewpartnerin 57, Mitte 20).

Verschiedene Interviewpartner:innen, die sich queeren Szenen zugehörig fühlen, thematisieren die Schwierigkeit, Räume zu finden, die auch für queere jüdische Personen sicher sind. Ein Interviewpartner schildert im Interview, wie er die Veränderung von queeren, von ihm geschätzten Räumen in der Großstadt erlebt. Anhand verschiedener Beispiele vergleicht er sein Sicherheitsgefühl nach dem 7. Oktober in Bezug auf seine schwule und seine jüdische Identität. Er führt aus, dass er immer klar erspüren könne und wisse, ob Personen oder Orte für ihn als schwuler Mann sicher seien. Als Jude hingegen könne man nie wissen, wo einen Antisemitismus treffe (»you just never know (.) where it's gonna hit«), was stets ein leichtes Unbehagen mit sich bringe:

»with being gay I can always sense where I am I can always know who my allies are (.) and there is a very clear cut that tells you (.) this is safe for you (.) these are allies you can trust them (.) they are not gonna flip on you (.) whereas if you're being Jewish you just never know (.) where it's gonna hit [...] which is always a bit (.) a bit uncomfortable« (Interviewpartner 38, Ende 30).

Der oben zitierte Interviewpartner verdeutlicht, dass sich Jüdinnen:Juden zur Einschätzung der Sicherheit in mehrheitlich nichtjüdischen Räumen nicht auf bestimmte Hinweise oder Codes verlassen könnten. Deutlich wird die Wirkung der milieuübergreifenden Verankerung von Alltagsantisemitismus, die in einer antisemitischen Hochphase wie nach dem 7. Oktober in hohem Maße einschränkt. Räume, die in Bezug auf bestimmte Diskriminierungsformen sicher sind, können sich in Bezug auf Antisemitismus als unsicher und gewaltvoll erweisen. Aktuell müssen

Jüdinnen:Juden in Deutschland daher in sämtlichen öffentlichen Alltagssphären damit rechnen, mit antisemitischen Zeichen oder Adressierungen konfrontiert zu werden.

5.4.3 Diskriminierung im öffentlichen Nahverkehr

Ein weiterer Bereich des öffentlichen Lebens, in dem Studienteilnehmende Bedrängung und Einschränkungen wahrnehmen, sind die öffentlichen Verkehrsmittel. Einige berichten, wie sie es vermieden, im Bus oder in der Bahn hebräischsprachige Bücher, Chats und Nachrichten auf dem Handy oder mit dem Judentum assoziierte Texte zu lesen, aus Angst, andere könnten dies sehen. Einzelne Interviewpartner:innen vermeiden öffentliche Verkehrsmittel nach dem 7. Oktober gänzlich aufgrund der Sorge, sie könnten als Jüdin:Jude identifiziert und angegangen werden, oder aufgrund bereits gemachter Erfahrungen mit entsprechenden Übergriffen im Modus der offensiven Konfrontation.

Ein in Israel aufgewachsener Interviewpartner erinnert sich an eine Situation, in der er am Bahngleis mit einem Freund auf Hebräisch telefoniert habe und von einer »deutsche[n] Frau« darauf angesprochen worden sei, dass sie es »mutig« (Interviewpartner 32, Anfang 40) finde, dass er am Telefon Hebräisch sprechen würde. Der Interviewpartner deutet diese Aussage als einen Hinweis auf die Gesamtsituation der antisemitischen Entgrenzung:

»wir sind an solchem Punkt wo man mutig (.) fühlen kann ne oder wenn man (.) einfach die (.) Muttersprache spricht« (Interviewpartner 32, Anfang 40).

Verschiedene Interviewpartner:innen schildern Übergriffe durch offensichtliches Abrücken, Beleidigungen und physische Bedrängung, nachdem sie in der Bahn aufgrund der hebräischen Sprache als Israeli erkannt worden seien. So schildert eine Interviewpartnerin eine Reihe dieser Erfahrungen seit dem 7. Oktober:

»when people refuse to sit to me (.) to sit to me next to me in the train (.) because I talked Hebrew (.) when people on the train shouted at me (.) ›fuck Israel kill them all‹ (.) because I talked Hebrew (.) when a person stepped out of the train after me with bicycle and just drove around me (.) and laughing to scare me« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Zu einer besonders hohen Belastung werden diese Bedrängungen, Machtdemonstrationen und Übergriffe, wenn die Interviewpartner:innen sie in Anwesenheit ihrer Kinder erleben. Studienteilnehmende schildern, dass neben der hebräischen Sprache auch auf Schmuck mit jüdischen Symbolen, wie eine Kette mit Davidstern, aggressiv reagiert werde. So erzählt eine Interviewpartnerin von entsprechenden Reaktionen in Anwesenheit ihres Kindes. Sie habe sich vor das Dilemma gestellt gesehen, wie sie sich gegen die Belästigung wehren könne, ohne ihr Kind zu gefährden:

»after October 7th I've (.) been harassed (.) twice (.) on (.) an S-Bahn station like (.) on the platform (.) with my son (.) one time (.) a man saw my star and then just (.) like (.) screamed in my face ›free Palestine‹ (.) and (..) in this moment like my son wasn't paying attention which I was so thankful for [...] another time a woman like (.) spoke to me in Arabic and grabbed my arm [...] like I know that I can defend myself if I need to but when my son is there it's very different like (.) because I wouldn't wanna do anything that puts him in danger (.) and (..) you know (.) since October 7th I started carrying like (.) a pepper spray« (Interviewpartnerin 40, Ende 20).

Deutlich wird an dieser Sequenz erneut, dass sich Jüdinnen:Juden aktiv damit auseinandersetzen müssen, wie sie sich und ihre Kinder bei der Nutzung der öffentlichen Infrastruktur schützen können. Beispiele dafür sind das Meiden öffentlicher Verkehrsmittel und anderer Räume der öffentlichen Infrastruktur, aber auch, wie in der obigen Sequenz, das Tragen von Pfefferspray oder der Besuch von Selbstverteidigungskursen. Jüdische Eltern schildern zahlreiche Beispiele, wie sie aufgrund von Sorge vor Übergriffen gewohnte Wege verändern, Termine absagen oder besonders darauf achten würden, dass ihre Kinder keinerlei Hinweise auf ihre jüdische Identität oder Bezüge zu Israel an sich trügen.

5.4.4 Verbale Übergriffe im Kontext von Ärzt:innenbesuchen

Weitere Interviews zeigen, wie Interviewpartner:innen auch in sensiblen und aufgrund der Rollenverteilung von Abhängigkeit und Machtverhältnissen geprägten Situationen – wie Ärzt:innenbesuche und Therapiesitzungen – als jüdische, israelische Patient:innen unvermittelt für den Krieg in Gaza in Verantwortung genommen wurden. Eine Interviewpartnerin berichtet, dass sie in einer Ärzt:innenpraxis für eine Kontrolluntersuchung war, für die sie sich habe entkleiden müssen. Vor der

Untersuchung habe der Arzt in Ausbildung sie auf ihre Herkunft angesprochen und mehrfach gefragt, ob sie Israeli sei:

»he looks at my file and he says ›ah I see you're Israeli‹ (.) and I say (.) ›yes I am‹ (.) and then he (.) he said it twice (.) after it again« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Nach der Untersuchung habe die Interviewpartnerin neben dem angehenden Arzt gegessen, der sie gefragt habe: »so what do you think about the war« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40). Die Interviewpartnerin erinnert sich an eine darauffolgende Diskussion, in der sie mehrfach gedrängt worden sei, sich zu positionieren und wie sie daraufhin das Behandlungszimmer verlassen habe:

»and then he said ›well (.) it didn't really help that you bombed them like that‹ (..) and then I said ›well it didn't really help (.) October 7th‹ (.) and then I mentioned (.) what happened in October 7th including numbers (.) ((laughs)) including the hostages including the hate in the world like (.) because I'm handling this topic (.) I also know how to kind of answer a little bit (.) and then he said (.) ›well (.) I didn't (.) I'm not so good in the details I have to tell you‹ (.) and I said to him (.) ›well okay (.) now I would leave‹ (.) and I left the room« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Die Szene zeigt beispielhaft, wie Studienteilnehmende erleben, dass bestehende Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse zwischen jüdischen Patient:innen und behandelnden Ärzt:innen in der Phase nach dem 7. Oktober teilweise zur Bedrängung und Konfrontation mit moralischen, einseitigen Statements genutzt werden. Ähnliche Erfahrungen schildern andere Interviewpartner:innen aus Behandlungssituationen bei Therapeut:innen sowie Zahn- oder Frauenärzt:innen. Beispielhaft dafür ist der folgende Auszug, in dem eine Studienteilnehmerin von mehreren Situationen erzählt, in der sie von ihrer Frauenärztin vor und nach dem 7. Oktober als Jüdin adressiert worden sei. Unter anderem sei sie, nachdem zuvor die Auswirkungen des Stresses nach dem 7. Oktober Thema gewesen seien, unvermittelt auf die getöteten Christ:innen in Gaza angesprochen worden:

»und dann in meinem darauffolgenden Termin (.) erzählte sie dann ja dass bei mir (.) da ein Wert ein bisschen erhöht wäre und dass man das wahrscheinlich auf den Stress zurückführen könnte und (.)

«(längere Pause)) und (.) fing dann tatsächlich damit an (..) dass ja auch unter den Toten (.) in Gaza Christen wären (..) und dass das die christliche Gemeinschaft auch sehr hart getroffen hätte» (Interviewpartnerin 21, Anfang 40).

In der obigen Szene wird der von der Interviewpartnerin als Jüdin in Deutschland nach dem 7. Oktober erlebte Stress gleichsam mit dem Leid und dem Tod im Kriegsgebiet Gaza in Verbindung gesetzt und gegen diesen aufgewogen. Deutlich wird in den geschilderten Szenen, wie Jüdinnen:Juden auch in einer vulnerablen medizinischen Behandlungssituation, in der sie ärztlichen Rat suchen oder sich für eine Untersuchung entkleiden, davon ausgehen müssen, unvermittelt mit Statements und moralischen Selbstpositionierungen zu Israel konfrontiert zu werden.

5.4.5 Rückzug aus öffentlichen und digitalen Räumen

Studienteilnehmende beschreiben, wie die Angst vor antisemitischer Gewalt zu einem vermehrten Rückzug aus gesellschaftlichen, kulturellen, medialen, politischen und digitalen Räumen führt. Ein Interviewpartner führt hierzu aus:

»diese (.) Einschränkungen im Alltagsleben das hört sich immer so banal an [...] da (..) gibt es so viel unzählige Beispiele die man zum Teil schon unterbewusst gar nicht mehr so empfindet (.) dass es glaube ich wichtig ist die halt auch immer wieder sichtbar für andere zu machen« (Interviewpartner 80, Anfang 40).

Die Interviewsequenz zeigt, dass die Einschränkungen nicht allein in Form klar erkennbarer Ausschlüsse erlebt werden, sondern häufig den Alltag der Betroffenen auf subtile Weise beeinträchtigen. Der Interviewpartner formuliert die Notwendigkeit, die damit verbundenen »Einschränkungen« nichtjüdischen Personen zu vermitteln. Der Rückzug aus dem öffentlichen Leben ist dabei als eine notwendige Schutzstrategie zu deuten, um sich selbst und Familienangehörige zu schützen. Ein Mitte-30-jähriger Interviewpartner fasst seine Einschätzung zur gesellschaftlichen Teilhabe von Jüdinnen:Juden in Deutschland nach dem Terrorangriff zusammen:

»als Jude in der Gesellschaft fühlt man sich ein Stückweit bisschen (..) entfremdet oder wie ein Fremdkörper« (Interviewpartner 4, Mitte 30).

Die Adaption schützender, vorsichtiger Praktiken betrifft auch das Bewegen im digitalen Raum. Die Datenanalyse verdeutlicht, wie die Einschränkung der Teilhabe auch die Partizipation an den sozialen Medien betrifft, wo jüdische Sichtbarkeit zu einem Sicherheitsrisiko wird. Studienteilnehmende schildern, wie sie ihr Verhalten in den sozialen Medien anpassen, sich als jüdische Person unsichtbar machen oder ganz aus digitalen Räumen zurückziehen würden. So erzählt beispielsweise eine Interviewpartnerin, wie sie begonnen habe, »nach dem 7. Oktober das zu (.) nach und nach zu löschen meine Identität im (.) im Netz« (Interviewpartnerin 1, Anfang 40). Im Gesamtbild des Datenmaterials zeigt sich bei verschiedenen Studienteilnehmenden ein hoher Druck, sich selbst und die eigenen Kinder und Angehörigen hinsichtlich der jüdischen Identität unsichtbar machen zu müssen. Eine Interviewpartnerin resümiert hierzu:

»wir sind nur sicher solange wir unsichtbar sind« (Interviewpartnerin 10, Anfang 30).

Die von den involvierten Terrororganisationen intendierte antisemitische Mobilisierung wirkt sich als Verdrängung von Jüdinnen:Juden aus dem öffentlichen und digitalen Raum aus.

Eine in Israel aufgewachsene Interviewpartnerin, die sich mit anderen Verbündeten von Deutschland aus für die Befreiung der israelischen Geiseln im Gazastreifen einsetzt, weist auf eine weitere Dimension der erzwungenen Vorsichtsmaßnahmen im digitalen und öffentlichen Raum hin: Jüdinnen:Juden, die sich politisch für die Geiseln und deren Familien engagieren, könnten sich nicht ohne Sicherheitsrisiko öffentlich mit ihrem Namen zeigen. Sie betont, dass sie und andere Jüdinnen:Juden, Israelis und Unterstützer:innen sich durch die Bedrohungslage nicht in ihrem Engagement aufhalten ließen. Zugleich wird hier eine weitere Dimension der Einschränkung von öffentlicher Teilhabe deutlich: die Einschränkung der Möglichkeit von zivilgesellschaftlichem und politischem Engagement:

»when none of us wants to be public with our names (.) when we are afraid to stand in the streets (.) we are still doing that« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Ähnlich wie weitere Studienteilnehmende weist die oben zitierte Interviewpartnerin darauf hin, dass die Situation der Bedrohung und der erzwungenen Vorsichtsmaßnahmen historisch nicht neu sei und von jüdischen Communities wiederkehrend in antisemitischen Hochphasen erlebt werde:

*»so I do believe that our courage and our light will overcome everything
(.) it's not the first time that Jewish people have experienced that (.)
and we know we have our power as survivors to continue our job (.) this
is not stopping us« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).*

5.4.6 Zusammenfassung

Die Befunde weisen darauf hin, dass sich die antisemitische Mobilisierung nach dem 7. Oktober für Jüdinnen:Juden in Form von eingeschränkter Teilhabe am öffentlichen Leben, an öffentlichen Gütern und der Nutzung von Infrastruktur auswirkt. Dadurch wird der öffentliche Raum, der allen gleichermaßen offenstehen sollte, zu einem Ort potenzieller Gefährdung, in dem unbeschwerter jüdische Sichtbarkeit kaum möglich ist. Weitere Einschränkungen betreffen die Sichtbarkeit im digitalen Raum und im Rahmen von politischem Engagement und Partizipation an Diskursen. Stadtteile und Freizeitorte wie Bars oder Clubs mit einer hohen Präsenz von antizionistischer und antisemitischer (Bild-)Sprache werden infolgedessen gemieden, es kommt auch zum Wohnortwechsel. Demonstrationen, die gesellschaftlich als Ausdruck von Meinungsfreiheit gelten, werden insbesondere von jüdischen Kindern und Familien als verstörend und konkrete Bedrohung erlebt und führen mitunter zum Ändern von Alltagswegen. Studienteilnehmende erleben Übergriffe bei der Nutzung von Dienstleistungen sowie im öffentlichen Nahverkehr. Besonders deutlich werden dabei Diskriminierungsformen, die sich an der (israelischen) Herkunft oder am Gebrauch der (hebräischen) Sprache festmachen und gesellschaftliche Inklusion wie auch Sicherheit im Alltag unterminieren. Die Folgen sind eine Verdrängung in die Unsichtbarkeit und der Rückzug in sichere (jüdische) Sphären. Jüdinnen:Juden sehen sich gezwungen, Sicherheitsvorkehrungen zu treffen und sich auf Belästigung, Erniedrigung und physische Übergriffe in der Öffentlichkeit vorzubereiten. Derartige Einschränkungen in der Teilhabe am öffentlichen Leben bedeuten für Jüdinnen:Juden in diesem Kontext nicht nur eine Beeinträchtigung ihrer Gleichberechtigung, sondern machen zugleich Schutzverhalten, Rückzug oder das Meiden bestimmter Orte erforderlich. Damit gerät das demokratische Versprechen von Freiheit, Gleichheit, Würde und Sicherheit in Spannung zu den Erfahrungen jüdischer und israelischer Communities, deren Zugehörigkeit und Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum massiv eingeschränkt werden.

5.5 Diskriminierung am Arbeitsplatz

Der 7. Oktober und die damit einhergehenden gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse wirken sich auch unmittelbar auf den Berufsalltag von Jüdinnen:Juden in Deutschland aus. Neben einzelnen unterstützenden und stärkenden Erfahrungen wird die persönliche Betroffenheit der jüdischen Mitarbeiter:innen von Kolleg:innen überwiegend dethematisiert und ausgeblendet. Studienteilnehmende berichten neben fehlender Solidarität und Ignoranz auch von offenen Relativierungen des Terroranschlags, Übergriffen und Boykott in verschiedenen Konstellationen im Arbeitskontext. Die Interviewten erleben aufgrund dessen Unsicherheiten bezüglich ihrer beruflichen Zukunft in Deutschland.

5.5.1 Auswirkungen auf kollegiale Beziehungen

Ähnlich wie im nichtjüdischen privaten Umfeld wird auch am Arbeitsplatz direkt nach dem 7. Oktober die fehlende Solidarität gegenüber Jüdinnen:Juden und Personen mit Bezug zu Israel spürbar. So berichtet ein Interviewpartner, der als Kind von Kontingentgeflüchteten nach Deutschland migriert ist und Familie in Israel hat, dass sein Arbeitsumfeld aufgrund der »Stellung Israels (.) sehr sehr zurückhaltend« (Interviewpartner 13, Mitte 30) auf das Massaker reagiert habe. Seine persönliche Betroffenheit rücke damit aufgrund seiner jüdischen Zugehörigkeit sowie seines Bezugs zu Israel in den Hintergrund. Gleiches zeigt sich im Kolleg:innenkreis einer anderen Interviewpartnerin, deren persönliche Betroffenheit und familiärer Bezug zu Israel ebenfalls übergangen wird:

*»die Menschen wissen das (.) auch die mit denen ich eng zusammen-
arbeite und es spricht einfach keiner an und ich finde das so gruselig (.)
und so merkwürdig« (Interviewpartnerin 21, Anfang 40).*

Ein Interviewter ordnet die fehlende Solidarität des Kollegiums als Ausdruck doppelter Standards ein:

*»wenn ich nicht Jude und Israeli wäre (.) dann wäre die Situation auf meiner
Arbeit eine andere (.) so empfinde ich es« (Interviewpartner 4, Mitte 30).*

Neben der Ignoranz, die Jüdinnen:Juden nach dem 7. Oktober erleben, schildern einige Interviewte auch Erlebnisse, in denen Arbeitskolleg:innen mit Relativierungen

oder der Verteidigung des Massakers als vermeintlichen Widerstand reagieren. Eine Interviewpartnerin erinnert, wie sie am Montag, der auf das Wochenende des Massakers folgte, mit einem Kollegen sprach:

»als ich dann morgens in der Arbeit saß immer noch in diesem Ausnahmezustand (.) und ein Kollege fragte wie es mir geht und ich meinte ›wie soll es mir gehen (.) das ist doch (.) das ist doch einfach alles Mist‹ (.) und er meinte ›naja das musst du verstehen (.) das ist ja hier ein (.) ein (.) ein Widerstand gegen eine Besatzung‹ und ich bin einfach aufgestanden und gegangen« (Interviewpartnerin 55, Ende 30).

Von einer veränderten Atmosphäre berichten Interviewpartner:innen aus dem Kultur- und Kunstbereich. Hier habe sich die »Atmosphäre bei der Arbeit und diese Umgebung [...] von einem Safe Space (.) in eine Art (.) kalte (...) Parallelwelt (.) verwandelt also ganz (.) ganz komisch« (Interviewpartnerin 21, Anfang 40). Auch an Arbeitsplätzen im politischen Bereich seien »fest geglaubte (.) Allianzen auch so ein Stück weit weggebrochen« (Interviewpartner 80, Anfang 40), berichtet ein Interviewter. So könnten sich Organisationen mit Bezug zum Judentum »dann doch nicht so sehr auf externe Hilfe verlassen [...] und [sind] dann (.) doch sehr stark (.) auf sich selbst gestellt« (Interviewpartner 80, Anfang 40). Auch in der Politik habe »der 7. Oktober seine Spuren hinterlassen« (Interviewpartnerin 9, Mitte 30), wodurch eine berufliche Zukunft in diesem Feld schwierig scheine. Insbesondere im beruflichen Bereich werden jedoch auch einzelne Ausnahmen thematisiert und als wichtige und stärkende Erfahrung hervorgehoben, wie beispielsweise in der folgenden Sequenz:

»also diejenigen wo ich positive (.) also wo ich sofort (.) Nachfragen hatte ›wie geht's dir‹ (.) das waren die muslimischen Kollegen das waren die ersten (..) ne also am (.) die eine hat schon am 7. Oktober direkt geschrieben ›wie geht's dir (.) brauchst du was (..) ich möchte klarstellen das ist nicht im Sinne meiner Religion was da gerade passiert‹ (..) und das sind so die Dinge die stärken« (Interviewpartnerin 23, ohne Altersangabe).

In dieser Erinnerung sind es »die muslimischen Kollegen«, die sich bei ihrer jüdischen Kollegin melden, ihre Betroffenheit damit anerkennen und sich solidarisch und unterstützend zeigen. Beispielhaft deutlich wird in der Sequenz, wie die zwischenmenschliche Anteilnahme durch die Frage nach dem Wohlergehen jüdischer Kolleg:innen sowie durch eine eindeutige Verurteilung des Massakers und die Distanzierung

davon einen entscheidenden Unterschied für das Wohlbefinden und die Inklusion von Jüdinnen:Juden am Arbeitsplatz nach dem 7. Oktober macht.

5.5.2 Diskriminierungserfahrungen im Berufsleben

Die geschilderten Diskriminierungserfahrungen werden von Kolleg:innen, Vorgesetzten, Kund:innen, Patient:innen, Adressat:innen oder Schüler:innen ausgelöst, mit denen die Studienteilnehmenden in ihrer beruflichen Rolle interagieren. So schildert beispielsweise eine Person aus dem Feld der medizinischen Notversorgung, wie ein Patient auf ihre Halskette mit einem jüdischen Symbol mit klassischen verschwörungsideologischen Äußerungen reagiert habe:

»ich traue mich auch nicht mehr/ (.) ich hatte (.) ich hatte eine (.) eine Halskette (.) eine Chai (.) Halskette (.) die trage ich nicht mehr weil (.) Patienten (.) auch schon komisch reagiert haben (.) ein Patient hat mir im Einsatz erzählt (.) ›ja ja mit Kinderorganhandel in Gaza und wie furchtbar das alles ist‹ und ich dachte mir oh nein (.) also (.) dumme (.) dumme Sprüche kamen schon vorher (..) aber das fand ich (.) puh (.) das (.) das hat mir Angst gemacht (.) das hat mir wirklich Angst gemacht« (Interviewpartnerin 55, Ende 30).

Aufgrund weiterer antisemitischer Übergriffe durch Kolleg:innen und Patient:innen wandte sich diese Interviewpartnerin hilfesuchend an die Antidiskriminierungsbeauftragte des Betriebs. Auch hier erlebte sie eine antisemitische Reaktion auf ihr Beschwerdeanliegen durch die Delegation der Beschwerde an »deine jüdische Community« und eine Anspielung auf deren gute Vernetzung:

»ich habe mit unserer Antidiskriminierungsbeauftragten gesprochen und die hat gesagt (.) ›melde dich doch an deine jüdische Community weil die sind ja gut vernetzt‹ (.) was ich wieder sehr krass antisemitisch fand (..) ja (.) und (.) mehr oder weniger bin ich dazu (.) darum gebeten wurden (.) dieses (.) politische Thema nicht (.) nicht anzusprechen weil das die Stimmung runterzieht« (Interviewpartnerin 55, Ende 30).

Deutlich wird an diesem Beispiel, wie Interviewpartner:innen auch im Falle einer Beschwerde in den dafür vorgesehenen Beschwerdewegen Unterstützung verweigert wird und wie antisemitische Diskriminierungserfahrungen nicht als

solche aufgenommen, sondern zu einem »politische[n] Thema« gemacht werden. Ähnlich wie andere Interviewpartner:innen wurde auch die oben zitierte Person direkt dazu aufgefordert, das vermeintlich »politische Thema« des Antisemitismus am Arbeitsplatz nicht mehr anzusprechen.

Die Erfahrungen von Antisemitismus am Arbeitsplatz haben zur Folge, dass einige Interviewpartner:innen aus verschiedenen beruflichen Bereichen darüber nachdenken, ihren Beruf zu wechseln oder diesen Wechsel bereits vollzogen haben. Manche werden von ihren Vorgesetzten infolge von Konflikten indirekt oder direkt dazu aufgefordert. In den von verschiedenen Interviewten geschilderten Konflikten geht es um verweigerte Sicherheitsbedürfnisse und um fortgesetzte Kooperationen mit Organisationen, die das Massaker vom 7. Oktober verteidigen oder legitimieren. Mehrfach werden auch Konflikte geschildert, in denen Studienteilnehmende darum baten, ihr Unternehmen möge in Statements oder Posts in den sozialen Medien zum Jahrestag der Befreiung von Auschwitz im Januar 2024 den Begriff Antisemitismus nutzen. Diese Bitte wurde von Vorgesetzten offenbar in mehreren Fällen ignoriert. Infolge von Konflikten stellt sich beispielsweise ein Interviewpartner aus dem zivilgesellschaftlichen Verwaltungsbereich die Frage, wie es »mit einem beruflich weiter[geht]« (Interviewpartner 4, Mitte 30), da die Situation als Jude am Arbeitsplatz nach dem 7. Oktober für ihn schwer erträglich werde. Dieser Interviewpartner sei unter anderem aufgefordert worden, im Rahmen seiner beruflichen Rolle weiterhin mit Kooperationspartner:innen zu kommunizieren, die sich in den sozialen Medien nach dem 7. Oktober antisemitisch geäußert und das Massaker als Widerstand umgedeutet hätten. Sicherheitsbedürfnisse wie die Abkürzung seines israelischen Vornamens am Bürotürschild und in der beruflichen Mailadresse seien übergangen worden.

5.5.3 Stiller und expliziter Boykott

Im künstlerischen und im akademischen Bereich werden die beruflichen Zukunftsperspektiven von insbesondere israelischen Wissenschaftler:innen und Künstler:innen durch stillen oder expliziten Boykott eingeschränkt und teilweise auch verunmöglicht. So berichtet eine Interviewpartnerin von verschiedenen Situationen an der Hochschule:

»there have been multiple like (.) my Israeli colleagues being denied access to contracts long before the war (.) or like (.) multiple conference readings for (.) Palestine about how they were (.) objected to genocide

[...] everything like that (.) and now it has gotten worse and I cannot imagine my future in such an atmosphere anymore because (.) not only it's (.) it makes it objectively more complicated as I no longer know who accepts me (.) and if I'm denied access to something (.) is it really (.) for the lack of my skill or is it really (.) because of my nationality and my positions« (Interviewpartnerin 26, Mitte 20).

Die Interviewpartnerin beschreibt, dass israelische Kolleg:innen bereits vor dem 7. Oktober von Vertragsabschlüssen ausgeschlossen worden seien. Seitdem habe sich die Lage an der Hochschule verschärft, sodass sie sich eine berufliche Zukunft in dieser Atmosphäre nicht mehr vorstellen könne. Deutlich wird auch, dass durch den stillen Boykott israelischer Künstler:innen und Wissenschaftler:innen oft die Frage offenbleibe, ob die Absage einer schon vereinbarten künstlerischen Zusammenarbeit, die Ablehnung eines Konferenzbeitrags, eines Artikels oder einer Stellenbewerbung an der israelischen Nationalität oder an den Fähigkeiten liege.

Der Boykott wirkt sich nicht nur auf die beruflichen Zukunftsperspektiven aus, sondern auch unmittelbar auf die ökonomische Lage der Betroffenen und ihrer Familien. Verschiedene Interviewpartner:innen aus dem Kunst- und Kulturbereich berichten in diesem Zusammenhang von antisemitischen Übergriffen sowie von subtilen bis hin zu offenen Formen der Ausgrenzung. Eine Künstlerin resümiert, dass die Arbeit in der »Kreativszene (.) und mit vielen Künstlern [...] als jüdische Person (.) seit dem 7. Oktober (.) tatsächlich ein Problem geworden [ist]« (Interviewpartnerin 21, Anfang 40). Studienteilnehmende aus der Kunstszene berichten neben antisemitischen Vorfällen auch von fehlenden Aufträgen, sodass sie in ihrer Arbeit maßgeblich eingeschränkt sind oder nur noch in jüdischen Kontexten künstlerisch tätig sein können. Dies kann zur Folge haben, dass sie aufgrund von finanziellen Verlusten zukünftig nicht mehr ihren Lebensunterhalt bestreiten können:

»ich hab schon immer die Familie ernährt also auch schon als mein Mann noch hier war [...] ich lebe ja von der Kunst« (Interviewpartnerin 20, Anfang 60).

5.5.4 Veränderungen und Kontinuitäten am Arbeitsplatz

In den geführten Follow-Up-Interviews zeigt sich, wie sich der 7. Oktober und die seither geführten gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse weiterhin in das

Berufsleben der Interviewpartner:innen hineinwirken. Besonders deutlich wird dabei die anhaltende Dethematisierung und Ausblendung der Betroffenheit jüdischer Kolleg:innen, von der die Interviewpartner:innen weiterhin berichten. Eine Interviewperson schildert im Follow-Up-Interview, wie die fehlende Unterstützung und Solidarität, das Schweigen der nichtjüdischen Kolleg:innen sowie Diskriminierungserfahrungen, die sie bereits in der Zeit kurz nach dem 7. Oktober erfahren hat, auch zwei Jahre nach dem 7. Oktober ihren Berufsalltag bestimmen und prägen. Die fortdauernden Auseinandersetzungen beschreibt sie als emotional belastend. Im Interview spricht sie davon, dass die geführten Diskussionen ihr »Energie ziehen« und sie »platt walz[en]«:

»was diese Diskussion egal ob ich sie aktiv mitführe oder nicht wie mir das sozusagen so (.) Energie (.) zieht (.) und Energie ziehen ist vielleicht sogar noch zu harmlos gesagt sondern wie es mich wirklich auszehrt und platt walzt wie ich irgendwie (.) merke dass ich (..) dass ich (.) was das macht mit meinem Gefühl an diesen Arbeitsplatz zu kommen (.) und (.) gar nicht unbedingt weil mir sozusagen hier antisemitische Dinge passieren sondern einfach weil (.) weil hier (.) teilweise Positionen vertreten werden die auf so einer auf so einem (..) sozusagen auf aus so einer Pauschalisierung heraus (.) aus so einem nicht wissen und nicht wissen wollen heraus und einfach auch aus einer Hartherzigkeit heraus und aus einer Kälte heraus geführt werden die irgendwie (.) Solidarität als etwas Exklusives sehen« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Die von ihr wahrgenommenen Reaktionen und Positionen ihrer Kolleg:innen, die »Solidarität als etwas Exklusiven sehen«, interpretiert sie als Ausdruck »einer Hartherzigkeit« und geprägt von einem »nicht wissen und nicht wissen wollen«. Sie berichtet, dass sich ihre Sichtweise auf ihre Kolleg:innen verändert habe. Dennoch beobachtet sie, wie die »Hitzigkeit der Debatte« zunehmend abzunehmen scheint. Die Interviewperson begründet dies damit, dass das Interesse an dem Thema abgenommen habe:

»aber ich glaube dass sozusagen die (.) die Hitzigkeit der Debatte hier ein bisschen abgenommen hat weil das Thema nicht mehr jeden Tag das Topthema [...] und das deswegen eine andere (.) einen anderen Takt und eine andere Intensität bekommt (.) weil es einfach verschiedenste Leute jetzt nicht mehr interessiert (.) aber ich meine

es geht dann ja (.) also es ist ja nicht weg« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Dennoch erlebt sie weiterhin fehlendes Verständnis für ihre Betroffenheit und es kommt immer wieder zu Situationen, in denen sie das Gefühl bekommt »so eine Stimme der Vernunft« sein zu müssen und ihre Kolleg:innen aufklären zu müssen, dass es nicht nur »ein Schwarz-Weiß« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe) ist. Vor diesem Hintergrund beschreibt die Interviewperson eine Verschiebung in ihrem Verhältnis zu ihrem Arbeitsplatz. Sie berichtet von zunehmenden Erschöpfungserfahrungen, die sich auf ihre alltägliche Arbeitspraxis auswirken:

»ich habe keine Lust darauf dass sozusagen mein Gefühl zu meiner Arbeit eins von (.) eins von Rage ist eigentlich (.) also abwechselnd Rage und Resignation« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Eine weitere Interviewpartnerin, die in der Kunstszene tätig ist, berichtet bereits im ersten Interview von Erfahrungen der stillen sowie offenen Ausgrenzung aufgrund ihrer Herkunft. Auch im Follow-Up-Interview spricht sie die veränderte Atmosphäre an und wie sie sich aufgrund ihrer Antisemitismuserfahrungen und dem stillen sowie expliziten Boykott von Jüdinnen:Juden und Israelis inzwischen aus der Kunstszene zurückgezogen hat:

»but generally the artist scene (.) you know I took a step back from that (.) so (.) in a way my life (.) totally changed and my environment totally changed and the people that are around me totally changed (.) I could still say that none of the people that I knew before reached out to me (.) checked in with me this did (.) didn't change and I think this will remain as is because (..) it's just the way it is (.) it's just the way it is« (Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Sie berichtet im ersten Interview, dass sie in der Kunstszene vor dem 7. Oktober 2023 immer einen offenen Austausch wahrgenommen hat und gegenseitige Unterstützung. Nach dem 7. Oktober fielen ihre Netzwerke weg, wodurch sie in ihrer Arbeit eingeschränkt wurde und hauptsächlich nur noch in jüdischen Kontexten künstlerisch tätig sein konnte. Sie beschreibt im Interview ihr ständiges Sicherheitsabwägen, mit wem sie zusammenarbeiten kann:

»and also now when I think about (.) doing for example this art project (.) or I'm working on a film that I'm writing (.) I can't imagine just (.) I don't know go to a place (.) and say »hey you know (.) I'm doing that let's collaborate« (.) I have to find the right people (.) to work with me on this stuff (..) that feel safe with (.) first of all (.) that are just not hateful (.) that there is no hate between us (.) and that (..) and that we can work and we have similar values« (Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Sie formuliert weiter, dass sich die Welt in den letzten zwei Jahren gespalten habe und Boykotte gegen Israelis und Jüdinnen: Juden gesellschaftlich akzeptiert würden. Von Jüdinnen: Juden und Israelis werde erwartet, sich öffentlich gegen die israelische Regierung oder sich auf der Seite Gazas zu positionieren, um nicht selbst von einem Boykott betroffen zu sein:

»because the thing is that (.) what has happened in this last two years that the world totally (.) separated (.) and (..) and if you are from Israel then we (.) just don't work with you (.) it's very simple (.) it's (.) that's (.) that's how it is (.) or (.) you have to wear a flag of I don't know Palestine (.) to prove that you are (..) yeah (..) this didn't change I don't think it will change soon« (Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Die Interviewpartnerin nimmt im Follow-Up-Interview außerdem Bezug auf Herausforderungen in der Finanzierung von Projekten für Antisemitismusbekämpfung:

»also there was a lot of problems in [city] regarding budgets against antisemitism and so on« (Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Deutlich wird hieran, wie auch institutionelle Strukturen die Möglichkeit der Umsetzung von Projekten gegen Antisemitismus einschränken. Dennoch gibt ihr das Wissen darüber, dass ihre durchgeführten Projekte unterstützt und besucht werden, Kraft, weiterzumachen:

»it's a bit naive but the [project name] was a project that (.) people that came there came there to save lives (.) and this is really the essence of the project (.) yes there is other levels and layers of this project but this is the essence and this is why we met (.) and that's also what kept us (.)

in that level safe in that project to continue doing (.) and the power (.) that we had together was really this power (.) now (..) my personal thing is that when I see the the (.) the level of suffer and hate that I'm experiencing (.) and also my fears (.) so it's also (.) it's also difficult sometimes to define (.) if this is my fear or this is actually happening and that's the base of the trauma (.) but when I see that then I have the power to say okay (.) we have to continue and doing more stuff (..) on the (.) on the personal practical level« (Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Ein anderer Interviewpartner, den wir nach dem Abkommen zwischen Israel und der Hamas im Oktober 2025 zum ersten Mal interviewten, berichtet, dass er infolge des 7. Oktobers seinen bisherigen Arbeitsplatz aufgeben musste, da er dort wiederholt Antisemitismus erfahren habe. So schildert er, dass »jemand mit Kufiya auf die Arbeit« kam oder, dass ein »anti-Israel Vibe« spürbar war, der die dominante Haltung am Arbeitsplatz widerspiegelte (Interviewpartner 81, Anfang 40). Er erzählt, dass ihn diese Erfahrungen stark belasteten und er aufgrund dessen »sehr lange krankgeschrieben war« (Interviewpartner 81, Anfang 40). In der Zeit nach dem 7. Oktober hat er »einen Space gesucht« und versucht »Leute zu finden [...] mit denen man das so teilen kann«, dies habe sich aber alles »künstlich kriert« angefühlt (Interviewpartner 81, Anfang 40). Er hat dann einen neuen Arbeitsplatz in einer communityorientierten Organisation gefunden und beschreibt im Interview, dass es ihm inzwischen besser gehe:

»ich würde sagen (.) mir geht es heute (.) besser (.) ich glaube aber auch (.) es hat sehr sehr viel mit dem aktuellen Arbeitsplatz zu tun« (Interviewpartner 81, Anfang 40).

Diese Besserung verknüpft er damit, dass er an seinem neuen Arbeitsplatz keine Angst vor antisemitischen Erfahrungen haben müsse und dort einen Raum gefunden habe, den er zuvor gesucht hatte:

»ich konnte (.) atmen (.) weil ich das Gefühl hatte ich (.) kann offen sagen wo ich herkomme« (Interviewpartner 81, Anfang 40).

Seine berufliche Orientierung hat sich daher nach dem 7. Oktober 2023 verändert. So berichtet er, dass er nun vielmehr »nur in einem jüdischen [...] Verein« arbeiten wolle:

»so einen Satz (.) dass du von mir hörst dass ich sage (.) ich (.) möchte nur in einem jüdischen (.) Verein oder irgendwo arbeiten (.) das hättest du von mir (.) nie gehört [...] und (.) ich weiß nicht ob das auch für immer so ist aber für den Moment war das genau das Richtige für mich einfach nur um wieder (.) ein bisschen Vertrauen auch so ein bisschen zu entwickeln also in so einen Arbeitsplatz einfach zu zu zu kriegen (.) und das Gefühl zu haben auch wenn das jetzt sehr (.) jüdisch oder israelorientiert ist« (Interviewpartner 81, Anfang 40).

Diese berufliche Neuorientierung zeigt sich als ein Ausdruck der Suche nach Vertrauen, Sicherheit und Zugehörigkeit, die der Interviewpartner in seinem vorherigen Arbeitsplatz durch die Reaktionen seines nichtjüdischen Kollegiums verlor. Er beschreibt sich selbst inzwischen als »ruhiger«, aber gleichzeitig stecke er auch »sehr viel Energie« in die Arbeit:

»ich habe (.) habe schon festgestellt dass (.) ich jetzt ruhiger bin (.) aber gleichzeitig muss ich auch sagen habe ich dann auch überlegt dass ich eigentlich (.) sehr viel Energie in die Arbeit stecke und sehr viel da bin [...] klar es ist ein neuer Job (.) musst du eh viel Energie reinstecken aber ich habe richtig gemerkt dass ich (.) alle/ also vie/ also sehr sehr viel Kraft da reinstecke und (.) sehr lange da bin und (.) Überstunden mache die ganze Zeit weil es auch (.) privat einfach nicht viel gibt vielleicht und weil ich mich da so wohlfühle dass ich denke (.) okay (.) hier mache ich was [...] was ich wichtigfinde« (Interviewpartner 81, Anfang 40).

Der Interviewpartner beschreibt seine berufliche Neuorientierung aber auch als einen ambivalenten Wendepunkt in seinem Leben: Einerseits bietet der neue Arbeitsplatz ihm emotionale Entlastung durch den communityorientierten Kontext. Die Aussage, dass er wieder atmen könne, deutet auf eine zuvor wahrgenommene Einengung hin, die durch das Sicherheits- und Zugehörigkeitsgefühl am neuen Arbeitsplatz aufgelöst wurde. Andererseits bringt der neue Arbeitsplatz jedoch auch neue Anforderungen mit sich. Deutlich wird dadurch eine verstärkte Identifikation mit dem neuen Arbeitskontext. Die vom Interviewpartner beschriebene zeitliche und energetische Investition in die Arbeit kann als Versuch interpretiert werden, diesen als schützend wahrgenommen Raum zu stabilisieren, da das private Umfeld dieses – so berichtet der Interviewpartner – nicht bietet:

»ich bin glücklich bei [communityorientierte Organisation] [...] aber ich merke natürlich (..) ein Privatleben ein erfülltes gehört natürlich einfach dazu also (.) natürlich dazu dass das alles passt und ich merke dass das (.) dass (.) du jetzt zwar einen Job hast den du magst und deine ganze Energie reinsteckst (..) das ist zwar wundervoll aber das ist ja (.) wo ist der andere Part einfach sozusagen« (Interviewpartner 81, Anfang 40).

Der neue Arbeitsplatz scheint hier nicht nur für eine Erwerbstätigkeit zu stehen, sondern auch als eine Form des sozialen und emotionalen Ankers, der ein zuvor verlorenes Zugehörigkeitsgefühl – sowohl im beruflichen Kontext als auch im privaten Umfeld – bietet. Der Interviewpartner reflektiert im Interview, dass es »zwar wundervoll« ist, dass er einen Arbeitsplatz gefunden hat, an dem er sich wohlfühlt, er jedoch kein »erfülltes« Privatleben hat (»wo ist der andere Part«). Sein Arbeitsplatz erscheint im Interview als Ort sozialer Verortung und emotionaler Stabilisierung. In der Erzählung des Interviewpartners deutet sich eine Asymmetrie zwischen beruflicher Zufriedenheit und privater Unerfülltheit an, die sich zum Zeitpunkt des Interviews nicht auflösen scheint.

5.5.5 Zusammenfassung

Im Datenmaterial wird deutlich, dass sich der terroristische Anschlag der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 sowie die antisemitische Mobilisierung in weiten Teilen der Gesellschaft unmittelbar auf die Arbeitssituation der Studienteilnehmenden auswirken. Die Schilderungen der Interviewpartner:innen beziehen sich sowohl auf interne Arbeitsbeziehungen zu Vorgesetzten, Kolleg:innen und Kooperationspartner:innen als auch auf externe Kontakte mit Kund:innen, Patient:innen oder Adressat:innen. Dabei zeigt sich im professionellen Kontext das gleiche Grundmuster an Reaktionsweisen durch das nichtjüdische Umfeld, wie es im Kapitel 5.2 für das persönliche Umfeld beschrieben wurde: Neben als bedeutsam hervorgehobenen positiven Erfahrungen mit unterstützenden, einfühlsamen Kolleg:innen überwiegen auch im Arbeitskontext Schweigen und Ausblendung, offensive Konfrontationen, in denen das Massaker legitimiert wird, sowie Schuldzuweisungen. Die Marginalisierung und Verleugnung der Bedrohung und Belastung jüdischer Mitarbeiter:innen zeigt sich im beruflichen Feld durch ausbleibende Nachfragen, fehlende Beschwerdemöglichkeiten bei antisemitischer Diskriminierung, die Verweigerung von Schutzmaßnahmen oder fehlende Rücksichtnahme. Neben dem Verlust von Beziehungen und Netzwerken betrifft dies insbesondere im künstlerischen und akademischen Feld auch den stillen sowie expliziten Boykott von Jüdinnen:Juden und Israelis.

5.6 Auswirkungen auf den Bildungsbereich

Bildungsinstitutionen haben eine lange Geschichte der institutionellen Diskriminierung und systematischen Ausschlüsse von Jüdinnen:Juden. Für die Post-Shoah-Gesellschaft wurde die institutionelle Diskriminierung und Exklusion von jüdischen Kindern und ihren Familien an Schulen in den letzten Jahren empirisch untersucht. Für den Kita- und Hochschulbereich stehen entsprechende Untersuchungen noch aus. Nach dem 7. Oktober wird in sämtlichen Bildungsbereichen ein starker Anstieg an Übergriffen gegen Jüdinnen:Juden durch Meldungen sichtbar. Im Bereich der öffentlichen Kindertagesstätten zeigt sich nach dem 7. Oktober 2023 ein neues Ausmaß an Diskriminierungen und gewaltförmigen Übergriffen gegen jüdische Kinder und ihre Familien. Im Fokus der öffentlichen Debatte stehen insbesondere die Hochschulen. In der Gesamtschau der Interviews mit jüdischen Schüler:innen, Eltern, Studierenden, Hochschullehrenden sowie einer Gruppendiskussion mit Bezug zum Hochschulbereich wird deutlich, dass jüdische Familien im Kitabereich sowie jüdische Schüler:innen, Studierende und Lehrende im Bildungsbereich nach dem 7. Oktober teilweise einer antisemitischen Entgrenzung ausgesetzt sind. Wie auch in anderen Lebensbereichen erleben Interviewpartner:innen in Bildungsinstitutionen die Modi des Schweigens, der offensiven Konfrontation, der Schuldzuweisung und der Empathieverweigerung in Reaktion auf den 7. Oktober. Im Datenmaterial finden sich für den Bildungsbereich spezifische Praktiken der institutionellen Exklusion von Jüdinnen:Juden, die bereits durch Studien zu Antisemitismus im Kontext Schule vor dem 7. Oktober deutlich wurden (vgl. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2024c).

5.6.1 Dilemmata jüdischer Eltern in Bildung und Erziehung

Einige Interviewpartner:innen erinnern sich im Zusammenhang mit dem 7. Oktober an ihre Schulzeit als jüdische Kinder und Jugendliche in Deutschland sowie europäischen und sowjetischen Ländern. Sie reflektieren die Kontinuitäten zwischen den damaligen und aktuellen Erfahrungen, teilweise bereits in der Elternrolle. So schildert ein Interviewpartner, gebürtig in Südrussland im Kaukasus, seine Sozialisationserfahrungen als jüdischer Jugendlicher in Deutschland: »das ging schon im Kindesalter los (.) das ging schon (.) in Grundschule (.) im Fußballverein« (Interviewpartner 72, Anfang 30). Er erzählt, dass er als »Bergjude« aufgrund seiner »Optik« als muslimisch eingeordnet worden und daher in den Klassen unter den anderen Kindern nicht besonders aufgefallen sei (Interviewpartner 72, Anfang 30). Die »Problematiken« hätten begonnen, »zu 99 Prozent immer wenn es um Israel ging« (Interviewpartner 72, Anfang 30).

Nach dem 7. Oktober sei er grundsätzlich vorsichtiger geworden. Die politische Situation in Deutschland beschäftige ihn sehr. In der Interviewpassage, in der er seine Erwartungen an die Politik ausführt und über seine Zukunft in Deutschland nachdenkt, resümiert er, dass das Thema Antisemitismus »allgegenwärtig« sei:

*»das ist (.) traurig (.) und das wird auch in Zukunft so sein«
(Interviewpartner 72, Anfang 30).*

Er führt die Sicherheitsabwägungen und Dilemmata aus, die für ihn und seine Frau mit dem Kitabesuch ihrer Kinder verbunden seien: Einerseits solle die jüdische Kita vor jenen Ausschlüssen und Übergriffen schützen, denen jüdische Kinder in öffentlichen Einrichtungen potenziell ausgesetzt sind. Andererseits sei in jüdischen Bildungseinrichtungen das Risiko erhöht, zum Anschlagziel zu werden:

»ich kenne kein deutsches Kindergarten wo die Polizei davorsteht (.) weil kein Mensch so krank ist Deutschen oder Kindern die nichtjüdisch sind was anzutun (.) aber jüdische Kinder (.) bei jüdischen Kindern stehen zwei Polizeiwagen davor (.) und das ist allgegenwärtig das Thema heu/ guck mal hier ich schreibe mit meiner Frau (.) meine Frau will die (.) Kinder nicht im jüdischen Kindergarten abgeben die hat Angst wenn sie rausgeht dass irgendeiner sie verfolgt (.) das ist (.) wirklich schlimm hier habe ich noch ((längere Pause)) ja (.) also solche Themen beschäftigen dann einen (.) so das ist (.) traurig (.) und das wird auch in Zukunft so sein (.) geben wir die Kinder in eine jüdische Schule (.) ist einerseits gefährlich weil die dann in einer jüdischen Schule sind (.) geben wir [...] ein Kind in eine Gesamtschule [...] also weißt du nicht was du machen sollst (.) obwohl eigentlich ich immer für eine öffentliche Schule war damit man sich untereinander verständigt (.) andererseits denke ich mir (.) was würde ich machen wenn meine Tochter jetzt antisemitisch beleidigt wird ich würde Amok laufen« (Interviewpartner 72, Anfang 30).

Der Interviewpartner beschreibt in dieser Sequenz eine grundlegende Erfahrungsasymmetrie zwischen jüdischen und nichtjüdischen Familien im Hinblick auf Teilhabe an Bildung. Die Realität, dass Menschen gezielt jüdische Kinder angreifen könnten, bedingt die Präsenz der Polizei vor der jüdischen Kindertagesstätte. Die jüdische Kita wird nicht nur als Bildungs- und Betreuungsort, sondern auch als potenzieller Anschlagort wahrgenommen. Seine Beschäftigung mit der Frage, ob seine Kinder in einer jüdischen oder einer öffentlichen Bildungseinrichtung nun sicherer seien,

verweist auf eine Exklusionserfahrung jüdischer Familien. In der Sequenz wird deutlich, wie intensiv der Studienteilnehmer und seine Frau damit beschäftigt sind, das Dilemma jüdischer Eltern, das sich seit dem 7. Oktober verschärft zeigt, zu lösen. Sie geraten in eine Schleife von Abwägungen, die aufgrund der äußeren Umstände nicht lösbar ist. Der Interviewpartner beschreibt die Sorge seiner Frau, die befürchte, nach dem Rausgehen aus dem jüdischen Kindergarten verfolgt zu werden. Er beschreibt sein Dilemma, einerseits den Besuch einer öffentlichen Schule zu befürworten und andererseits zu befürchten, seine Tochter würde dort antisemitisch beleidigt werden. In dieser Schilderung verdichtet sich, wie jüdische Familien zwischen zwei Risiken abwägen müssen. Hier zeigt sich die Unlösbarkeit einer sicheren Wahl von Bildungseinrichtungen in antisemitisch strukturierten Verhältnissen, aber auch die Einschränkung der Teilhabe und des Rechts auf Bildung für jüdische Kinder.

Die Anschlagsgefahr gegen jüdische Kitas und Schulen bestand bereits vor dem 7. Oktober. Angesichts der konkreten Drohungen gegen einzelne Einrichtungen, wie die durch die von der Hamas weltöffentlich ausgerufenen »Freitage des Zorns«, nehmen die interviewten jüdischen Eltern die üblichen Schutzmaßnahmen durch Polizeipräsenz und Sicherheitsschleusen intensiver wahr. Der Polizeischutz erscheint als erzwungene Maßnahme, die einerseits Schutz vermittelt, andererseits jedoch die fortdauernde Bedrohung sichtbar macht.

5.6.2 Antisemitische Angriffe im Kontext von Schulen

Auch aus dem Schulbereich berichten Eltern und Schüler:innen von antisemitischen Atmosphären und Übergriffen. Eine Studienteilnehmerin, 16 Jahre alt und Schülerin an einer öffentlichen Schule, schildert gleich zu Beginn des Interviews einen antisemitischen Vorfall an ihrer Schule:

»zum Beispiel (..) gab es ein Kunstprojekt bei mir in der Schule (..) wo wir Häuser gebaut haben und ich habe ich habe so eine Kette wo ein Davidstern und ein Kreuz ist weil das so (..) meine zwei Familienseiten sozusagen verbindet (..) und dann wurde in mein Haus so ein Zettel gelegt wo halt ein (..) Hakenkreuz ein Davidstern und (..) noch so ein anderes Symbol [...] gezeichnet worden ist was halt bewusst gegen mich war (..) und dann (..) wurde es bei der Schulleitung auch gemeldet aber es ist halt nichts weiter passiert (..) also war mir auch so bewusst dass nichts weiter passiert« (Interviewpartnerin 58, Jugendliche).

Die Interviewpartnerin schildert, wie sie im Rahmen eines schulischen Kunstprojekts nach dem 7. Oktober ein Haus gestaltet und dieses mit zwei Symbolen versehen habe: einer Kette mit Davidstern und einem Kreuz als Zeichen ihrer »zwei Familienseiten«. In das Kunstobjekt sei anonym ein Zettel gelegt worden, auf dem neben zwei weiteren Symbolen ein Hakenkreuz gezeichnet gewesen sei. Damit wurde sie mit einem Symbol adressiert, das historisch für die Vernichtungsabsicht gegen Jüdinnen:Juden steht und zudem verfassungswidrig ist. Auf die Meldung hin erhält sie ihrer Schilderung zufolge keine Reaktion vonseiten der Schulleitung. Die unmittelbare Erfahrung des antisemitischen Angriffs verbindet sich so mit der darauffolgenden Erfahrung institutioneller Nichtreaktion.

An Schulen in Deutschland erleben jüdische Schüler:innen nach dem 7. Oktober noch häufiger antisemitische Markierungen, Angriffe und Entgrenzungen als zuvor. Sie erleben auch einen schleichenden Ausschluss, wenn sie als abwesend imaginiert, ihre Bedarfe übersehen und Erfahrungen nach dem Massaker in Israel trotz direkter Implikationen im Schulkontext nicht kontextualisiert werden. Es wird oftmals außer Acht gelassen, dass der 7. Oktober für jüdische Familien einen tiefen Einschnitt bedeutet und sie gerade angesichts der sich an Schulen verdichtenden antisemitischen Erfahrungen Schutz und Unterstützung benötigen. Ein Interviewpartner schildert seine großen Sorgen um seine Familie in Israel sowie seine Sorgen, wie die Ereignisse des 7. Oktober auf seine Kinder wirken mögen. Er sagt in Bezug auf eine Tochter:

»ich glaube sie grenzt sich auch sehr stark davon (..) ab es (..) Ich weiß nicht wie viel sie verdrängt [...] sie ist mir auch immer wieder (..) mit Fragen gekommen« (Interviewpartner 70, Mitte 40).

Er sagt, in der Schule würden die Ereignisse in Israel und Gaza eher dethematisiert. Er erzählt, er habe in der Klasse seiner Tochter proaktiv mit Lehrer:innen gesprochen und gefragt, »wie es für sie (..) 7. Klasse ein Thema ist« (Interviewpartner 70, Mitte 40). Der Interviewpartner sei anschließend in die 7. Klasse seiner Tochter gegangen, habe »die Betroffenheit und das Leid von (..) beiden Seiten« thematisiert und sei dabei in die Rolle des pädagogischen Vermittlers getreten. Deutlich wird an diesem und weiteren Beispielen, wie Jüdinnen:Juden auch im schulischen Kontext nach dem 7. Oktober in die Rolle der Vermittler:innen und Erfahrungsübersetzer:innen für die Mehrheitsgesellschaft treten.

Eine Interviewpartnerin berichtet bereits im ersten Interview von den Ängsten und Sorgen, die sie selbst sowie ihre Kinder im Hinblick auf antisemitische Angriffe im schulischen Kontext erleben. Im ersten Interview im März 2024 schildert sie, dass ihr Kind derzeit eine jüdische Grundschule besucht. Diese Entscheidung habe sie bewusst getroffen, um ihr Kind möglichst vor antisemitischen Angriffen zu schützen. Gleichzeitig betont sie, ihren Kindern beim Übergang auf eine weiterführende Schule die Entscheidung zwischen einer staatlichen und einer jüdischen Schule selbst überlassen zu wollen:

»also das ist eine der Gründe warum ich meine Kinder nicht auf (.) eine (.) normal staatliche Schule geschickt hab weil ich wollte (.) also (.) ich hab damals [...] zum Vater meiner Kinder (..) gesagt (..) ich will auf gar keinen Fall dass die auf eine (.) auf eine normale staatliche Schule kommen (.) was die dann später machen und ob/ wo sie auf Gymnasium kommen das ist ihnen überlassen [...] ich möchte gerne meinem Kind (.) solange wie möglich vorenthalten (.) dass ihm jemand sagt (.) ›Scheiß Jude‹ (.) oder (.) dass er überhaupt hört dass das als (.) als Schimpfwort (..) benutzt wird« (Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Im Follow-Up-Interview greift die Interviewpartnerin das Thema erneut auf und beschreibt sowohl ihre eigenen Überlegungen als auch die ihres Kindes, das inzwischen vor dem Übergang auf eine weiterführende Schule steht. Sie berichtet, dass ihr Kind über Freund:innen, die öffentliche Oberschulen besuchen, von dort erlebten antisemitischen Angriffen erfährt. Ihr Kind habe unter anderem aufgrund dieser Schilderungen den Wunsch geäußert, dass es eine jüdische Oberschule besuchen möchte, da es »einfach Angst« davor hat, auf einer staatlichen Schule aufgrund seiner Religion »ausgeschlossen« zu werden:

»mein Sohn redet da schon drüber der ist jetzt in der 5. Klasse da geht es auch um (.) Oberschule (.) und ich habe von echt vielen gehört (.) die auf (.) ganz normalen öffentlichen (.) Ober/ Schulen Grundschulen Oberschulen sind (.) die alle jetzt zurückgewechselt sind auf die jüdische Oberschule jüdische Grundschule (.) weil die halt Antisemitismuserfahrungen haben (.) und das sind einfach Freunde von ihm [...] und das hört er natürlich (.) und er sagt jetzt er will auf die jüdische Oberschule [...] wenn mein Sohn auf eine andere Schule gehen wollen würde dann würde ich damit auch okay sein aber er will halt auf die Schule und dann haben wir darüber geredet [...] ich habe ihn dann gefragt warum und dann hat er gesagt

›alle meine Freunde gehen dahin‹ (.) und dann hat er gesagt ›und Mama ich habe auch einfach Angst (.) was ist wenn (.) ich dann ausgeschlossen werde‹ (.) und dann hat meine Tochter die ist 7 hat so gesagt ›ja Mama stell dir vor die sagen dann nein du darfst nicht mit mir spielen du bist Jude‹ (.) und ich habe da gesessen und habe mir gedacht boah (.) und ich muss ja dann irgendwie meine Contenance bewahren vor den Kindern und sagen ›ja das verstehe ich aber (.) es muss ja gar nicht sein‹ (.) ich versuche dann denen die Angst zu nehmen aber (.) gleichzeitig habe ich ja selber Angst und diesen Spagat hinzubekommen (.) zwischen den Kindern Sicherheit zu vermitteln aber halt selber eigentlich total Angst zu haben (.) und nicht zu wissen was passiert das ist finde ich eine extreme große Herausforderung« (Follow-Up-Interview 3, Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

In dieser Interviewsequenz wird die Unauflösbarkeit der Frage nach einer sicheren Wahl der Bildungseinrichtung für ihr Kind erneut deutlich. Die Interviewpartnerin spricht im Interview von der Gleichzeitigkeit ihrer eigenen Angst und dem Versuch, ihren Kindern »die Angst zu nehmen« und »Sicherheit zu vermitteln«. Sie beschreibt dies als einen »Spagat«, der für sie »eine extreme große Herausforderung« darstellt. Die Wahl der Bildungseinrichtung für ihr Kind zeigt die Einschränkung der Teilhabe für jüdische Kinder und die räumliche und soziale Exklusion, die dadurch entsteht, auf. Sie beschreibt im Interview, dass sie nicht damit gerechnet habe, dass ihre Kinder »Angst haben werden auf eine normale Schule zu gehen [...] weil sie halt Sachen hören« (Follow-Up-Interview 3, Interviewpartnerin 2, Mitte 30). Sie selbst habe immer versucht ihren Kindern keine Angst zu machen, ihnen ihre Ängste zu nehmen und sie gleichzeitig aber auch vor antisemitischen Angriffen zu schützen, da sie ihren Kindern die Erfahrung eines antisemitischen Angriffs »nie wieder nehmen« kann:

»ich habe das Gefühl das ist so eine ganz wichtige Entscheidung weil ihnen (.) wenn sie einmal so eine Erfahrung machen angespuckt zu werden und beleidigt zu werden (.) dann können wir ihnen das nie wieder nehmen« (Follow-Up-Interview 3, Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Neben diesen Sicherheitsabwägungen bezüglich der Wahl einer weiterführenden Schule für ihr Kind und der Gleichzeitigkeit ihrer eigenen Ängste und der ihrer Kinder beschreibt die Interviewpartnerin zudem einen anhaltenden Konflikt mit dem nichtjüdischen Vater der Kinder. Dieser lehne einen Wechsel auf eine jüdische Oberschule ab und bevorzuge eine staatliche Schule. Diese Differenz entstehe nicht

aufgrund schulpolitischer Präferenzen, sondern aufgrund grundlegender Wahrnehmungen von Bedrohung, Schutzbedarf und gesellschaftlicher Realität, berichtet die Interviewpartnerin. Sie spricht davon, dass sie das Gefühl habe, dass er dabei »die Ängste der Kinder« »negiert« und »kleingeredet«:

»ich das Gefühl habe dass das so negiert wird die Angst der Kinder (.) und das wird so kleingeredet und (.) er sagt dann ›nein das ist eine Privatschule und er findet nicht gut wenn man nur in so einer Bubble ist« [...] und das führt halt jetzt auch gerade zu großen Auseinandersetzungen eben mit dem Vater der Kinder weil der das eben überhaupt nicht einsieht (.) und dann so Sachen sagt so ›ja (.) wenn ich immer Polizei vor der Schule hätte hätte ich auch immer Angst« (.) wo ich das Gefühl habe (.) das ist die totale Umkehrung (..) wir haben keine Angst weil da die Polizei steht sondern (.) Polizei steht da weil wir Angst haben müssen (.) was man überall sieht und das ist so (.) das ist für mich so (.) ernüchternd irgendwie« (Follow-Up-Interview 3, Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Sie erzählt weiterführend, dass der Vater ihrer Kinder die Sicherheitsbedenken relativiere und strukturelle Schutzmaßnahmen – wie den Wachschutz vor jüdischen Schulen, der aufgrund von Schutz- und Sicherheitszwängen notwendig ist – als angstauss lösend umdeute. Die Interviewpartnerin beschreibt dies als »totale Umkehrung« der Lebensrealität und beschreibt dies als »ernüchternd«. Sie formuliert später im Interview ihr Gefühl der Traurigkeit darüber, dass ihre Kinder das Gefühl bekommen, dass ihr Vater sie nicht versteht:

»das finde ich für sie eigentlich total traurig das Gefühl zu haben (.) mein eigener Vater versteht mich nicht (.) weil er es so negiert« (Follow-Up-Interview 3, Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

5.6.3 Antisemitismus und Exklusion im Kontext von Hochschulen

Neben Schulen erweisen sich auch Hochschulen als institutionelle Kontexte, an denen sich Erfahrungen von offenem Antisemitismus wie auch von institutioneller Exklusion in den bestehenden Hierarchien und Abhängigkeitsverhältnissen auf spezifische Weise verdichten. An Hochschulen dominieren aktuell Formen des politischen Antisemitismus – etwa durch die Mobilisierung zu politischen Aktionsformen mit antisemitischer und antizionistischer Bildsprache, eine Häufung

antisemitischer Zeichen und Slogans an Gebäude- und Toilettenwänden, analoge und digitale Bedrängung jüdischer und israelischer Studierender oder auch Lehrender, das Abreißen von Plakaten zu den Geiseln, einseitige und geschichtsverzerrende Veranstaltungen zum Nahostkonflikt, die Forderung und Umsetzung des Boykotts israelischer Universitäten und Wissenschaftler:innen sowie die Störung von Veranstaltungen antisemitismuskritischer Wissenschaftler:innen. Das nach dem 7. Oktober sichtbar gewordene Fehlen von antisemitismuskritischen Unterstützungsstrukturen an Hochschulen verweist zudem auf eine hochschulübergreifende institutionelle Leerstelle. Interviewpartner:innen berichten von Situationen, die ihre Freund:innen oder Angehörige erlebt hätten. Die an der Studie teilnehmenden Studierenden schildern von sich aus die Lage an ihren Hochschulen als Teil ihrer Erzählung. So sagt ein Teilnehmender einer studentischen Gruppendiskussion zum 7. Oktober:

»ich würde sagen so der 7. Oktober hat (.) extrem viel verändert so (.) für mein Erleben für irgendwie meinen Alltag in der Uni [...] dieser neue Zustand« (Gruppendiskussion Studierende, B3).

Er erinnert, dass für ihn seit dem 7. Oktober die Erfahrung der »Unsichtbarkeit« (Gruppendiskussion Studierende, B3) besonders belastend gewesen sei. Obwohl er an der Hochschule Freund:innen und alltägliche Kontakte habe, habe er sich nach dem 7. Oktober von Menschen umgeben gefunden, die das Thema nicht aufgegriffen, nicht nachgefragt hätten, wie es ihm gehe und teilweise antisemitische Inhalte teilten. Daran wird deutlich, dass es nicht nur um ausbleibende zwischenmenschliche Empathie geht, sondern um eine Erfahrung, die Studierende in verschiedenen Interviews schildern: Sie erleben an ihren jeweiligen Hochschulen eine Umgebung, in der antisemitische Bildsprache und Äußerungen präsenter würden und gegen die, außer den jüdischen Studierenden selbst, oft niemand einschreite. Der oben erwähnte Gruppendiskussionsteilnehmer verweist auf die verbreitete Passivität von Kommiliton:innen und Dozierenden im Umgang mit antisemitischen Zeichen und Äußerungen. Er spricht von »Schmierereien in (.) Toiletten die (.) wo gefühlt niemand anderes was unternommen hat außer mir und (.) und Sachen die halt irgendwie in Seminaren oder (.) in Situationen in Kursen gesagt wurden« (Gruppendiskussion Studierende, B3).

Mit der von ihm und anderen Diskussionsteilnehmenden als primär antizionistisch und israelfeindlich wahrgenommenen Besetzung seiner Hochschule kulminiert für ihn die Abfolge der Ereignisse, was er zum Anlass nimmt, neue studentische Initiativen zu gründen (Gruppendiskussion Studierende, B3). Ähnlich wie er beobachten

auch andere der interviewten jüdischen Studierenden, dass sich ein Großteil ihrer Kommiliton:innen an den Besetzungen beteiligen, antisemitische Inhalte teilen, antisemitische Begriffe unreflektiert verwenden oder diesen nicht widersprechen. Die interviewten Studierenden merken, dass sie nicht länger Teil ihrer Bezugsgruppen an der Hochschule sein können. Dieser Bruch verweist auf Prozesse sozialen Ausschlusses und zwingt sie zu einer Neuaushandlung von Zugehörigkeit und sozialen Beziehungen. Der oben zitierte Teilnehmende der Gruppendiskussion beschreibt diese Erfahrung als einen Wendepunkt, da er nun die Situation im Hinblick auf Antisemitismus besser einschätzen und sich in seinem Umfeld neu organisieren könne (Gruppendiskussion Studierende, B3).

Die im Hochschulkontext mehrheitlich wahrgenommenen Positionen, in denen das Massaker, die Geiselnahmen und der Raketenterror gegen Israel beschwiegen oder umgedeutet und die Verantwortung der Terrororganisationen nicht benannt werden, betreffen neben Seminaren auch universitäre Gremien. Studierende nehmen Bezug auf ihre Erlebnisse in hochschulöffentlichen und studentischen Gremien wie in diesem Auszug, in dem es um den Studierendenrat geht:

»ich studiere gerade nochmal und habe auch an der Uni viel Antisemitismus wahrgenommen also es war bei uns im im StuRa dass dort Positionierungen erfolgt sind die ganz klar den Terror und die Hamas nicht benannt haben« (Interviewpartnerin 30, Mitte 20).

Die Exklusion jüdischer und israelischer Perspektiven im Hochschulkontext betrifft auch den digitalen Raum. Eine Interviewpartnerin schildert im Einzelinterview die Erfahrung ihres Partners, der an einer Hochschule studiert und Antisemitismus, der seit dem 7. Oktober »um sich greift«, erlebe. Er traue sich nicht, in Chatgruppen offen zu schreiben, wie es ihm oder anderen jüdischen Studierenden nach dem 7. Oktober ergangen sei:

»er weiß er würde einem sofortigen Shitstorm unterstehen wenn er (.) jüdische Stimmen [...] in diese Chatgruppen schreiben würde einfach nur um den Leuten klarzumachen wie fühlen wir uns« (Interviewpartnerin 9, Mitte 30).

Die Interviewpartnerin drückt damit aus, dass bereits das Sprechen über die Folgen des 7. Oktober in universitären Chatgruppen einen »Shitstorm« nach sich ziehen könne. Infolge der antiisraelischen Mobilisierung und der teils expliziten antisemitischen

(Bild-)Sprache etabliert sich ein Klima der Einschüchterung, das jüdische Studierende unter erheblichen Anpassungsdruck setzt. Dieses feindselige Umfeld erzeugt Exklusionsdynamiken, die so weit reichen, dass einige Studierende dem Campus zeitweise fernbleiben, um sich zu schützen. Bezugnahmen auf die Situation an Hochschulen machen deutlich, dass Studierende auch Dozierende oder Gremien nicht als schützende oder verstehende Instanzen wahrnehmen und einen tiefgreifenden Vertrauensverlust gegenüber ihren Hochschulen erleben.

Eine aus Israel stammende Studierende sagt im Interview, sie fühle sich nach dem 7. Oktober beim Betreten ihres Campus, als würde sie in den Krieg ziehen. An ihrer Universität sei eine israelfeindliche und antizionistische Bildsprache in Fluren und an Aushangwänden sehr präsent und in ihrem Studiengang würden von Dozierenden unwissenschaftliche, antizionistische und von ihr als verschwörungsideologisch wahrgenommene Texte als Seminarlektüre ausgegeben. Zudem beschäftige sie, dass von Kommiliton:innen und Lehrenden nicht anerkannt und wahrgenommen werde, dass sie aus einem Land komme, das eine »active war zone« (Interviewpartnerin 26, Mitte 20) sei und dass sie in großer Angst und Sorge um ihre Familie lebe. Die Widerständigkeit und Resilienz israelischer und jüdischer Studierender werde an ihrer Universität, die Forschungs Kooperationen zu israelischen Universitäten hat, in keiner Weise unterstützt. Sie empfinde den Campus als »violent space«:

»I come to campus like (.) as if I have come to war (.) like always pumped and aggressive and angry (.) and (.) yeah and (.) I'm tired of everything because you just know you come to a violent space that does not support your existence at all« (Interviewpartnerin 26, Mitte 20).

Deutlich wird an dieser Sequenz, wie sich die antisemitische (Bild-)Sprache sowie die fehlenden Schutzstrukturen auf dem Campus für jüdische und israelische Studierende auf das Erleben ihres Studiums und des Bildungsortes Hochschule auswirken. Die anhaltende und zunehmende psychische wie körperliche Anspannung führt zu Beeinträchtigungen in den Bildungsbiografien jüdischer und israelischer Studierender.

Die israelische Studierende führt weiter aus, dass sie das Verhalten der Professor:innen gegenüber jüdischen Studierenden als »betrayal« und Verletzung ihrer professoralen Rolle wahrnehme. Die Haltung der Professor:innenschaft beschreibt sie als vermeidend (»they've been like absolutely avoiding anything«). Sie schildert, dass ein:e israelische:r Professor:in den Studierenden an ihrer Universität geholfen habe,

beispielsweise durch Schreiben an die Leitung. Die übrige Professor:innenschaft sei nicht nur indifferent und vermeidend gewesen, vielmehr hätten Professor:innen zum Teil aktiv antisemitisch konnotierte Campusbesetzungen unterstützt und die Hochschulleitung das Eingreifen der bereits gerufenen Polizei verhindert:

»also (...) the betrayal of the university professors is a huge thing (...) they've been like absolutely avoiding anything and then (unv.) Israeli professors were helping the students like to (...) to write to administrations so I could organize some initiatives and everything but (...) other than that (...) one time there was (...) an (...) a very ironic (...) Protest when pro-Palestinian students decided to occupy the (...) the Hörsaal (...) and (...) the police was able (...) was willing to (...) stop this protest before we arrived but the university student program prevented them from doing so [...] we felt completely betrayed« (Interviewpartnerin 26, Mitte 20).

Deutlich wird hier die Perspektivendivergenz im Kontext antisemitischer Mobilisierung an Hochschulen: Während Studierende, Lehrende und Hochschulleitung die Besetzung möglicherweise als Form politischer Aktion interpretieren, erfährt die israelische Studierende soziale und institutionelle Exklusion. Die Entscheidung der Hochschulleitung, die Besetzung nicht zu beenden, vermittelt ihr nicht nur, dass die Wirkung des Terrors und die anhaltende Bedrohung von Jüdinnen:Juden nicht anerkannt werden, sondern auch, dass Hilfe und Schutz verweigert werden dürfen – selbst wenn die Polizei die gezeigten Symbole und Äußerungen als so gravierend einstuft, dass eine Räumung angezeigt wäre. Diese Formen der Exklusion verweisen auf eine unterlassene Hilfeleistung, die im erweiterten Sinne als Ausbleiben von Schutz und Nichthandeln trotz erkennbarer Gefährdungslage zu verstehen ist. Die Interviewpartnerin nimmt Bezug auf die Rolle der Professor:innen, da aus ihrer Perspektive der notwendige Schutz für die Belange jüdischer Studierender durch den Lehrkörper nicht in ausreichendem Maße eingelöst wird. Auch in der Gruppendiskussion mit Studierenden einer Hochschule verdichtet sich der Eindruck, dass jüdische oder antisemitismuskritische Studierende ihre Erfahrungen als invalidiert erleben und zugleich das Ausbleiben der eingeforderten oder erwarteten Hilfe im Sinne einer unterlassenen Hilfeleistung wahrnehmen.

Eine Interviewpartner:in erzählt von einer Freundin, die aufgrund der Situation ihr Studium abbreche – unter anderem, weil eine wissenschaftliche Befassung mit dem Thema Antisemitismus als Teil des Studiums von Mitstudierenden im Seminarkontext boykottiert werde (Interview 57, Mitte 20). Die Studierenden verweigern damit die

Auseinandersetzung mit der Geschichte und Gegenwart judenfeindlicher Ideologien. Diese Form der Verweigerung durch die Studierenden delegitimiert jüdische Perspektiven, indem die Beschäftigung mit Antisemitismus abgewehrt und die Teilhabe jüdischer Studierender infrage gestellt wird. Dadurch wird indirekt vermittelt, dass die Gewalt des 7. Oktober nicht von Relevanz sei oder sogar verherrlicht werden könne. Die Interviewpartnerin schildert, die Situation habe bei ihrer Freundin »krasse Paniksymptome« ausgelöst:

»in einem der Seminare in dem sie ist (...) wollten die Mitstudierenden Texte zu Antisemitismus boykottieren (...) und haben gesagt dass sie (...) das nicht mehr wollen dass das gelesen wird in dem Seminarkontext (...) und die Freundin hat mir halt erzählt dass es in ihr halt so (...) krasse Paniksymptome ausgelöst hat [...] sie hat mir gesagt sie hatte das Gefühl in dem Moment (...) sie stirbt (...) also das war wirklich so (...) heftig und gewaltvoll für sie in dem Moment (...) diesen Stimmungen um sich herum ausgesetzt zu sein« (Interviewpartnerin 57, Mitte 20).

In der Sequenz wird deutlich, dass der Widerstand der Studierenden und die im weiteren Verlauf geschilderte verzögerte Reaktion des Dozierenden bei der Freundin der Interviewpartnerin das Gefühl ausgelöst habe, dass »sie stirbt«. Die jüdische Studierende sieht sich in einem Seminar, das sie eigentlich zu Bildungszwecken besucht, einer antisemitisch aufgeladenen Stimmung ausgesetzt. Die Kommiliton:innen boykottieren Texte zu Antisemitismus möglicherweise im Sinne einer politischen Aktionsform. Deutlich werden in diesem Beispiel Einfühlungsverweigerung, Erfahrungsasymmetrie und die Verweigerung der Anerkennung, dass Antisemitismus existiert und eine reale Gefährdung darstellt: Während die Mitstudierenden das Boykottieren von Texten aus Protest artikulieren, erlebt die jüdische Studierende die Abwertung und Infragestellung ihrer Erfahrungen und Rechte. Für die jüdische Studierende könnte diese Form des Boykotts womöglich eine grundlegende Verweigerung der Auseinandersetzung mit einer Gewalt darstellen, die sie unmittelbar bedroht. Weiter schildert die Interviewpartnerin, dass ihre Freundin das Gespräch mit dem Dozierenden gesucht habe. Dieser habe ihr versichert, die Texte trotzdem lesen zu lassen. Die Studierende hätte sich aber:

»mehr (...) Haltung gewünscht (...) noch mehr (...) also nicht nur dieses (...) »ich mache da nicht mit« (...) sondern klar zu sagen irgendwie »ich stehe (...) gegen (...) Antisemitismus (...) und das wird in meinem Seminar (...) kein (...) Platz bekommen« (Interviewpartnerin 57, Mitte 20).

Gerade universitäre Räume sind nicht isoliert, sondern durchlässig und eng mit anderen Alltagssphären verflochten. Die an Hochschulen gemachten Erfahrungen wirken über den unmittelbaren Kontext hinaus, indem sie die Gegenwart, aber auch die Zukunftsperspektiven jüdischer Studierender prägen und zugleich den gegenwärtigen jüdischen Alltag bis in das Gemeindeleben hinein beeinflussen. Jüdische Organisationen nehmen die Erfahrungen jüdischer Studierender wahr, die zunehmend in jüdischen Binnenkontexten thematisiert und verhandelt werden. Im folgenden Auszug beschreibt eine Gemeindevorsitzende, dass sie von den Studierenden, die in ihrer Gemeinde aufgewachsen sind, »direkte Rückmeldungen« bekomme:

»was wir da mitkriegen ist einfach furchtbar (.) und (..) ja (.) da habe ich einfach (.) direkte Rückmeldungen von Studierenden die sich nicht mehr trauen in die Uni zu gehen« (Interviewpartnerin 23, ohne Altersangabe).

Eine Interviewpartnerin schildert bereits im ersten Interview ihre Erfahrungen von offenem Antisemitismus und institutioneller Exklusion im Hochschulkontext. Sie berichtet von einer zunehmenden Sichtbarkeit antisemitischer (Bild-)Sprache, Zeichen und Slogans und, dass sie damit tagtäglich in Lehrveranstaltungen, auf den Gängen der Hochschule, der Mensa oder auch in der Bibliothek beim Lernen konfrontiert wird. Sie berichtet im ersten Interview von verschiedenen Situationen, die sie im Hochschulkontext erlebt habe. So geht sie beispielsweise nicht mehr allein in die Bibliothek zum Lernen, da sie dort mit antisemitischen Positionierungen konfrontiert wird:

»wenn ich in die Bibliothek gehe um zu lernen (.) ich versuche in letzter Zeit nicht alleine zu sein weil (.) manchmal ich komme rein und ich sehe 10 Menschen mit Kufiya und (.) ich weiß natürlich dass die (.) mich nicht angreifen wollen [...] aber ich kriege Angst (.) weil ich weiß was die (.) wenn die Camps oder Demos haben (.) welche Parolen die (.) rausrufen« (Interviewpartnerin 75, Mitte 20).

In dieser Interviewsequenz schildert sie zwar, dass sie keinen unmittelbaren physischen Angriff erwarte, sie aber gleichzeitig Angst und Unsicherheit verspüre. Sie nimmt außerdem Bezug auf Proteste und Camps, bei welchen unter anderem antisemitische und antiisraelische Parolen gerufen wurden. Die Hochschule erscheint dadurch zunehmend als ein politisch aufgeladener Ort, an dem antisemitische und antiisraelische Positionierungen dominieren, wodurch die Hochschule zu einem Raum wird, in dem

sich jüdische Studierende und Lehrende nicht sicher fühlen können. Dies betrifft nicht nur die Bibliothek oder die Hochschulgänge, sondern auch die Lehre. Die Interviewpartnerin berichtet von einer Lehrveranstaltung, in der sie sich »wie bei [einer] Palästina-demo« fühlte, da »in der zweite[n] Reihe [...] ein Student mit einer Palästinaflagge« (Interviewpartnerin 75, Mitte 20) saß. Dies verdeutlicht nochmal mehr, wie politisch aufgeladen der Hochschulkontext ist und wie sich diese Atmosphäre sowie die damit verbundenen Positionierungen im alltäglichen Hochschulkontext manifestieren. Jüdische Studierende und auch Lehrende fühlen sich dadurch zunehmend unsicher und der Zugang zu Lehrveranstaltungen und akademischer Teilhabe wird beeinträchtigt.

Im Follow-Up-Interview berichtet die Interviewpartnerin, dass sie umgezogen ist und dieser Umzug in eine andere Stadt ihre »Situation [...] verändert« habe:

»ja also ich glaube das Wichtigste was in meinem Leben (.) jetzt ge/ sich geändert hat, ich bin nach [Stadt] umgezogen (.) und natürlich hat sich die Situation auch für mich verändert (.) ich bin auch nicht mehr am Campus physisch (.) weil ich werde fast fertig mit meiner Masterarbeit und deswegen (.) erlebe ich ganz viele Dinge nicht mehr (.) sozusagen vor Ort (.) aber natürlich kriege ich trotzdem Mitteilungen oder so Nachrichten von Freundinnen (.) die (.) verschiedene antisemitische Vorfälle (.) an der Uni (.) in [Stadt] erleben und trotzdem das (.) nimmt mich schon (.) mit aber auf jeden Fall aktuell (.) ist es viel leichter für mich (.) so mich zu distanzieren« (Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Mitte 20).

Sie schildert, dass sie seit ihrem Umzug Antisemitismus an der Hochschule zwar weiterhin wahrnimmt, aber es ihr »leichter« fällt sich durch die »physisch[e]« Abwesenheit an der Hochschule »zu distanzieren«. Die räumliche Distanzierung zur Hochschule führt zu einer geringeren emotionalen Belastung der Interviewpartnerin, auch wenn die Berichte ihrer Freund:innen weiterhin bei ihr nachwirken (»trotzdem das (.) nimmt mich schon (.) mit«).

Im ersten Interview thematisiert die Interviewpartnerin auch ihre akademischen Zukunftspläne und ihren Wunsch zu promovieren. Sie berichtet, dass sie ursprünglich geplant hatte, an einer Hochschule in Deutschland zu promovieren, diese Pläne jedoch aufgrund der erlebten antisemitischen Angriffe und Atmosphäre nicht weiterverfolgt:

»ich habe auch überlegt an der Uni [Stadt] zu promovieren und (.) diese Frage ist natürlich jetzt für mich für immer geschlossen« (Interviewpartnerin 75, Mitte 20).

Im Follow-Up-Interview schildert sie – wie bereits im ersten Interview – dass sie »Alija machen« möchte und nun plant, ihre Promotion an einer israelischen Universität durchzuführen:

»ich will (.) weiterhin nach Israel umziehen [...] ich werde Alija machen ich werde (.) höchstwahrscheinlich/ also sehr sehr wahrscheinlich mein PhD auch in Israel machen [...] ich bin auch in Gesprächen mit Unis [...] und es ist auch (.) erleichternd wenn man auch mit der Uni spricht und man kann auch sagen (.) ja ich hatte schwierige Zeit nach dem 7. Oktober« (Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Mitte 20).

Sie beschreibt in dieser Sequenz den von ihr wahrgenommenen Kontrast von Universitäten in Israel und in Deutschland. An Universitäten in Israel nimmt sie ein unterstützendes Umfeld wahr, welches ihr ermöglicht, ihre akademische Laufbahn ohne Sorge um antisemitische Angriffe zu verfolgen. Sie beschreibt es als »erleichternd«, dass sie gegenüber der Universität offen kommunizieren kann, dass sie eine »schwierige Zeit nach dem 7. Oktober« hatte.

Deutlich wird, wie die von der Interviewpartnerin geschilderten antisemitischen Erfahrungen und die antisemitische Atmosphäre ihren Hochschulalltag, ihr Sicherheitsgefühl sowie ihre akademischen Zukunftsentscheidungen beeinflussen. Die Hochschule fungiert nicht mehr als neutraler Ort wissenschaftlicher Auseinandersetzung, sondern wurde zunehmend zu einem politisch aufgeladenen Raum, der Ausschlusserfahrungen produziert und Zugehörigkeiten infrage stellt. Die räumliche Distanzierung der Interviewpartnerin zur Universität durch ihren Umzug sowie ihre Perspektive auf eine Promotion in Israel markieren vor diesem Hintergrund nicht nur eine biografisch akademische Neuorientierung, sondern zeigen auch eine Suche nach einem akademischen Umfeld, in dem die Interviewpartnerin sich sicher und sprechfähig erleben kann.

5.6.4 Zusammenfassung

Zusammenfassend wird für den Bildungsbereich deutlich, dass jüdische Kinder, Jugendliche wie auch Studierende nicht nur antisemitische Angriffe, sondern auch institutionelle Ausschlüsse erfahren. Nach dem 7. Oktober treten exkludierende Strukturen noch deutlicher hervor, die jüdischen Kindern, Schüler:innen und Studierenden die Teilhabe am Alltag öffentlicher Bildungseinrichtungen erschweren. Thematisiert werden Praktiken des institutionellen Nichthandelns als Form

struktureller Exklusion: Wenn eine Schülerin einen antisemitischen Angriff meldet und ihren Angaben nach keine Reaktion darauf erlebt, ein Studierender als Reaktion auf eine Reihe von Beschwerden mit Ablehnung rechnet, verweist dies auf institutionelle Leerstellen und fehlenden Schutz. An Schulen zeigen sich Praktiken räumlicher und sozialer Exklusion, unter anderem, wenn jüdische Kinder in jüdischen Einrichtungen nur unter Wachschutz lernen können und dadurch vom Alltag anderer Kinder abgesondert sind. Es findet dadurch eine soziale Markierung statt, die jüdische Familien aus Schutz- und Sicherheitszwängen von anderen auf Dauer separiert.

In nichtjüdischen Einrichtungen wie Schulen und Hochschulen sind jüdische Schüler:innen und Studierende hingegen potenziell antisemitischen Markierungen ausgesetzt. Ihre Teilhabe an der formalen Bildung ist damit eingeschränkt und mit Sicherheitsabwägungen der Eltern verknüpft – sowohl in Bezug auf jüdische als auch nichtjüdische Bildungsinstitutionen. Die Sorge vieler jüdischer Eltern vor potenziellen Verletzungen und Angriffen führt zu routinierter (aufgezwungener) Vorsicht und in manchen Fällen auch zum Rückzug. Für jüdische Kinder bedeutet dies eingeschränkten Zugang zu gemeinschaftlichen und öffentlichen Lern- und Sozialisationsräumen, wodurch ihre Teilhabe am sozialen Leben potenziell reduziert wird. Es zeigen sich zudem Praktiken der Verantwortungsdelegation, etwa durch die Verlagerung von pädagogischer Vermittlung auf jüdische Eltern im Klassenraum, ebenso wie Praktiken der Tabuisierung und vereinzelt auch offene Agitation, beispielsweise wenn an Hochschulen einseitige oder offen antizionistische Seminarlektüren ausgegeben werden. In Interviews wird sowohl die fehlende Unterstützung in einer akuten Krisensituation als auch die Einschränkung von Schutz, Fürsorge und akademischer Freiheit thematisiert. Nach dem 7. Oktober werden die Exklusionspraktiken einfacher als zuvor legitimiert, als politisches Handeln umgedeutet und damit zunehmend enttabuisiert. Spezifisch für den Hochschulkontext sind Praktiken politischer Mobilisierung und die unkritische Übernahme antisemitischer Narrative auf institutionellen Ebenen – mitunter auch in diversen Hochschulgremien. Thematisiert wird auch, dass die Schaffung von inkludierenden Räumen für jüdische Studierende nicht als selbstverständlich anerkannt, sondern in Konkurrenz zu anderen Gruppen gestellt wird.

Im Unterschied zu Schulen zeigt sich im Hochschulkontext eine raumgreifende Dimension des politischen Antisemitismus. Jüdische Studierende erfahren Antisemitismus nicht nur durch Kommiliton:innen als Peers und in Lehrkontexten; die antisemitische politische Mobilisierung umfasst auch Räume und bewegt Massen. Sie manifestierte sich nach dem 7. Oktober unter anderem in Hörsaalbesetzungen, die teilweise mit offen antisemitischen, Jüdinnen:Juden exkludierenden und

den Terror verherrlichenden Symbolen und Inschriften einhergingen. Diese erzeugen bei jüdischen Studierenden ein reales Bedrohungsgefühl – verstärkt durch die Erfahrung, dass Teile ihres Umfeldes solche Aktionen aktiv unterstützen. Damit verdichtet sich die Erfahrung mehrfacher Marginalisierung und mangelnden Schutzes, den Studierende verstärkt bei selbstorganisierten Gruppen oder externen Beratungsstellen suchen.

5.7 Thematisierung des Kriegs im Gazastreifen und der politischen Situation in Israel

In den offenen Interviews und Gruppendiskussionen wurde nicht gezielt nach der Wahrnehmung der Situation im Gazastreifen und in Israel gefragt. Gleichwohl nehmen zahlreiche Studienteilnehmende von sich aus Bezug darauf. Der politische Diskurs in Israel, die andauernden Raketenangriffe und Terroranschläge gegen Israel sowie das Wissen um die Qualen der gefangenen Geiseln, die hohen Opferzahlen, das Leid der palästinensischen Zivilbevölkerung und die Zerstörung der Infrastruktur im Gazastreifen bilden Dimensionen, die für die Studienteilnehmenden in die Verarbeitung der Ereignisse seit dem 7. Oktober einfließen. Dabei thematisieren israelische Studienteilnehmende auch ihre lebensgeschichtlichen Erinnerungen und Beziehungen zu den Personen und Orten des Massakers und des Kriegs. Verschiedene Interviewpartner:innen formulieren sowohl die Schwierigkeit, eine innerjüdische Sprache für den Krieg im Gazastreifen zu finden, als auch die Herausforderung, sich im nichtjüdischen Umfeld in Deutschland zur israelischen Politik zu äußern, ohne eine antisemitische Instrumentalisierung als jüdische Stimme zu legitimieren. Studienteilnehmende thematisieren Ausblendungen von Verantwortlichkeit und Betroffenheit sowie die Komplexitätsreduktion, die sie in der Aushandlung der Ereignisse in Deutschland wahrnehmen. Die politischen Räume und intersektionalen Bündnisse für Jüdinnen:Juden erweisen sich – unabhängig von ihrer jeweiligen politischen Positionierung – als zunehmend enger. Der Austausch über die eigene Wahrnehmung des Kriegs und der politischen Zustände im Gazastreifen und in Israel muss daher oft eigeninitiativ organisiert werden und gelingt nicht immer.

5.7.1 Biografische Nähe zu den Orten des Geschehens

Israel, der benachbarte Gazastreifen und die am 7. Oktober überfallenen Orte sind für die meisten der Studienteilnehmenden keine abstrakten geografischen

Bezugspunkte. Es sind dicht symbolisierte innere Bilder von Orten, Menschen und Szenen, die mit der eigenen und familialen Biografie eng verwoben sind. Insbesondere Studienteilnehmende mit eigenen Verbindungen zum südlichen Israel thematisieren ihre Beziehungen, vereinzelt auch zu Personen aus dem Gazastreifen.

Nach dem Krieg von 1948/49, in dessen Verlauf sich die Bezeichnung ›Gazastreifen‹ für das durch die Waffenstillstandsabkommen von 1949 abgegrenzte Gebiet etablierte, stand Gaza unter ägyptischer Kontrolle und wurde einer ägyptischen Militärverwaltung unterstellt. Diese Herrschaftsphase dauerte, unterbrochen von der kurzen israelischen Besetzung während der Suezkrise 1956/57, bis zum Sechstagekrieg 1967 an (vgl. Croitoru 2024). 1967 nahm Israel den Gazastreifen erneut ein und richtete dort eine Militärverwaltung ein; ab 1972 begann der Aufbau israelischer Siedlungen, deren Anzahl bis in die 1990er Jahre auf mehr als zwanzig anwuchs (vgl. ebd.). Nach 38 Jahren israelischer Besetzung zog sich Israel 2005 einseitig aus dem Gazastreifen zurück (vgl. ebd.). Die 1987 im Gazastreifen gegründete Hamas hatte den Friedensprozess mit Israel von Beginn an abgelehnt und die vollständige Beseitigung Israels zu einem ihrer zentralen Ziele erklärt. Nachdem die Hamas 2006 die palästinensischen Wahlen gewann, eskalierte der Machtkampf mit der Fatah; im Juni 2007 vertrieb die Hamas die Fatah gewaltsam aus dem Gazastreifen und etablierte dort eine Alleinherrschaft, die sie zugleich zum Ausbau ihrer gesellschaftlichen und militärischen Strukturen nutzte (vgl. ebd.).

Trotz der zunehmenden politischen und räumlichen Trennung gab es über die zurückliegenden Jahrzehnte hinweg wirtschaftliche und alltägliche Verflechtungen zwischen Gaza und Israel. Insbesondere die Beschäftigung von Menschen aus Gaza in Israel bildete eine wichtige Verbindung zwischen beiden Gesellschaften, obgleich mit vielfachen sicherheitspolitisch ausgelösten Unterbrechungen und asymmetrischen Beziehungen. Unmittelbar vor dem 7. Oktober 2023 verfügten rund 20.000 Menschen aus Gaza über Arbeits- beziehungsweise wirtschaftliche Einreisegenehmigungen für Israel. Die israelische Politik verband diese Öffnung mit der Erwartung, wirtschaftliche Stabilisierung könne zur Eindämmung militärischer Eskalationen beitragen (vgl. Etke / Adnan 2022). Zudem gab und gibt es neben der Friedensarbeit auch Projekte im Bereich der medizinischen Versorgung, an denen auch einige der ermordeten und entführten Israelis ehrenamtlich mitgewirkt hatten (vgl. Mohar 2023). Allein aus der Organisation »The Road to Recovery« wurden am 7. Oktober sieben israelische Ehrenamtliche entführt und ermordet. Zahlreiche weitere Ehrenamtliche verloren Angehörige, einige mussten evakuiert werden. Dennoch setzte die Organisation, ähnlich wie andere Friedensinitiativen, ihre Arbeit fort (vgl. The Road to Recovery 2025). Die Täter des 7. Oktober sind damit insbesondere für Israelis aus den Grenzregionen, Kibbuzim und Kleinstädten im Süden Israels nicht nur Unbekannte – zum

Teil waren es Mitarbeiter:innen oder Projektpartner:innen, die sich am Massaker beteiligten und ihr Wissen über die Orte und Menschen dabei einsetzten.

In einer hebräischsprachigen Gruppendiskussion mit drei in Deutschland lebenden Israelis thematisiert eine Studienteilnehmerin diese Dimension anhand ihrer biografischen Nähe zum Ort des Geschehens am 7. Oktober. Sie selbst ist im Otef Aza, in einem Ort an der israelischen Grenzseite des Gazastreifens, aufgewachsen. Diese Region steht exemplarisch für die dauerhafte räumliche Nähe zum Gazastreifen und auch für die Verwundbarkeit der israelischen Zivilbevölkerung durch Raketenangriffe. Am 7. Oktober 2023 wurde Otef Aza zum Hauptschauplatz der Massaker und Geiselnahmen durch die Hamas. In der Sequenz geht sie darauf ein, dass sie Menschen aus Gaza aus ihrem Alltag als Kind kenne. Sie erinnert sich an einen Gärtner aus Gaza, der regelmäßig gekommen sei und mit ihren Eltern den Garten angelegt habe. Sie beschreibt, wie sie mit dem Konflikt, seinen Menschen und Orten aufgewachsen und wie sie mit Kindern und Jugendlichen aus den überfallenen Kibbuzim in die Schule gegangen sei. Sie sei familiär und lebensgeschichtlich mit den Opfern des Massakers verbunden gewesen und kenne persönlich »über 30 Menschen die ermordet oder entführt wurden«. Neben Familienmitgliedern seien auch ehemalige Lehrende von ihr ermordet worden, wie ihre frühere Englischlehrerin. Sie schildert, wie sie sich nach dem 7. Oktober in Deutschland immer wieder daran erinnere, dass sie sich nur wegen dieser Lehrerin heute auf Englisch verständigen könne:

אני באה משם, אני גדלתי. מה זה להסביר את זה הכי טוב עד השבעה באוקטובר. הגנן שלנו היה עזתי, אז אני חוויתי. יש את הקונפליקט ויש את האנשים שאני הכרתי ויש את האזור שאני מגיעה ממנו. וכמובן שאני מגיעה מאזור שאתה כבר 20 פלוס שנה עם קונפליקט ופגע ב. פגע בכירים בצורה מאוד גדולה, אבל אף אחד לא חשב לשנייה שהשיבה באוקטובר ברמות שקראו אי פעם. יקרה כל כך הרבה דברים שאני לא כל כך הרבה קווים, שאני חשבת שלעולם לא יחצו לעולם, לא משנה מה נחצו, בצורה שהיא כל כך טראומטית ופה מובילה את זה למה שאמרתי על עיבוד הרס הקהילה. אני התכוונתי לזה קודם כל במובן המאוד מאוד אישי שאני מכירה. מעל 30 אנשים שנרצחו נחטפו. כל חברי המשפחה, מורים שלי. אז גם עכשיו אחרי 11 חודשים אני הולכת בבוקר ופתאום אני זוכרת בעובדה שאם אני יודעת לדבר אנגלית זה כי המורה שלי לאנגלית דחפה אותי ובלעדיה לא הייתי יודעת והיא נרצחה עד לקרובי משפחה והילדים שלהם וכל זה המכלול הזה ושאי צריכה לדבר עם לא צריכה.

(hebräischsprachige Gruppendiskussion, Teilnehmerin).

ÜBERSETZUNG:

»ich komme von dort bin dort aufgewachsen wie soll man das am besten erklären bis zum 7. Oktober unser Gärtner war aus Gaza also habe ich das erlebt da ist der Konflikt da sind die Menschen die ich kannte und da ist die Gegend aus der ich komme und natürlich komme ich

aus einer Region die schon seit über 20 Jahren vom Konflikt geprägt ist und die mich sehr getroffen hat sie hat mich und mein Umfeld in sehr großem Maße verletzt aber niemand hätte je gedacht auch nicht für einen Moment dass am 7. Oktober Dinge geschehen würden wie sie geschehen sind dass so vieles passieren würde dass so viele Linien überschritten würden von denen ich dachte dass sie niemals überschritten würden egal was und sie wurden überschritten in einer Weise die so traumatisch ist und das führt zu dem was ich über die Verarbeitung der Zerstörung der Gemeinschaft gesagt habe damit meinte ich zunächst einmal etwas ganz Persönliches das ich kenne über 30 Menschen die ermordet oder entführt wurden Mitglieder meiner Familie meine Lehrer auch jetzt nach 11 Monaten gehe ich morgens raus und erinnere mich plötzlich an die Tatsache dass ich nur deshalb Englisch sprechen kann weil meine Englischlehrerin mich gedrängt hat ohne sie hätte ich es nicht gelernt und sie wurde ermordet bis hin zu Verwandten und deren Kindern all das zusammen und dass ich darüber sprechen muss obwohl ich es eigentlich nicht will«
(hebräischsprachige Gruppendiskussion, Teilnehmerin).

Deutlich wird am Beispiel dieser Studienteilnehmenden, dass die Opfer, aber auch Orte des Massakers und des anschließenden Kriegsgeschehens, für sie keine abstrakten Begriffe sind, sondern Teil ihrer Lebensgeschichte. So spricht sie von der »Zerstörung der Gemeinschaft« und verweist damit auf die familien- und communitybezogene Form des Terrors, der auf diese Form der Zerstörung von Gemeinschaften und Gemeinwesen zielt. Der ihr Aufwachsen rahmende Konflikt sei für sie schon immer belastend gewesen – die Ereignisse des 7. Oktober ordnet sie jedoch als zuvor unvorstellbar und als traumatisierend ein. Auch mit den Menschen im Gazastreifen verbindet sie Namen, Gesichter, Beziehungen, Szenen und Erinnerungen aus ihrer Kindheit. Diese Sequenz macht in besonderer Weise die Kluft zwischen biografisch verdichteter Erfahrung und einer abstrahierenden politischen Wahrnehmung des Konflikts sichtbar. Die dichte biografische Nähe bildet für viele der Studienteilnehmenden einen zentralen Erfahrungshintergrund, vor dem die Form der Aushandlung der Ereignisse in Deutschland als distanziert, kenntnislos und teilweise dehumanisierend erlebt wird. Infolge dieser Asymmetrie können sich viele der Interviewpartner:innen im deutschen nichtjüdischen Umfeld nicht mit ihren Sichtweisen und Erfahrungen einbringen.

5.7.2 Anerkennung von Leid und Positionierungen

Verschiedene Studienteilnehmenden artikulieren das Anliegen einer universellen Anerkennung des Leids in Israel wie auch im Gazastreifen und verweisen dabei auf eine humanistische Perspektive, teilweise auch auf die jüdische Ethik und Tradition. Sie thematisieren die Struktur und Wirkung des Positionierungszwangs in Deutschland und auf die vorgezeichneten Ideen davon, was Solidarität in diesem Kontext bedeutet. Eine Interviewpartnerin formuliert, was für sie eine propalästinensische und proisraelische Haltung bedeute, warum sie sich einem Entscheidungszwang verweigere und wie die Form des Diskurses dabei auf sie wirke:

»I have (.) felt a lot lately like (..) you either (.) are pro-Israel or pro Palestine (.) and that for me is very hard because (..) I am pro Palestine (.) I'm just pro Palestine without Hamas (.) I'm pro Palestine without terrorism (..) and the same I'm pro-Israel without (.) the extremist rights (..) and (..) I don't want to have to pick and choose between one or the other (.) and I think (.) this has been really hard on me (..) because it feels like (.) everyone that I know is only pro Palestine (.) and I just can't (.) comprehend how (..) October 7th is just nothing (..) or that it was justified (.) or that (..) like (.) rape is not a tool for war I'm sorry like this (.) it should not be normalized« (Interviewpartnerin 40, Ende 20).

Deutlich wird in dieser Sequenz, wie die mehrheitliche Positionierung als »pro Palestine« sowie die verbreiteten Rechtfertigungen des 7. Oktober es der Interviewpartnerin erschweren, eine ausgewogene solidarische Haltung für Israelis und Palästinenser:innen in ihrem sozialen Umfeld einzunehmen und zu artikulieren. Sie verwehrt sich einer Normalisierung der Verleugnungen des Leids und nennt exemplarisch die Relativierung der Vergewaltigungen am 7. Oktober. Beispielhaft wird hier deutlich, wie es die festgelegten Diskurslinien und der Zwang einer einseitigen Positionierung jüdischen Personen erschweren, sich mit ihrer eigenen Stimme und Sichtweise für das Selbstbestimmungsrecht von Palästinenser:innen, insbesondere von Gazaner:innen unter der Hamas-Herrschaft, auszusprechen, ohne die Bagatelisierung und Relativierung des Massakers dabei hinzunehmen. Eine in Israel aufgewachsene Interviewpartnerin verweist, ähnlich wie einige andere Interviewte, auf die Bedeutung der Menschlichkeit (»humanity«), wegen der sie das Leid von Zivilist:innen in Gaza als universell wahrnehme und nicht ignorieren könne. Das Konzept der Menschlichkeit markiert sie dabei als zentrale Orientierung im Sinne einer Mitmenschlichkeit, die sie in der Vergangenheit nie verloren habe und in der

Zukunft nie verlieren werde. Sie beschreibt, wie sie sich gefangen sieht zwischen unterschiedlichen Erwartungen und Positionierungszwängen. So sei sie von anderen Israelis als »traitor« bezeichnet worden, als sie Mitgefühl für palästinensische Zivilist:innen ausdrückte, während ihr von ihrer Community in Deutschland vorgeworfen worden sei, sich nicht genug zur Situation im Gazastreifen zu äußern. Sie führt ihre Haltung und ihren Zwiespalt aus:

»those are civilians on the other side suffering and i'm not gonna ignore that especially now (..) I have never lost my humanity (.) I will never lose my humanity (.) for (.) any group of people (.) especially children and women and civilians [...] when I did show compassion to (.) the other side a little bit I was attacked by fellow Israelis ((laughs)) (.) as a traitor (..) because I showed some compassion to civilians on the other side (.) and (..) I have been attacked also (.) a little bit from (.) my own community here (.) for (.) maybe not speaking up enough for (..) what's happening in Gaza so I'm kind of stuck between (..) these two (.) things« (Interviewpartnerin 11, Ende 30).

Eine in Israel aufgewachsene, sich im Interview als antizionistisch positionierende Interviewpartnerin, beschreibt den 7. Oktober als eine Erfahrung, die ihr schon zuvor bestehendes Engagement in politischen Gruppen zusätzlich verstärkt habe. Sie ordnet den 7. Oktober als einen Moment der Radikalisierung ihrer Sichtweisen und Positionen ein:

»before I was just a leftist (.) that now I'm (..) I'm really ((longer pause)) I'm like a (.) yeah (.) a very radical leftist« (Interviewpartnerin 22, Ende 20).

Sie spricht im Interview konsequent von »Israel-Palästine« und bringt ihre eigene jüdische Identität und Geschichte als Motiv ein, sich für die Selbstbestimmung von Palästinenser:innen im Gazastreifen und in der Westbank einzusetzen. Im Unterschied zu anderen Interviewpartner:innen zieht sie dabei nicht primär die Terrororganisationen in Verantwortung, sondern die israelische Regierung:

»it's because of (.) ((laughs)) (.) of the (.) of my Judaism at least that I (.) that I resist because of (.) the Jewish history that I know and still learning ((longer pause)) that I'm vocal about those things« (Interviewpartnerin 22, Ende 20).

Die Interviewpartnerin beschreibt in ihrer Erzählung die Komplexität ihrer Situation. Familienangehörige seien als Soldat:innen in den Krieg im Gazastreifen involviert (»so my family are now in Gaza«) und sie kenne Menschen, deren Angehörige als Geiseln dort festgehalten würden. Sie sehe es nicht als »contradiction«, sich zugleich für das Selbstbestimmungsrecht von Palästinenser:innen einzusetzen. Es sei schwer, Menschen in Deutschland die Lage und ihre Position darin zu erklären:

»I know people (.) that their families are in Gaza right now (.) like (.) the (..) either (.) either is (.) you know (.) so my family are now in Gaza (.) as soldiers (.) but I know people (.) who (.) their family like are (.) some of the hostages (.) in Gaza (..) so that's also like (..) very (.) hard (..) I mean I don't (.) I don't see it as a contradiction but I find it (.) hard to (.) explain to people (.) or (.) make people (.) I guess understand it's like the (.) you know (.) that (.) stopping the war (.) and (.) the siege (.) on Gaza and (.) everything that is happening there (.) is (..) for the benefit of the hostages as well (.) cause we cannot bring them back through more war (.) we (.) need to have a deal« (Interviewpartnerin 22, Ende 20).

Die Interviewpartnerin verdeutlicht ihre Nähe zum Kriegsgeschehen und zu den Geiselnahmen und verbindet dies mit deutlicher Kritik am Handeln der aktuellen israelischen Regierung. Sie betont, ähnlich wie andere Studienteilnehmende, dass die Forderung nach einem Ende des Kriegs und der Blockade des Gazastreifens nicht im Widerspruch zur Solidarität mit den Geiseln stehe. Deren Befreiung könne nicht durch »more war«, sondern durch politische Vereinbarungen erreicht werden.

Deutlich wird in den überwiegend im Frühjahr und Sommer 2024 geführten Interviews, wie die Interviewpartner:innen um eine eigene Position ringen angesichts der Dynamik des Kriegsverlaufs und des wiederholten Scheiterns, die als Geiseln gefangengehaltenen Menschen durch Abkommen mit der Hamas oder durch militärische Einsätze zurückzubringen. Viele Interviewpartner:innen beschreiben sich selbst im Interview als zerrissen: Einerseits erleben sie die Debatte in Deutschland als antisemitisch strukturiert, einseitig und dehumanisierend, andererseits stehen ihre eigenen politischen Ideale und Wünsche für eine menschenwürdige Gegenwart und Zukunft in Israel und den palästinensischen Gebieten. Eine Interviewpartnerin reflektiert in einer längeren Sequenz über die Zusammenhänge zwischen dem Kriegsverlauf und der Debatte in Deutschland. Ähnlich wie andere Interviewpartner:innen sucht sie eine eigene Position und formuliert, es gebe »eigentlich so eine (.) menschlich (.) vernünftige [...] Position bei der ich so das Gefühl habe es geht um Menschenleben auf beiden Seiten«

(Interviewpartnerin 35, Mitte 30). Dem entgegen steht in ihrer Beobachtung eine Schwierigkeit in Deutschland, diese Gleichzeitigkeit auszuhalten und anzuerkennen:

»ich finde das ist also sozusagen aus so einer aus so einer ganz weirden Perspektive geguckt so fatal nicht nur weil irgendwie diese humanitären (.) diese humanitäre Katastrophe in Gaza so fatal ist und so fatal ist dass man so auf gar keinen Fall auch nur irgendeine Geisel zurückholen wird (.) sondern weil es auch so Wasser auf die Mühlen ist für die (.) die von Anfang an (.) und aus wirklich tief antisemitischen (..) Sumpf heraus (.) irgendwie Israel dämonisieren und ja schon gesagt haben das ist alles Genozid noch bevor irgendwie (.) also ne sozusagen als es noch der Moment war in dem es tatsächlich um ein Recht auf Selbstverteidigung ging (längere Pause)) [...] es gibt eigentlich so eine (.) menschlich (.) vernünftige (..) Posi/ oder es gibt die eine Position bei der ich so das Gefühl habe es geht um Menschenleben auf beiden Seiten und es geht darum irgendwie eine Lösung zu finden (.) wie Menschen leben können (.) die einen und die anderen und es scheint aber so irre schwierig für (.) für so viele und das scheint in Deutschland finde ich extrem zu sein (..) diese (.) also diese Gleichzeitigkeiten irgendwie (.) anerkannten und aushalten zu können und zu sagen (.) es gibt nicht die eine Seite gut und die andere Seite böse« (Interviewpartnerin 35, Mitte 30).

Die Sequenz bildet die Herausforderung von Interviewpartner:innen ab, die die direkten Dämonisierungen Israels und die Schuldumkehr nach dem 7. Oktober in Deutschland erleben, die um die Geiseln bangen und zugleich den Sinn und die Ziele des Kriegsverlaufs zunehmend bezweifeln. Deutlich wird in dieser Sequenz zudem, wie es dieser und anderen Interviewpartner:innen mit familiären Bezügen nach Israel um eine langfristige Lösung für Menschen im Gazastreifen und in Israel geht (»es geht darum irgendwie eine Lösung zu finden (.) wie Menschen leben können«).

5.7.3 Kritik an unterschiedlichen Ausblendungen von Leid und Verantwortung

Studienteilnehmende beschäftigt, dass die in Deutschland und international geführten Diskurse zum Krieg in Israel und im Gazastreifen von Ausblendungen geprägt seien, beispielsweise was die Rolle der Nachbarstaaten betreffe, die einseitigen Forderungen an Israel oder die Betroffenheit arabischer Israelis vom Terror gegen

Israel. Einzelne Interviewte schildern zudem, dass sie die Ausblendung der Folgen des Kriegs im Gazastreifen durch Familienangehörige oder jüdische Freund:innen beschäftige. Sie ordnen die aktuelle israelische Regierung sowie die zivilen Opfer im Gazastreifen als Themen ein, die in jüdischen und israelischen Communities teilweise kontrovers diskutiert und mitunter ausgeklammert würden. Interviewpartner:innen formulieren, dass es sie schmerze zu sehen, wenn nahestehende Personen diese Themen anders zu erleben schienen als sie selbst. Das betrifft auch den familiären Kontext, wie in der folgenden Sequenz deutlich wird:

»also meine Mutter zum Beispiel hat (.) ein paar Mal so Kommentare (.) gesagt die (.) die sozusagen ein (..) eine Abwesenheit von Mitgefühl für die andere Seite wenn auf der anderen Seite Menschen sterben vermuten lässt (.) was mich etwas gestört und fast erschrocken hat und (.) da (.) habe ich (.) mich in der (..) wie kann man das denn sagen (.) in der Pflicht gesehen meine Mutter daran zu erinnern dass das auf der anderen Seite auch Menschen (.) sind und vor allem dass das (.) sozusagen an der (.) Qualität der eigenen (.) Menschlichkeit nagt wenn man kein Mitgefühl dafür empfindet (.) obwohl einem (.) oder dem eigenen Volk (.) etwas so schlimmes passiert ist (.) genau« (Interviewpartner 36, Mitte 30).

Der Interviewpartner sieht seine »Pflicht« darin, seine Mutter »daran zu erinnern«, dass »auf der anderen Seite auch Menschen (.) sind«. Ähnlich wie andere Studienteilnehmende begründet er sein Anliegen mit der eigenen Menschlichkeit, für die Mitgefühl entscheidend sei.

In diesem Zusammenhang gehen Interviewpartner:innen auf Ausblendungen ein, die aus ihrer Sicht den dominanzgesellschaftlichen und vorherrschenden Diskurs über den Gazastreifen in Deutschland prägen: Ausgelassen würden der andauernde Raketenterror gegen Israel vor und nach dem 7. Oktober, die Mitverantwortung arabischer Nachbarstaaten für die Situation der Palästinenser:innen oder auch die Betroffenheit arabischer Israelis von den Angriffen gegen Israel. Eine Interviewpartnerin nutzt hierfür den Begriff »Doppelmoral« und kritisiert in diesem Zusammenhang undifferenzierte und einseitig an Israel gerichtete Forderungen nach einer Waffenruhe:

»der Ruf nach einer Waffenruhe (.) so laut geworden ist (..) dass vergessen wird was eine Waffenru/ also was eigentlich wirklich gefordert wird (..) nämlich das Israel sich einfach hinstellt und es einfach akzeptiert (.) und sich weiter beschießen lässt [...] ich hab das Gefühl (..) alles was im

Gazastreifen passiert wird zu (.) zu Israel Verantwortung gemacht [...] das sehe ich anders (.) seit (.) 2005 (.) zumindest (.) seit Israel sich zurückgezogen hat aus dem Gazastreifen (.) ihre (.) Leute (.) relokalisiert hat [...] diese Doppelmoral irgendwie Ägypten wird nicht (.) wird nicht (.) dafür so an den Pranger gestellt was am (.) am Checkpoint von Rafah passiert (.) ich glaub die meisten Leuten wussten das einf/ oder wissen das gar nicht (.) dass es da diesen Check/ also dass da auch eigentlich Hilfsgüter reinkommen können (.) und dass alle arabischen Länder sagen (.) die Palästinenser nehmen wir nicht (.) und das wird aber alles nicht angefragt« (Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Interviewte erwähnen, dass die binären Zuordnungen und Täter:innen-Opfer-Zuschreibungen, die in der Debatte in Deutschland vorgenommen würden, nicht den tatsächlichen Betroffenheiten entsprächen. So thematisieren Interviewpartner:innen, dass auch arabische Israelis vom andauernden Raketenterror gegen Israel betroffen seien und während des Massakers am 7. Oktober ermordet, als Geiseln in den Gazastreifen entführt und gequält worden seien. Im Diskurs in Deutschland werde das Leid arabischer und muslimischer Menschen ausschließlich im Gazastreifen verortet, während das Leid arabischer Israelis durch den Terror nicht in die vorherrschenden Diskurslinien passe und ausgeblendet werde. Eine Interviewpartnerin thematisiert, dass es darum wichtig sei, die Zielgruppe der Täter und die Betroffenen und Opfer des 7. Oktober als israelisch zu sehen:

»es kann nicht sein dass um (.) zu sagen (.) Menschen im Gazastreifen brauchen Hilfe man (.) sexualisierte Gewalt an israelische/ und ich sage auch bewusst israelischen Frauen (.) nicht jüdische Frauen weil es waren (.) nicht nur jüdische Frauen also auch unter den (.) Geiseln die immer noch im Gazastreifen sind oder auch im Gazastreifen waren sind genug (.) arabische Israelis auch gerade (.) das ist ja (.) finde ich dann immer das absurde« (Interviewpartnerin 12, Anfang 20).

Deutlich wird in den Erzählungen der Interviewpartner:innen, wie vertraut ihnen einerseits die seit Jahrzehnten wiederkehrende, diskursive Zentrierung des Nahostkonflikts ist, wie sie aber andererseits das neue, globale Ausmaß der antisemitischen Ideologisierung und Mobilisierung nach dem 7. Oktober beunruhigt. Eine Interviewpartnerin geht im zweiten Interview nach der Selbstbeobachtung auf ihre Wahrnehmung der Dynamik ein. Sie nehme ein Massenphänomen wahr, einen »gewisse[n] Trend«: Menschen würden sich »diesem ganzen Hass« anschließen,

um Teil der Mehrheit zu sein. Zudem nehme sie wahr, dass »viele Menschen sich einfach nicht Gedanken machen wem sie da hinterherlaufen«:

»also ich glaube schon dass diese ganze (.) Israel Gaza und so weiter ne dass das dieser (.) dass das gerade einfach irgendwo auch (.) ein gewisser Trend ist (..) und viele Menschen dem einfach hinterherlaufen diesem ganzen Hass weil das halt gerade weil man das halt gerade so macht und weil man ja irgendwo auch teilhaben möchte und (.) Teil der Masse sein möchte und (.) viele Menschen sich einfach nicht Gedanken machen wem sie da hinterherlaufen« (Interview zur Selbstbeobachtung 2, Interviewpartnerin 43, Mitte 40).

Die Interviewpartnerin thematisiert in diesem Auszug eine weitere Form von Ausblendung: In ihrer Wahrnehmung hat der Themenkomplex »Israel Gaza« einen Trendstatus. Menschen wollten Teil von »diesem ganzen Hass« sein, »weil man das halt gerade so macht«. Aus dem Interviewkontext geht hervor, dass sie damit Hass gegen Israel meint. Im Bild des gedankenlosen Hinterherlaufens beschreibt die Interviewpartnerin möglicherweise ihre Beobachtung, dass sich Menschen oftmals nicht näher mit den hinter der Mobilisierung stehenden Organisationen befassen, die teilweise terroristische Organisationen und Täterorganisationen des 7. Oktober sind.

5.7.4 Auseinandersetzung mit der eigenen Beziehung zu Israel

Einige Studienteilnehmende positionieren sich im Laufe der Interviewerzählung kritisch bis ablehnend zur aktuellen israelischen Regierung. Der Wunsch nach einem Regierungswechsel und Änderungen des politischen Kurses in Israel wird vielfach thematisiert. So sagt beispielsweise diese in Israel geborene und aufgewachsene Interviewpartnerin:

»and yeah surely the Israeli government sucks (.) and I'm (.) very interested in having a completely different parliament« (Interviewpartnerin 11, Ende 30).

Zugleich wird die Schwierigkeit formuliert, sich als Israeli in nichtjüdischen Kontexten mit der eigenen kritischen Position zur aktuellen israelischen Regierung zu zeigen, da in Deutschland vielfach Erfahrungen mit antisemitischen Lesarten und Deutungen der Situation in Israel gemacht würden. Eine israelische Interviewpartnerin schildert,

dass ihre Kritik an Israel in Deutschland wie eine Bestätigung für israeldämonisierende Diskurse genutzt werde, weshalb sie zu diesem Thema mit nichtjüdischen Deutschen »nicht wirklich offen« reden könne:

»man kann nicht wirklich offen über das Thema reden hab ich das Gefühl weil (.) wenn ich Israel kritisiere dann ist das eine Bestätigung dass (.) dass Israel ein (.) ein Monster ist (..) ein Aggressor ist« (Interviewpartnerin 1, Anfang 40).

Die Interviewpartnerin beschreibt in dieser Sequenz die Erfahrung einer kommunikativen Enge, in der die Möglichkeit, eigene Positionen zu Israel zu äußern, eingeschränkt wird. Ihre Sorge richtet sich nicht gegen Kritik als solche, sondern gegen deren mögliche Vereinnahmung innerhalb bereits bestehender Deutungsmuster. Eine von ihr geäußerte Kritik könnte, so ihre Befürchtung, als Bestätigung einer Vorstellung von Israel als »Monster« oder »Aggressor« gelesen werden und damit eine Bedeutung annehmen, die ihrer eigenen Position nicht entspricht. Die Äußerung »man kann nicht wirklich offen über das Thema reden« verweist auf eine antizipierte Sorge, dass sie in einem vorstrukturierten Diskurs ihre Differenzierungsfähigkeit zu verlieren droht. Die Möglichkeit darüber, »offen« zu reden, wird dadurch riskant, weil die Kritik als »Bestätigung« für etablierte (hegemoniale) antisemitische Zuschreibungen fungiert. Daraus entsteht eine Form diskursiver Selbstbegrenzung, in der die eigene Stimme nicht ohne Weiteres artikuliert werden kann.

In verschiedenen Interviews wird die als ungerecht erlebte Kollektivzuschreibung von Verantwortung aller Jüdinnen:Juden für die jeweils aktuelle israelische Regierung thematisiert, die Studienteilnehmende auch schon Jahre vor dem 7. Oktober erlebten. Interviewpartner:innen betonen, dass viele Israelis ihre Forderungen nach einer anderen israelischen Innen- und Außenpolitik sowie ihre Wut über die Entscheidungen der aktuellen Regierung in großen und seit Jahren andauernden zivilgesellschaftlichen Protesten und Demonstrationen in Israel zeigen würden. So sagt eine deutsch-israelische Interviewpartnerin:

»da ist viel zu kritisieren ja also das (.) mir ist das total wichtig zu sagen ich bin wirklich nicht jemand (.) und ich mein (.) ganz Israel geht auf die Straße (.) seit (.) seit Monaten schon vor dem 7. Oktober geht gegen Netanjahu (.) zu Recht« (Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Die oben zitierte Interviewpartnerin positioniert sich in ihrer Eingangserzählung als säkulare Jüdin und als politisch linksstehend. Diese politischen Selbstverortungen in

Interviewsituationen zeigen sich als ein Strukturmerkmal. Sie können als Bedürfnis gedeutet werden, den vorherrschenden Zuschreibungen an und Fremdthematizationen von Jüdinnen:Juden in Deutschland die eigene Selbstverortung, Selbstthematisierung und Stimme entgegenzusetzen. Sie können aber auch als Auswirkung des gesellschaftlichen und politischen Diskursdrucks auf Jüdinnen:Juden und insbesondere Israelis interpretiert werden, sich proaktiv und explizit zu distanzieren – je nach Gegenüber und Kontext kann diese Erwartung von einer Distanzierung von der aktuellen israelischen Regierung bis zur Distanzierung von Israel als Staat insgesamt reichen. So scheint ein Sprechen über die eigene Betroffenheit von der Gewalt im Kontext der Angriffe gegen Israel möglicherweise erst durch eine politische Selbstverortung und eine Distanzierung von der aktuellen israelischen Regierung legitimiert werden zu müssen.

Zugleich bringt der 7. Oktober für viele Jüdinnen:Juden in der Diaspora eine Neuorientierung und Klärung oder Neujustierung ihrer Beziehung zu Israel mit sich. Die Möglichkeit, angesichts der für Jüdinnen:Juden bedrohlichen »Weltlage« Alija zu machen, also nach Israel einzuwandern oder als Israeli nach Israel zurückzukehren, wird in vielen Interviews thematisiert, wie beispielsweise im folgenden Auszug:

*»wenn ich muss (..) natürlich gehe ich nach Israel, wo soll ich denn sonst hin so ((lacht)) (..) einfach (..) also (..) wenn ich so die Weltlage betrachte (..) und ich bin wir/ ich bin kein Fan von der israelischen Regierung überhaupt nicht und das ist so viel was man kritisieren muss daran«
(Interviewpartnerin 29, Mitte 30).*

Das Massaker, der andauernde Terror und der Antisemitismus gegen jüdische Communities weltweit führen vielen der Studienteilnehmenden erneut oder teilweise erstmalig vor Augen, dass sie Israel als Ort haben, wohin sie auswandern könnten, wenn sich die antisemitische Bedrohungslage in Deutschland weiter verschärfen sollte. Die Folge ist ein neues Sich-in-Beziehung-Setzen zum Land und der israelischen Gesellschaft. In den Interviewnarrationen wird deutlich, wie dieser Prozess sowohl mit einer konkreten Auseinandersetzung mit den innergesellschaftlichen Spannungen als auch mit einer neuen emotionalen Nähe und Identifikation verbunden sein kann. Deutlich wird dabei, dass viele der Studienteilnehmenden mit Israel primär Alltag, Familiengeschichte und Erinnerungen verbinden und das Land mit seiner Geschichte und Gegenwart – im Kontrast zum gesellschaftlichen Diskurs in Deutschland – nicht auf das Kriegsgeschehen und die aktuelle Regierung reduzieren.

5.7.5 Zusammenfassung

Im Datenmaterial zeigt sich ein Prozess der Realisierung und Verarbeitung der Ereignisse im Gazastreifen und in Israel sowie der Angriffe durch das Regime der Islamischen Republik Iran und seine Proxys. Die Interviewpartner:innen ringen um eine für sie stimmige Sprache und Deutung sowie um ihre eigene politische und moralische Position zum Kriegsverlauf und zu den politischen Verhältnissen. Ein in den Interviews wiederkehrendes Thema ist die Frage, was für die einzelne Person Menschlichkeit in der aktuellen Situation bedeutet. Die per Videobotschaften übermittelten Qualen der von den Terrororganisationen im Gazastreifen gefangenen Geiseln, der Raketenterror gegen zivile Ziele in Israel, der Kriegsverlauf und das Leid der im Krieg lebenden Zivilbevölkerung im zunehmend zerstörten Gazastreifen sind andauernde Themen, die emotional aufwühlen und moralische sowie politische Fragen und Positionierungen adressieren. Die Studienteilnehmenden problematisieren Erwartungen und Positionierungszwänge an sie als jüdische Person sowie die Schwierigkeit der innerjüdischen Kommunikation und der Kommunikation mit dem nichtjüdischen Umfeld. Einige thematisieren, wie die verbreiteten Dämonisierungen Israels sowie die nach dem 7. Oktober gemachten Erfahrungen es erschweren und sie davon abhalten, sich im nichtjüdischen Umfeld zu Israel und zum Krieg im Gazastreifen zu äußern. Für manche ist der 7. Oktober ein Moment, der politisches Engagement aktivierte: Einzelne Interviewpartner:innen setzen sich von Deutschland aus für die Befreiung der Geiseln ein, ein:e Interviewpartner:in erzählt von verstärktem Engagement in propalästinensischen Gruppen. Verschiedene Interviewte kritisieren Vereinfachungen der komplexen Interessenslagen im Nahen Osten, wie beispielsweise durch die Ausblendung der Betroffenheit arabischer Israelis, die Dethematisierung der Rolle der Islamischen Republik Iran und Katars sowie die Verantwortung der arabischen Nachbarstaaten für die Lage der Palästinenser:innen. Insgesamt verweisen die Interviews auf eine Polyphonie jüdischer und israelischer Perspektiven. Dabei lassen sich die meisten Interviews nicht eindeutig kategorisieren als eine bestimmte politische Position. Vielmehr zeigen sich oft innerhalb einer Interviewerzählung verschiedene Suchbewegungen und politische Einordnungen des Kriegs in Gaza und des politischen Geschehens in Israel. Dabei sind die Studienteilnehmenden selbst Betroffene der Gewaltdynamiken, um die es geht. So findet sich in vielen Interviews eine deutliche Kritik an und Distanzierung von der aktuellen israelischen Regierung bei gleichzeitiger Neuorientierung an Israel als potenziellem Schutzraum für Jüdinnen:Juden.

5.8 Interviews nach der Freilassung der überlebenden Geiseln und dem Abkommen im Oktober 2025

Die Beschreibungen einer Zäsur oder eines Einbruchs verweisen auf ein verändertes subjektives Zeiterleben, das nach einschneidenden Erlebnissen eintreten kann. Der 7. Oktober erscheint im Datenmaterial wiederholt als zeitliche Zäsur, durch die frühere Erfahrungen reaktualisiert und nachfolgende Entwicklungen gedeutet werden. Für die Interviewpartner:innen fungiert er damit als zeitlicher Referenzpunkt, der Ereignisse und Phasen des Davor und Danach aufeinander bezieht und ihnen eine veränderte Bedeutung verleiht. In den Daten zeichnet sich damit zum einen eine spezifische, durch Bruch und Nachträglichkeit strukturierte Zeiterfahrung ab, die auch in anderen Arbeiten zu jüdischen Gegenwartserfahrungen beschrieben wird (vgl. Chernivsky 2025a; Grünberg / Arnold 2025). Zum anderen zeigt sich eine zunehmende Divergenz jüdischer und nichtjüdischer Wahrnehmungs- und Erinnerungsräume: Ereignisse werden unterschiedlich gewichtet, erinnert und aufeinander bezogen, teilweise auch gegenläufig gedeutet.

In diesem sich noch verändernden, gesellschaftlich divergierenden Zeitempfinden verschränken sich die in diesem Bericht beschriebenen Erfahrungen nach dem 7. Oktober in Deutschland. Mit der veränderten Zeiterfahrung verbinden sich auch Belastungen durch das als Mehrfrontenkrieg gegen Israel wahrgenommene Geschehen: den Krieg im Gazastreifen, die Angriffe der Hisbollah aus dem Libanon und die Angriffe der Islamischen Republik Iran auf Israel. Die Interviewpartner:innen äußern wiederholt die Hoffnung auf ein Ende des Kriegs und thematisieren die mehrfach gescheiterten Verhandlungen über eine Waffenruhe und die Freilassung der Geiseln. Einige Ereignisse bleiben dabei eher innerjüdisch langfristig präsent und imprägnieren sich in das kollektive jüdische Gedächtnis. Es wird daran bemerkbar, indem verschiedene Interviewpartner:innen über Ereignisse sprechen und ihnen eine Relevanz verleihen, während diese in der nichtjüdischen Wahrnehmung, in den Beziehungen zwischen Interviewpartner:innen und ihrem Umfeld kaum bekannt sind oder als irrelevant erscheinen. Die über den gesamten Zeitraum der Geiselhaft hinweg von der Hamas veröffentlichten Propagandavideos, die gequälte und ausgehungerte Geiseln zeigten, sowie das wiederholte Bekanntwerden ihrer Ermordung hielten den 7. Oktober 2023 in der Gegenwart. Einschneidend waren das Auffinden der sechs später als »Beautiful Six« erinnerten Menschen, die nach fast elf Monaten der Geiselnahme und Gefangenschaft in einem Tunnel ermordet worden waren, die Überführung der sterblichen Überreste von Shiri Bibas und die Informationen über die Ermordung ihrer Kinder Kfir und Ariel Bibas, der beiden jüngsten Geiseln. Das im Oktober 2025 geschlossene Abkommen, die Freilassung aller noch lebenden Geiseln

am 13. Oktober 2025 und die beginnende Rückführung der sterblichen Überreste der Ermordeten markierten für jüdische und israelische Communities weltweit einen wichtigen Wendepunkt. Zugleich blieb die Waffenruhe fragil; die Hamas verzögerte die Rückführung aller Ermordeten entgegen dem Abkommen. Ran Gvilis Leiche wurde erst im Januar 2026 von der israelischen Armee geborgen. Das Kriegsende stellte daher zunächst weniger einen eindeutig abgeschlossenen Zustand als eine unsichere und weiterhin offene Übergangsphase dar.

Da in den Wochen nach dem Abkommen mehrfach an uns die Frage gerichtet wurde, ob nun nicht eine Erleichterung und damit eine Verbesserung der Situation der jüdischen und israelischen Communities in Deutschland eintrete, entschieden wir uns zu weiteren Erhebungen. Zwischen Oktober 2025 und Januar 2026 führten wir fünf weitere qualitative Interviews mit Erwachsenen, darunter vier Interviews mit bereits zuvor interviewten Personen in einem Follow-Up-Interview und ein Interview mit einer zuvor noch nicht interviewten Person, um die Veränderungen der politischen Situation zu berücksichtigen. Dabei lag der Fokus auf den Fragen, wie es den Forschungsteilnehmenden mittlerweile geht, was aus heutiger Sicht für sie im Fokus steht und was seit dem letzten Interview in ihrem Leben passiert ist. In diesen Gesprächen beschreiben die Interviewten ihre Erleichterung über die Freilassung der noch lebenden Geiseln und das Kriegsende, zugleich gehen sie auf die Normalisierung der antisemitischen Atmosphäre ein, die weiterhin ihren persönlichen und beruflichen Alltag einschränkt. Auch die Erhebungen mit Kindern und Jugendlichen wurden nach dem Abkommen im März 2026 geführt, sie werden jedoch in einem eigenen Kapitel (siehe Kapitel 5.9 zu Perspektiven jüdischer Kinder und Jugendlicher) analysiert.

5.8.1 Zeitempfinden

Die Interviewten nehmen in der Rückschau auf die vergangenen zwei Jahre seit dem 7. Oktober 2023 Einordnungen ihres Zeiterlebens vor. Der Tag und die weltweiten Reaktionen auf das Massaker werden als etwas wahrgenommen, das sich sowohl sehr nah als auch durch die Dichte der Ereignisse seitdem weit zurückliegend anfühlt:

»I mean it's kind of weird to (..) think about it in experience or something that I have to think about because (..) it's something that we are still experiencing so (..) there is something weird about this October 7th that I feel (..) like I'm feeling and maybe other people that (..) it feels so far

*away and so close to us all the time (.) and it feels like it just happened yesterday and it feels like it happened like (.) 50 years ago«
(Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).*

Die oben zitierte Interviewpartnerin thematisiert Gleichzeitigkeiten und Verschiebungen in ihrem Selbst- und Zeitempfinden. Sie thematisiert die Gegenwärtigkeit des Massakers als ein kollektives jüdisches Erleben, indem sie von »we« spricht: »something that we are still experiencing«. Zugleich erscheinen die Ereignisse zeitlich weit zurückliegend (»50 years ago«), was aus dem Interviewkontext heraus auf die zahlreichen einschneidenden und lebensverändernden Ereignisse seitdem verweist. Im Falle dieser Interviewpartnerin umfasst die Ereignisdichte den Verlust von nichtjüdischen Freund:innen, Netzwerken und umfassende Boykottfahrten als israelische Person in der Kunstszenen sowie eine berufliche Umorientierung.

Deutlich wird in diesem und weiteren Interviews die tiefe Verankerung des Ereignisses im Bewusstsein der jüdischen und israelischen Communities in Deutschland. Die Erfahrung der emotionalen Überwältigung und des kollektiven Traumas sind nicht abgeschlossen, sondern werden fortdauernd reaktualisiert, durch weltweite antisemitische Anschläge, soziale und mediale Erinnerungskontexte und Alltagserfahrungen als Jüdin:Jude in Deutschland. Das veränderte Zeitempfinden seit Oktober 2023 wird in den zwei Jahre später geführten Interviews thematisiert und kann als langfristige kollektivbiografische Auswirkung des in den ersten Interviews vielfach beschriebenen »Einschnitt(s)« verstanden werden. Auf transgenerationaler Ebene reaktiviert diese Erschütterung bei Angehörigen der dritten und vierten jüdischen Generation nach der Shoah die tradierte Erfahrung, als Jüdinnen:Juden nirgendwo dauerhaft sicher zu sein (vgl. Chernivsky 2025a; Grünberg / Arnold 2025).

Deutlich wird, dass der Erfahrungskomplex um den 7. Oktober 2023 zu einem festen Bestandteil des Alltags von Studienteilnehmenden geworden ist. Die Erfahrung wird nicht als Ausnahme eingeordnet, sondern in die jüdisch-kollektive Lebensgeschichte integriert (»October 7th is something that now is a part of our life«). Die Interviewpartnerin beschreibt im weiteren Interviewverlauf, wie ihr Aufwachsen in Israel während der Zweiten Intifada und die Erfahrungen seit dem 7. Oktober verknüpft bleiben und sich regelmäßig (»on a daily basis«) körperlich zeigen, wie in der in Alltagssituationen aufsteigenden Angst vor Terroranschlägen:

»but for me this October 7th it (.) it didn't finish it didn't went away (.) I also talked about it in the last interview (.) I mean last (.) four days ago I was in the bank (.) I was waiting at work (.) and there was standing there a person (.) very very stressed (.) sweating (.) speaking to himself (.)

and I said ›okay he's gonna bomb us I have to leave the bank‹ (.) and I just left (.) and this happens to me on a daily basis so (.) this is totally relevant to October 7th also we talked about it the last time it's not just about October 7th it's about the Intifada generally and how it was to grow up in the 90s (.) but (.) for me October 7th is something that now is a part of our life (.) so (.) it's not something that stays in the past (.) it's something that also can guide the future in the sense of (.) what we want to do and how we want to do it« (Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Die Interviewpartnerin beschreibt auch, dass der 7. Oktober für sie bis zum über zwei Jahre später geführten Interview nicht beendet ist (»it didn't finish«). Sie begleiten weiterhin Ängste vor antisemitischen Anschlägen in Alltagssituationen, wie etwa, als sie in der Bank eine Person bemerkte, die sehr gestresst wirkte und mit sich selbst sprach. Diese Beobachtung löste bei ihr die Gedanken aus: »›okay he's gonna bomb us I have to leave the bank‹«. Solche intrusiven Gedanken seien Teil ihres Alltags (»this happens to me on a daily basis«). Deutlich werden die Folgen von jahrzehntelangen Terroranschlägen in Israel, die auf die israelische Zivilbevölkerung zielen und sie sich als mitgemeint empfanden, auch wenn sie selbst nicht physisch vor Ort waren: Erinnert werden Szenen aus den Jahren der Zweiten Intifada und die zahlreichen Bomben-, Auto- und Messeranschläge in den letzten Jahrzehnten in Israel. Diese Erfahrungen bleiben körperlich verankert und scheinen innerlich nicht abschließbar. Die besonders hohe Belastung durch die Massivität der Gewalt im terroristischen Großangriff am 7. Oktober und die anschließende antisemitische Mobilisierung in Deutschland scheint diese Erfahrungen zu festigen und eine Verschiebung in die Vergangenheit zu verhindern. So resümiert sie, der 7. Oktober sei nun »a part of our life so it's not something that stays in the past«, und sie müsse in der Zukunft einen Umgang damit finden (»it's something that also can guide the future in the sense of (.) what we want to do and how we want to do it«). Zugleich erfährt sie, wie auch andere Interviewte, weiterhin eine Bedrohung und Entsolidarisierung aus dem sozialen Raum in Deutschland, der sie als Jüdin nicht hält. Dadurch kann ein Gegenwartsverlust entstehen, der sich in einem Verschieben und Ineinandergreifen von früheren und gegenwärtigen Erfahrungen und davon mitbestimmten Zukunftsperspektiven zeigt.

Entscheidend ist, dass das Ereignis des 7. Oktober auf mindestens zwei Wirkungsebenen nicht abgeschlossen (»it didn't finish«) ist. Zum einen endet die psychische und kollektivbiografische Wirkung eines traumatischen Ereignisses nicht mit seinem zeitlichen Ende: Das Erlebte bleibt emotional gegenwärtig, wird

nachträglich verarbeitet und durch spätere Ereignisse immer wieder neu gedeutet und wirksam. Zum anderen ist auch die anhaltende Bedrohungslage selbst nicht abgeschlossen und im Alltag präsent. Weltweite antisemitische Gewalt und konkrete antisemitische Alltagserfahrungen aktualisieren die Erfahrung von Gefährdung fortlaufend. Es handelt sich daher nicht allein um die Nachwirkungen einer zeitlich zurückliegenden Gewalt, sondern um eine traumatische Latenz unter Bedingungen anhaltender Bedrohung.

Das veränderte Zeitempfinden nach dem 7. Oktober wird auch auf die Zukunft als Jüdin:Jude in Deutschland bezogen. In den betreffenden Sequenzen geht es um langfristige Veränderungen der eigenen Wahrnehmung infolge von Antisemitismuserfahrungen, von zwischenmenschlichen Verletzungen, um antisemitische Diskurse und Handlungen, die als nachhaltig verändert eingeordnet werden. Ein Interviewpartner, der erstmalig nach dem Abkommen zwischen der Hamas und Israel im Oktober 2025 interviewt wurde, drückt dies in der Formulierung aus, der entstandene »Schaden« sei »irreparabel«:

»das ist jetzt gerade also dass dieser Weg also das Aktuelle (.) etwas mehr atmen (.) da ist aber immer wie gesagt mit auf der Lauer sein dass du immer so schon ein bisschen so irgendwie so (.) guckst [...] ich glaube dass auf jeden Fall (.) kann man nur abschließend sagen so ein Schaden angerichtet wurden ist definitiv der glaube ich (.) irreparabel ist und ich glaube das merkt man einfach dass jetzt diese Unbeholfenheit« (Interviewpartner 81, Anfang 40).

Der Interviewte führt aus, dass er aktuell zwar »etwas mehr atmen« könne, dieses Gefühl der Erleichterung jedoch weiterhin mit einem Zustand der erhöhten Wachsamkeit verbunden sei (»auf der Lauer sein«). Damit beschreibt er ein verändertes Grundgefühl als Jude in Deutschland: selbst in ruhigeren Phasen bleibt eine gewisse Anspannung bestehen. Dies verweist auf einen tiefgreifenden Einschnitt, der das Vertrauen in das nichtjüdische Umfeld nachhaltig verändert hat. Insgesamt zeigt sich der 7. Oktober auch in den zwei Jahre später geführten Interviews nicht als abgeschlossenes Ereignis, sondern als fortwirkender Einschnitt, der das Grundgefühl im Alltag, das Verhältnis zur Gesellschaft sowie das Zeitempfinden vieler Jüdinnen:Juden langfristig verändert hat. So fasst eine Interviewpartnerin zusammen: »today when I think about October 7th I think it's something that (..) totally changed my life and our lives« (Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

5.8.2 Kollektive Erleichterung und bleibende Belastungen

Die gegensätzlichen Wahrnehmungen und gesellschaftlichen Rezeptionen der Zeit seit dem 7. Oktober verweisen auf unterschiedliche Erinnerungshorizonte, in denen bestimmte Ereignisse im inneren Erleben der Interviewpartner:innen eine größere und länger anhaltende Präsenz entfalten als andere. Ein Großteil der Interviewpartner:innen war über zwei Jahre hinweg gedanklich und emotional mit dem Schicksal der 251 Menschen beschäftigt, die am 7. Oktober in den Gazastreifen verschleppt wurden. Unter ihnen befanden sich ein Baby, Klein- und Schulkinder, Jugendliche, hochbetagte Menschen und Menschen mit Beeinträchtigungen. Die Bedingungen ihrer Gefangenschaft, die durch wiederholt veröffentlichte Propagandavideos sichtbar gemachten Qualen sowie das Bekanntwerden der Ermordung einzelner Geiseln bildeten zentrale Themen der Interviews. Die ausgeprägte Identifikation mit den Geiseln und ihren Angehörigen kann als eine an »survivor guilt« erinnernde psychische Dynamik verstanden werden: Die eigene Sicherheit und die Möglichkeit unbeschwerter Momente im Leben geraten angesichts des fortdauernden Leidens der Geiseln in einen inneren Konflikt. Verstärkt wird diese identifikatorische Schuld durch das Erleben, selbst jener jüdischen Gemeinschaft anzugehören, gegen die sich die Gewalt richtete.

In den bis Oktober 2025 geführten Interviews schildern Studienteilnehmende, wie Gedanken an die Geiseln unvermittelt in Alltagssituationen eindringen. Einige beschreiben das Gefühl, sich selbst keine Unbeschwertheit erlauben zu dürfen, solange die Verschleppten weiterhin in der Gewalt der Terrororganisationen leiden. Die Identifikation hält deren Gefangenschaft damit auch im eigenen Alltag psychisch gegenwärtig.

Die noch lebenden 20 Geiseln wurden am 13. Oktober 2025 im Rahmen des Abkommens zwischen Israel und der Hamas nach 738 Tagen freigelassen. Von weiteren 28 Geiseln, die während ihrer Gefangenschaft durch Hamas-Mitglieder und Unterstützer in Gaza ermordet wurden, übergab die Hamas in den Wochen und Monaten nach dem 13. Oktober 2025 die sterblichen Überreste an Israel als Teil der Verpflichtungen der Hamas laut des Abkommens. Die würdige Bestattung der Körper in Israel in einer festen Ruhestätte ist zentral für den jüdischen Umgang mit den Toten. Ein sicherer Ort für die beerdigten Toten, den die Angehörigen aufsuchen können, ist auch vor dem Hintergrund der Geschichte antisemitischer Verfolgung bedeutsam, in der ermordete Jüdinnen:Juden nicht beerdigt werden konnten, da ihre Mörder:innen die Leichname anonym vernichteten.

In diesem Sinne wird die Freilassung der überlebenden Geiseln von den nach dem 13. Oktober 2025 Interviewten einheitlich mit dem Begriff der großen »Erleichterung« (Follow-Up-Interviews 1, 2, 3, 4) beschrieben. Eine Person spricht davon, sich

»noch nie so erleichtert in meinem Leben gefühlt« zu haben. Ähnlich wie andere schildert sie metaphorisch das Abfallen einer »Last«, die sie mit sich getragen hat:

»ich glaube die größte Erleichterung für mich war als (.) die Geiseln freikamen [...] das war auch ein jüdischer Feiertag, Schmini Azeret und das war sehr symbolisch weil an dem Tag ist auch 7. Oktober passiert (.) und ich glaube ich habe mich noch nie so erleichtert in meinem Leben gefühlt und ich glaube ich habe erst an diesem Tag realisiert wie viel Last ich mit mir getragen habe (.) diese (.) 2 Jahre« (Interviewpartnerin 75, Ende 20).

Die Metapher der abfallenden Last verweist auf ein kollektiv getragenes Leid. So dauerte der Terror des 7. Oktober 2023 für viele der Interviewten zeitlich weit über das Massaker hinaus bis zu dem »Zeitpunkt bis alle lebenden Geiseln nach Hause gekommen sind« (Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Ende 20). Daran wird die in den zwei Jahren nach dem 7. Oktober fortwirkende Erfahrung für die jüdischen und israelischen Communities weltweit sichtbar: Mit der Freilassung der noch lebenden Geiseln, der Überführung von Ermordeten und der schmerzhaften und zugleich klärenden Gewissheit, was mit den Verschleppten passiert ist, tritt eine Form kollektiver Erleichterung ein. Auch andere Interviewte berichten, dass sich »alles geändert [hat] seit die Geiseln frei sind« (Follow-Up-Interview 3, Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Mit der Freilassung der Geiseln wird ein »Moment der Erleichterung« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe) beschrieben, der für die Interviewten einen Wendepunkt im kollektiven Erleben seit dem 7. Oktober 2023 darstellt. Dass es sich um eine Kollektiverfahrung handelt, zeigt sich auch in den gemeinschaftlichen Formen des Miterlebens: Die Übergabe der Geiseln durch das Rote Kreuz an die Israelische Verteidigungsstreitkräfte (IDF), die ersten Umarmungen, das Ausfliegen der Befreiten aus Gaza und die Wiedervereinigung mit den Angehörigen in einer Klinik in Israel wird über das israelische Fernsehen verfolgt und auf Mahnwachen gefeiert. Eine Interviewperson schildert, wie sie an dem Tag »an den Handys gegangen und [...] israelisches Fernsehen geguckt [haben] was in so einem Moment ja nichts anderes ist als ein riesiger Livestream« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Bereits in den Interviews, die vor dem Abkommen zwischen Israel und der Hamas geführt wurden, thematisierten Forschungsteilnehmende sowohl die Qualen der von den Terrororganisationen im Gazastreifen gefangenen Geiseln als auch das Leid der im Krieg lebenden Zivilbevölkerung im zunehmend zerstörten Gazastreifen.

Auch nach dem Abkommen thematisieren einzelne Interviewte ihre Anerkennung des Leids auf beiden Seiten, in Israel und im Gazastreifen, und begründen dies mit einer humanistischen Perspektive. So bezieht beispielsweise eine Interviewperson ihr Gefühl der Erleichterung nicht nur auf die Freilassung der noch lebenden israelischen Geiseln, sondern auch darauf, »dass dieses ständige Bombardement in Gaza aufgehört hat«, wie sie im folgenden Zitat schildert:

»ich glaube was ich vorhin nicht gesagt habe (.) als du gefragt hast was das für ein Moment war (.) sozusagen dass die Geiseln nach Hause kommen und ich gesagt habe das war ein Moment von wahnsinniger Erleichterung (.) gehört zu dieser wahnsinnigen Erleichterung auch und ich glaube das will ich wirklich auch gerne nochmal sagen (.) dass auch dieser Krieg aufgehört hat und dass (.) ich meine sozusagen in Gaza ist wirklich einfach immer noch alles wirklich schrecklich (.) aber dass dieses (.) und es ist ja auch es ist ja auch kein ne sozusagen (unv.) in letzter Zeit oft über diesen Satz nachgedacht dass das (.) dass der Krieg vorbei ist aber ja kein Frieden da ist (.) aber (.) sowohl dass die Geiseln nach Hause gekommen sind als auch dass (.) dieses ständige Bombardement in Ga/ in Gaza aufgehört hat ist für mich eine wahnsinnige Erleichterung (.) weil das war so (.) es hat mich wirklich so (..) so unglücklich gemacht (..) also und dass es mich unglücklich gemacht hat ist nicht der Hauptgrund warum ich froh bin dass es vorbei ist aber (.) das (.) genau (.) ist (..) das ist gut dass es vorbei ist (.) das war wichtig, das war überfällig dass das aufhört« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Die Interviewperson beschreibt einen »Moment von wahnsinniger Erleichterung« bei der Freilassung der Geiseln und dem Waffenstillstand im Gazastreifen im Rahmen des Abkommens zwischen Israel und der Hamas. Dies bedeute für sie, »dass auch dieser Krieg aufgehört hat«, auch wenn trotzdem »kein Frieden da ist«. Die humanitäre Lage in Gaza bleibe weiterhin »schrecklich«, allerdings habe »dieses ständige Bombardement in Gaza aufgehört«, was »wichtig« und »überfällig« war. In der Sequenz zeigt sich, wie die Interviewperson um angemessene Worte für ihre Empfindungen ringt. Sie beschreibt, dass das Wissen um den Krieg sie »so unglücklich gemacht« hat. Unmittelbar darauf scheint sie sich diese persönliche Reaktion jedoch nicht vollständig zuzugestehen und verallgemeinert stattdessen, dass es grundsätzlich wichtig sei, »dass es vorbei ist«. Darin wird die Schwierigkeit deutlich, Worte für ein Gefühl der Ohnmacht zu finden, das entsteht, wenn das Leid anderer Menschen medial aus der eigenen physischen Sicherheit heraus verfolgt wird: Sie weiß um das Kriegsgeschehen

und das davon verursachte Leid der Menschen, fühlt mit und setzt sich damit auseinander, bleibt zugleich jedoch räumlich und unmittelbar außerhalb des Geschehens.

Die in der Sequenz beschriebene »wahnsinnige Erleichterung« lässt sich vor dem Hintergrund eines ›collective ambiguous loss‹, eines kollektiv uneindeutigen Verlusts, als Auflösung einer über langen Zeit aufrechterhaltenen psychischen Ambiguität verstehen. Die quantitative Querschnittsstudie mit 740 Erwachsenen aus der israelischen Allgemeinbevölkerung von 2024 zeigte, dass insbesondere die Geiselnahmen weit über die unmittelbar betroffenen Familien hinauswirkten (vgl. Yehene et al. 2024). Die qualitative Folgestudie mit 18 Familienangehörigen verdeutlichte darüber hinaus, wie die kollektive Ungewissheit ›dynamic-static ambiguous loss‹ über lange Zeit in einer unabgeschlossenen Verlusterfahrung fortbestand, die zwischen Hoffnung und Verzweiflung, öffentlichem Kampf um die Rückkehr der Geiseln und staatlicher Verlassenheit oszillierte (vgl. Yehene / Israeli / Levine 2025). Vor diesem Hintergrund lässt sich die Rückkehr der Geiseln und das fragile Kriegsende auch bei den Studienteilnehmenden in Deutschland als Ende einer über langen Zeit bestehenden Ungewissheit und als Nachlassen einer subjektiv wie kollektiv getragenen psychischen Last verstehen: »das war überfällig dass das aufhört« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Zugleich wird die »wahnsinnige (.) Erleichterung« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe) als primär innerjüdisch geteilt erlebt. Eine Interviewpartnerin expliziert ihre Wahrnehmung, dass die Freilassung der noch lebenden Geiseln in vereinzelt Teilen der nichtjüdischen Gesellschaft kritisch betrachtet wurde. So zeige sich auch nach Abschluss des Abkommens zwischen der Hamas und Israel für Jüdinnen:Juden in Deutschland keine unmittelbare Verbesserung ihres Sicherheitsgefühls. Sie verdeutlicht dies am Beispiel einer Feier auf einer Mahnwache für die freigelassenen Geiseln, bei der gemeinsam gefeiert und getanzt wurde. Dabei hatte sie ständig im Hinterkopf, dass etwas passieren und jemand einen Terroranschlag verüben könnte. Es gäbe weiterhin »Leute [die] damit (.) nicht irgendwie (.) einverstanden sind und [...] ganz viele Gründe finden warum (.) jetzt alles falsch läuft und warum (.) das jetzt trotzdem weiterlaufen soll« (Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Ende 20). Die Mahnwache, auf der auch Angehörige der Geiseln gesprochen haben, wurde von der Polizei bewacht, woran sich die Interviewte mittlerweile gewöhnt habe:

»ich glaube man vergisst dass das eigentlich nicht die reale Welt ist und dass man auch in dieser Bubble lebt aber man fühlt sich auch irgendwie sicher (.) und das ist also (.) die Frage ist ob das ein so Escapism ist von der Realität (.) wo man sich (.) schließt (.) und denkt (.) und man diese

Sicherheit quasi (.) nichtrealistische Sicherheit quasi (.) konstruiert und damit einfach lebt« (Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Ende 20).

Dass das Sicherheitsgefühl durch Polizeischutz bei einer friedlichen Mahnwache über die freigelassenen Geiseln »eigentlich nicht die reale Welt ist«, verdeutlicht der Interviewte, dass sie seit dem terroristischen Anschlag der Hamas auf Israel am 7. Oktober »in dieser Bubble lebt«. Ihr anhaltendes Gefühl der mangelnden Sicherheit für Jüdinnen:Juden in Deutschland seit dem 7. Oktober hat sich durch das Abkommen zwischen Israel und der Hamas nicht verbessert. Deutlich wird ihr Wissen darum, dass der Hass auf Israel und die antisemitische Atmosphäre unabhängig von den realen Ereignissen und Entscheidungen in Israel fortbestehen und die einschlägigen Szenen neue Gründe finden, vernichtungsantisemitische Ziele zu proklamieren und Terroranschläge gegen Jüdinnen:Juden auszuüben (»ganz viele Gründe finden warum [...] das jetzt trotzdem weiterlaufen soll«).

So bleibt eine fragile neue Normalität bestehen, in der die Interviewpartnerin das vorübergehende Sicherheitsgefühl bei Antisemitismuskritischen und/oder israel-solidarischen Veranstaltungen mit der Wahrnehmung fortbestehender gesellschaftlicher Bedrohungen vereinbaren muss. Vor diesem Hintergrund reflektiert sie, »ob das so ein Escapism ist von der Realität«, womit sie auf die Diskrepanz zwischen einem sicheren, symbolisch geschützten Raum und der Wahrnehmung der anhaltenden gesellschaftlichen antisemitischen Probleme in Deutschland verweist.

Neben der Erleichterung über die Freilassung der Geiseln im Rahmen des Abkommens zwischen Israel und der Hamas thematisierten die Interviewpartner:innen auch Trauer über die Geiseln, die nicht überlebt haben. Eine Interviewperson beschreibt ihren Schmerz und denkt sich in die Lage der Familien hinein, deren Angehörige durch die Geiselnehmer ermordet wurden:

»ich würde sagen auch das sind wieder viele Dinge gleichzeitig ne es war (.) so ein (.) Riesmoment der Erleichterung (..) es war gleichzeitig so unglaublich traurig zu sehen (.) also und ich meine alles, was man gehaut hat und vieles was man sozusagen (.) eigentlich schon gewusst hat aber dann in Realität zu sehen wie viele Menschen nicht mehr lebend nach Hause gekommen sind und (.) es ist ja auch immer noch (.) ein Mensch nicht nach Hause gekommen und (.) die Familie wartet noch und konnte ihn noch nicht (.) bestatten und (.) und so (..) also es es war irgendwie gleichzeitig super schmerzhaft« (Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).

Die Freilassung der noch lebenden Geiseln verdeutlicht der zitierten Interviewperson auch, »wie viele Menschen nicht mehr lebend nach Hause gekommen sind«, was wiederum das Ausmaß des terroristischen Anschlags am 7. Oktober 2023 verdeutlicht. Sie beschreibt, dass »man geahnt hat und vieles [...] eigentlich schon gewusst hat«, aber es »super schmerzhaft« war, dieses Ausmaß in »Realität zu sehen«. Neben Erleichterung und Trauer verspürt die Interviewperson gleichzeitig auch Wut über die späte Freilassung der Geiseln. Sie nimmt dabei Bezug auf die immer wieder, sowohl durch die Hamas als auch durch Interventionen rechtsextremer israelischer Politiker, gescheiterten Verhandlungen zwischen der Hamas und Israel:

*»dass das erst jetzt kommt ja wo man wirklich irgendwie (..) wo so viele Leute aktiv verhindert haben dass das Monate vorher passiert«
(Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).*

Die beschriebene, hohe Identifikation vieler Studienteilnehmenden mit den Geiseln bricht auch nach der Freilassung der noch lebenden Geiseln nach zwei Jahren nicht ab. Deren Zukunft beschäftigt beispielsweise die oben zitierte Interviewperson wie folgt:

*»ich habe mich total viel gefragt was das eigentlich für (..) also (..) erstens ne sozusagen dann in den israelischen Medien (..) auch zu lesen darüber was die Überlebenden teilweise berichten (..) erstens was ihnen dort (..) angetan wurde (..) zweitens auch wie sie aber auch teilweise (..) von (..) vom israelischen Staat quasi hängen gelassen werden, nicht den Support bekommen den sie brauchen (..) und (..) ich habe mich wirklich viel gefragt, was das für diese Menschen eigentlich den Rest ihres Lebens bedeutet auch (..) auch weil egal wohin sie gehen in diesem Land jeder sie erkennt ne (..) also sozusagen das sind ja (..) zwei Jahre lang haben Menschen Fotos hochgehalten die ganze Zeit (..) und und man wird also diese Leute können ja nie wieder unerkannt irgendwo hingehen in Israel«
(Follow-Up-Interview 4, Interviewpartner:in, ohne Altersangabe).*

Die Interviewperson thematisiert, dass die Geiseln in den israelischen Medien teilen, was ihnen in Geiselhaft passiert ist und dass sie teilweise vom israelischen Staat nicht ausreichend unterstützt würden. Darüber hinaus könnten die freigelassenen Geiseln »nie wieder unerkannt irgendwo hingehen in Israel«, da ihre Fotos im Rahmen der von Angehörigen initiierten Kampagne »Bring Them Home Now« und durch die Medienberichterstattung zwei Jahre weltweit verbreitet wurden. Damit verweist

sie auf die langfristigen Folgen der Geiselnahme, die über die in Gaza erfahrenen schweren physischen und psychischen Misshandlungen, die Folter, den Hunger und die sexualisierte Gewalt hinausgehen.

Die Interviewperson verweist mit der Aussage »diese Leute können ja nie wieder unerkannt irgendwo hingehen in Israel« auf ein Spannungsverhältnis: Die freigelassenen Geiseln bewegen sich zwischen individueller Traumabewältigung und gesellschaftlicher Erwartungshaltung. In den Ausführungen der Interviewperson zeigt sich auch nach der Freilassung eine hohe Einfühlung und Identifikation mit den Überlebenden.

Eine weitere Dimension der Interviews nach dem Ankommen betrifft die Rolle der USA, die beim Abkommen zwischen Israel und der Hamas eine zentrale Vermittlerrolle hatten. Beispielhaft für andere thematisiert eine Interviewpartnerin ihre fortgesetzte Schwierigkeit, sich als Jüdin in politischen Debatten wiederzufinden und »einzuordnen«. Exemplarisch verdeutlicht sie das am Beispiel des Geiselabkommens, wenn auf den US-Präsidenten Trump »geschimpft« wird. Sie wirft die Frage auf, »darf ich (..) ihm dankbar sein irgendwie« und resümiert ein »komisches Gefühl« in politischen Diskussionen, in denen sie ihre eigenen Überzeugungen hinterfrage. Sie beschreibt ihre politische Einordnung bezüglich des Abkommens:

»ich finde es auch politisch sehr schwer mich irgendwie (..) einzuordnen (..) ich merke es gibt (..) bestimmte Poliker/ bestimmte Politiker (..) die sonst vom Inhalt ihrer Partei nicht dem entsprechen was ich (..) wofür ich stehe oder was ich bisher gewählt habe (..) und ich total erschrocken darüber bin auch (..) also (..) ein Beispiel auch wenn ich jetzt nicht in Amerika wähle aber (..) dass Trump das geschafft hat mit den Geiseln (..) und ich das Gefühl habe (..) nicht also (..) kann ich das jetzt/ also da/ also ja ich finde das gut aber (..) darf ich (..) ihm dankbar sein irgendwie (..) und das ist so eine (..) das ist so ein ganz komisches Gefühl einfach« (Follow-Up-Interview 3, Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Sie nimmt eine Ambivalenz bei sich wahr, da ihre Dankbarkeit Politiker:innen gilt, »die sonst vom Inhalt ihrer Partei nicht dem entsprechen was ich (..) wofür ich stehe«. Sie verdeutlicht dies am Beispiel eines Gesprächs über den US-Präsidenten mit einer Person, die »über ihn geschimpft« hat. Für die Interviewpartnerin bleibt die Erleichterung, dass er »die Geiseln freibekommen hat«. Deutlich wird, wie die Identifikation mit den Geiseln aber auch andere Themen, die Israel betreffen, widersprüchlich oder quer zu anderen politischen Positionen und Themen liegen und

sich nicht eindeutigen politische Zugehörigkeiten zuordnen lassen. Dieser Befund korrespondiert mit dem von verschiedenen Interviewten in früheren Interviews thematisierten Verlust der »politischen Heimat« nach dem 7. Oktober.

5.8.3 Zusammenfassung

Das Kapitel rekonstruiert auf der Grundlage eines zusätzlichen Interviews und vier Follow-Up-Interviews das veränderte Zeitempfinden, die psychische und kollektive Bedeutung des Abkommens zwischen Israel und der Hamas im Oktober 2025 sowie der Freilassung der letzten lebenden Geiseln und der Toten. Über zwei Jahre lang blieben das Schicksal der entführten Personen und die Ungewissheit über ihr Überleben im Alltag der Interviewten gegenwärtig. Die Identifikation mit den Geiseln und ihren Angehörigen führte teilweise zu einer an »survivor guilt« erinnernden Dynamik: Eigene Unbeschwertheit geriet angesichts des fortdauernden Leidens in Israel und Gaza in einen inneren Konflikt. Die Freilassung der noch lebenden Geiseln markiert im Erleben des 7. Oktober einen weiteren subjektiven Wendepunkt und wird in den Interviews als (körperlich) spürbare Erleichterung und als Abfallen einer großen Last beschrieben. Das Abkommen und die Freilassung der Geiseln beendeten eine lange Phase der Ungewissheit, die durch eine Identifikation mit den Geiseln und ihren Angehörigen, das Bekanntwerden der Propagandavideos, den Krieg mit der Islamischen Republik Iran, antisemitische Anschläge und andere Ereignisse verstärkt und verlängert wurde. Diese Erfahrung lässt sich anhand der Befunde einer israelischen Studie als »collective ambiguous loss« interpretieren, als kollektiv getragener, nicht abschließbarer, langandauernder Verlust.

Diese Erleichterung wird in den Interviews als ambivalent geschildert: Das Gefühl der Erleichterung verbindet sich mit der Trauer und Wut über das zu späte Zustandekommen des Abkommens und der Sorge um die langfristigen Folgen des 7. Oktober und des Kriegs in Gaza. Einzelne Interviewpartner:innen beziehen ihr Gefühl der Erleichterung auch auf das Ende der Bombardierungen und das Leid der Zivilbevölkerung im Gazastreifen. Zugleich führt die gefühlte Erleichterung nicht zu einer Normalisierung oder Wiederherstellung des Sicherheitsgefühls der interviewten Jüdinnen:Juden in Deutschland. Die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Bedrohung und antisemitischen Enthemmung bleibt bestehen. Auch die politische Selbstverortung erweist sich als erschwert. Die Auflösung der Ungewissheit beendet somit eine Phase des kollektiven Wartens, nicht aber die psychischen, gesellschaftlichen und politischen Folgen des 7. Oktober und der antisemitischen Grundstimmung, welche die Interviewpartner:innen umgibt.

5.9 Perspektiven jüdischer Kinder und Jugendlicher

5.9.1 Jüdische Kindheitsforschung

Die Kindheitsforschung, international entwickelt unter dem Begriff der »Childhood Studies«, fragt nach den Deutungen von Kindheit aus den Perspektiven von Kindern. Kinder werden dabei als soziale Gruppe mit spezifischen Lebenslagen gesehen, die an den Status »Kind« geknüpft sind (vgl. Andresen / Diehm 2006). Dieser Forschungszugang versucht dem Umstand gerecht zu werden, dass Kinder und Jugendliche eigene Wahrnehmungen und Verständnisse ihrer Lebenswelten haben, die für sich stehen und von den Perspektiven und Deutungen von Erwachsenen auf Kinder und Kindheiten zu differenzieren sind. In der internationalen Kindheitsforschung bilden die Gegenwartserfahrungen und Perspektiven jüdischer Kinder bislang eine Forschungslücke.

Nach dem 7. Oktober 2023 erschienen erste Studien von israelischen Kindheitsforscher:innen, überwiegend aus der Perspektive Sozialer Arbeit: Sie untersuchten die Lage, Bedarfe und therapeutische Unterstützung jener Kinder, die teilweise mit, teilweise ohne ihre Eltern als Geiseln entführt wurden und die Geiselnahme überlebt haben (vgl. Katz et al. 2026). Dabei wird unter anderem an die Forschung zu Kindergeiseln und Kinderüberlebenden aus anderen aktuellen bewaffneten Konflikten angeknüpft, wie in den Kriegen gegen die Ukraine, in Syrien und Uganda oder im Genozid gegen die Jeziden. Die öffentlichen Interviews mit befreiten Kindern wurden im Sinne der Kindheitsforschung mit dem Ziel analysiert, ihre Erfahrungen durch ihre eigene Stimme, ihre eigenen Worte zu analysieren: »researching these children's experiences through their own words« (Katz et al. 2024: 1).

Im Sinne der »Childhood Studies« geht es mit der Frage nach den Kinderperspektiven auf die Phase seit dem 7. Oktober auch in dieser Studie um die Selbstthematisierungen von jüdischen Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Dabei ist zu beachten, dass sich die Perspektiven jüdischer Kinder und Jugendlicher grundlegend von denen Erwachsener unterscheiden können, dass Kinder und Jugendliche eigene Umgangsstrategien entwickeln und dass sie die Deutungen der sie umgebenden Erwachsenen nicht einfach übernehmen, sondern eigene Einordnungen der sie umgebenden Wirklichkeit vornehmen.

In der deutschsprachigen Antisemitismusforschung gibt es hingegen vor und auch nach dem 7. Oktober nur wenige Studien mit Jugendlichen und keine Studien mit jüdischen Kindern. In den letzten Jahren erschienen in Europa erste empirische Studien, die neben Erwachsenenperspektiven auch die Perspektiven jüdischer Jugendlicher mit Antisemitismus an Schulen erhoben (vgl. Katzin 2026; Bernstein

2020; Chernivsky / Lorenz-Sinai / Schweitzer 2022). Die Studie von Bernstein und Kolleg:innen (2020) sowie unsere 2017 angelegte Familienstudie als erste Teilstudie der Bundesländerstudienreihe »Antisemitismus im Kontext Schule« gehörten zu den ersten Untersuchungen, die jüdische Jugendliche in den Blick nahmen. Nichtsdestotrotz stellen die Perspektiven von Kindern und Jugendlichen in der Antisemitismusforschung weiterhin ein Desiderat dar. Für die Zeit nach dem 7. Oktober liegt nach unserem Kenntnisstand bislang keine Studie vor, die nach den Perspektiven junger jüdischer Kinder und Jugendlicher in der Diaspora fragt. Ein zentraler Befund unserer Bundesländerstudienreihe ist, dass die interviewten Jugendlichen in einer eigenen Erzählweise und mit anderen thematischen Schwerpunktsetzungen ihre Erfahrungen als jüdische Schüler:innen an Schulen besprachen als die befragten Erwachsenen. Aus der Perspektive von Jugendlichen zeigte sich Judenhass als eingebettet in schulische Interaktionen und Beziehungsgeflechte mit Mitschüler:innen und in der prägnanten Wahrnehmung der weitreichenden Unsicherheit und Indifferenz von Lehrkräften, die auf antisemitischen Situationen aus der Sicht der Jugendlichen tendenziell passiv oder relativierend reagieren. Weitere zentrale Aspekte betreffen Differenzenerfahrungen als jüdische:r Jugendliche:r in verschiedenen Unterrichtsfächern und bei Gedenkstättenfahrten, das Erlernen eines schützenden Umgangs mit der eigenen jüdischen Identität und Sichtbarkeit sowie Erfahrungen mit Exotisierung, Exponierung und Übergriffen durch Lehrkräfte und Mitschüler:innen (vgl. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2024c).

In den Erwachseneninterviews dieser Studie zu den Auswirkungen des 7. Oktobers wurde deutlich, dass Kinder vielfach aus Erwachsenenperspektiven thematisiert werden (vgl. ausführlich in den Kapiteln 5.6.1 und 5.6.2): Jüdische Eltern sprechen in Interviews ausführlich über ihre Sorgen angesichts der Situation ihrer Kinder sowie über die Auswirkungen der antisemitischen Atmosphäre auf deren Aufwachsen. Eine schwangere Interviewpartnerin weint im Interview, als sie darüber spricht, dass sie die Frage umtreibt, wie sie ein jüdisches Kind in dieser Gesellschaft großziehen soll. Weitere, noch kinderlose Interviewpartner:innen sprechen hypothetisch über ihre Sorgen hinsichtlich ihrer vorgestellten künftigen Kinder und ihrer eigenen Elternschaft. Deutlich wird dabei, wie die künftigen Generationen in der jüdischen Auseinandersetzung mit Gegenwartsantisemitismus überaus präsent sind. Zugleich sind es nicht die Kinder selbst, die hier sprechen, sondern es sind aus der Erwachsenenperspektive die Deutungen und Projektionen der Erwachsenen, die anhand von Kindern thematisiert werden.

Über das Interview mit einer 16-jährigen Jugendlichen hinaus wollten wir auch die expliziten Selbstthematisierungen jüngerer jüdischer Kinder und Jugendlicher zu jüdischen Kindheiten nach dem 7. Oktober in Deutschland erfassen. Im Winter und

Frühjahr 2026 führten wir deshalb zwei Einzelinterviews mit 7- und 9-jährigen Kindern sowie eine Gruppendiskussion mit vier 13-jährigen Jugendlichen. Alle in die Studie einbezogenen Kinder und Jugendlichen besuchten zum Zeitpunkt der Erhebung nichtjüdische Schulen. Alle sechs Kinder und Jugendlichen wuchsen mehrsprachig auf; zu ihren Familien- und Alltagssprachen gehören Deutsch, Hebräisch, Englisch und Russisch. Alle haben mindestens ein israelisches Elternteil, zwei zudem einen jüdisch-ukrainischen und jüdisch-postsowjetischen Familienhintergrund. Zwei der 13-Jährigen und die 7-jährige Interviewpartnerin hielten sich am 7. Oktober 2023 aufgrund der Sukkotfeiertage zu Familienbesuchen in Israel auf. Damals waren sie zehn beziehungsweise fünf Jahre alt.

Die Jugendlichen sprachen in der Gruppendiskussion überwiegend Englisch, da dies die Sprache ist, in der sie in ihrer englischsprachigen Schule miteinander kommunizieren. Drei der vier Teilnehmenden hatten bereits eine englischsprachige Kita besucht und gingen gemeinsam auf eine englischsprachige Schule. Zugleich wechselten sie wiederholt ins Hebräische und Deutsche, um ihre Aussagen zu ergänzen oder zu präzisieren. Diese Sprachwechsel erfüllten nicht nur eine kommunikative Funktion, sondern erwiesen sich auch als affektiv bedeutsam: Die verschiedenen Sprachen eröffneten jeweils unterschiedliche Möglichkeiten, Erfahrungen auszudrücken und emotionale Nähe oder Distanz herzustellen.

In den Einzelinterviews mit den beiden jüngeren Kindern wurde danach gefragt, was sie mit Jüdischsein verbinden und wie sie die Thematisierung jüdischer Themen und Israels in der Schule erleben. Die 7-Jährige berichtet ausführlich über ihr Erleben dieser Tage sowie über Erfahrungen danach in ihrer Kita und später in ihrer Grundschule in Deutschland. Der 9-jährige Interviewpartner wurde durch die Fragen dazu angeregt, über allgemeinere, von ihm als ungerecht wahrgenommene Situationen im schulischen Kontext zu sprechen. Die vier Jugendlichen wurden nach ihrem Erleben der Zeit seit dem 7. Oktober gefragt und führten anschließend eine weitgehend selbstläufige Diskussion, in der sie sich vor allem über ihre Empfindungen, Beobachtungen und Strategien im Umgang mit ihrer jüdischen Identität in Deutschland austauschten.

Im Folgenden fassen wir übergreifende Schlüsselkategorien aus dem Material mit den Kindern und Jugendlichen zusammen.

5.9.2 Kindliches Erleben des 7. Oktober in Israel: »als der Krieg angefangen hat«

Zwei der Jugendlichen und eines der interviewten Kinder waren am 7. Oktober 2023 bei ihren Verwandten in Israel, die Jugendlichen waren damals 10 Jahre alt, das

Kind fünf. Die im Winter 2026 interviewte, mittlerweile 7-Jährige schildert im Interview von sich aus detailliert, wie sie den Tag und die darauffolgende Zeit erlebte. Deutlich wird, dass der 7. Oktober für sie einen Kriegsbeginn markiert. Sie schildert die Erfahrung, im Haus ihrer Großmutter im Großraum Tel Avivs und wenige Tage später kurz vor dem Abflug nach Deutschland am Flughafen bombardiert zu werden:

»ich war ja in Israel (.) als der Krieg angefangen hat (.) als der Krieg angefangen (.) und (.) wir waren an einem Bahnhof (.) und da ist die Bombe neben (.) dem (..) neben dem (.) Haus hingepallert (.) neben dem Flughafen (.) und da mussten wir alle ganz schnell in den (.) in den Keller Koffer liegen lassen (.) alles liegen lassen (.) alle ganz schnell in den Keller (.) das war richtig blöd und ganz (.) das fand ich nicht so schön als der Krieg angefangen hat und (.) ich war halt auch da und das (.) und wir mussten auch malig mal (.) ein Kilometer weit entfernt ist eine Bombe eingeschlagen da mussten wir (.) bei Omas (.) nämlich heißt die (.) da mussten wir (..) den meine Oma hat (.) da mussten (.) da haben wir bei ihr übernachtet wir mussten dann (.) in den Erdgeschoss weil Erdgeschoss das immer sehr gut ist weil man da ein bisschen sicherer ist so (.) im Haus (.) und (.) ((räuspern)) (.) und das war (.) ein bisschen schade für mich dass der Krieg angefangen hat weil (.) Israel kann ja gar nichts mal dafür« (Interviewpartnerin 82, Kind).

Details wie das Erleben der Raketenangriffe, das Schutzsuchen im Erdgeschoss des Mehrfamilienhauses und im Bunker des Flughafens sowie das Wissen um die Nähe zu einer eingeschlagenen Bombe werden vom interviewten Kind szenenhaft geschildert. Zugleich erklärt sie der Interviewerin Details, wie den Fakt, dass es im Erdgeschoss bei Raketenbeschuss »ein bisschen sicherer ist«. Dieser Modus des Erklärens kann gedeutet werden als Folge der Erfahrungen, die das Kind mit dem Sprechen über Israel und den 7. Oktober gesammelt hat: sie muss für das Gegenüber einordnen, erklären, kann kein Wissen voraussetzen.

Im Vergleich zu den Interviews mit Erwachsenen und Jugendlichen wird deutlich, dass die 7-jährige Interviewpartnerin den 7. Oktober primär mit den Raketenangriffen auf Wohngebiete, die sie in der Wohnung ihrer Großmutter erlebte, sowie auf zivile Infrastruktur, die sie am Flughafen miterlebte, verbindet. Während in den Interviews mit Erwachsenen und Jugendlichen häufig die schrittweise ankommenden Bilder des Massakers im Süden Israels im Vordergrund stehen, bleibt für das Kind vor allem die Erinnerung daran präsent, wie sie und ihre Familienangehörigen

vor den Raketen der Hamas Schutz suchen mussten. Ob und in welcher Form sie von den Massakern im Süden Israels erfuhr, bleibt im Interview offen.

Im Weiteren geht die 7-jährige Interviewpartnerin von der eher szenenhaften Erinnerung zu einer breiteren Einordnung der Gründe und Verantwortung für den »Krieg« über. Sie spricht über verschiedene Aspekte aus den zwei zurückliegenden Jahren und reiht diese assoziativ aneinander. Deutlich wird, wie sie im Interviewverlauf um die Frage ringt, wer verantwortlich und schuldig sei am Krieg in und um Israel. Unter anderem geht sie ein auf den israelischen Premierminister:

»der in Israel halt der Bestimmer ist Politiker (.) also der (.) der Politik (..) und (.) der ist ja (.) der Böse eigentlich (.) der in der Politik ist (.) also (..) und (.) da können ja (.) meine Oma oder mein Opa oder die Freunde von denen nichts für« (Interviewpartnerin 82, Kind).

Das Kind spricht in einer daran anschließenden Sequenz über verschiedene Themen, die die Situation in Israel und den Krieg im Gazastreifen betreffen. Sie geht auf politische Seiten ein (»ganz viele sind ja auf der (.) rechten Seite (.) das ist finde ich nicht so cool«) und ordnet die politischen Ansichten eines Elternteils einer »linken Seite« zu. Sie thematisiert die Toten in Israel und im Gazastreifen: »ich finde auch bisschen schade dass ganz viele gestorben sind und so«. Auch spricht sie über den amerikanischen Präsidenten und Schuldzuweisungen im Zusammenhang mit Brüchen der Waffenstillstände:

»da gibt's (.) auch Donald Trump der hat ja behauptet [...] dass (.) Israel den Waffenruhetag gestört hat (.) obwohl das eigentlich Pal/ (.) die Palästinenser waren (.) und das finde ich ein bisschen blöd« (Interviewpartnerin 82, Kind).

Deutlich wird, wie sich vermutlich innerfamiliär, in Gesprächen mit anderen Kindern und medial aufgenommene Themen in der Rezeption der Interviewpartnerin zu einer Gesamtkulisse verdichten, in der sie vom Kind assoziativ miteinander verknüpft werden. Wiederholt resümiert die 7-jährige Interviewpartnerin, die Ereignisse fände sie »ein bisschen blöd«, »ein bisschen schade« oder »nicht so cool«. Diese kurzen negativen Kommentierungen aus der eigenen Sicht lassen erkennen, dass der Krieg sowie die weltpolitischen Entscheidungen und Debatten von ihr als unangenehm wahrgenommen und zu einem Gesamtbild verbunden werden. Die wiederholte Einschränkung durch »ein bisschen« kann dabei neben anderen Lesarten gedeutet werden als vorsichtige sprachliche Distanzierung. Damit kann sie möglicherweise ihr Verhältnis

oder auch ihre begrenzte Einflussmöglichkeiten zu diesen Ereignissen vermitteln, die außerhalb ihrer Handlungsmacht liegen. Immer wieder nimmt sie im Interview insbesondere ihre Verwandten in Israel, aber auch allgemein die Menschen in Israel und die Palästinenser:innen, in Schutz: Diese könnten nichts dafür. Diese Inschutznahme und sprachliche Hinwendung zu den Menschen der Region können als Kontrast zu, vielleicht auch als Reaktion auf die Abstraktheit, Entmenschlichung und Objektifizierung gedeutet werden, in der die Debatten um den Nahostkonflikt oftmals geführt werden. Die Studienteilnehmerin spricht im 40-minütigen Interview wiederkehrend über ihre Sorgen über ihre große Familie, die an verschiedenen Orten in Israel lebt. Als in Deutschland lebendes Kind, das täglich Hebräisch spricht, neben dem deutschen auch einen israelischen Pass besitzt und in ihrer frühen Kindheit regelmäßig Zeit bei ihrer Familie in Israel verbracht hat, verfügt die junge Interviewpartnerin über eine dichte, emotionale Beziehung zum Land, zur hebräischen Sprache und zu den Menschen in Israel. Zugleich erlebt sie im Alltag in Deutschland, zunächst in ihrer öffentlichen Kita und dann in der öffentlichen Grundschule, die hiesige, dominierende Sichtweise, in der Israel und damit Zusammenhängendes ihr von verschiedenen Seiten als diffus schuldig, problematisch und anders als andere Länder vermittelt wird. Diese Sichtweisen aus Gesprächen mit Mitschüler:innen integriert sie in ihre Interviewerzählung. Sie verortet sich selbst dabei nicht in einer klaren Schuldzuordnung, sondern unternimmt den Versuch der Ausbalancierung entlang der Figur, keiner sei schuld oder könne etwas für den Krieg, außer der Hamas und den israelischen und palästinensischen Regierungen und Politiker:innen. Sie beschreibt wiederkehrende Diskussionen mit Mitschüler:innen und versucht, Verantwortung von den Menschen in der betroffenen Region zu nehmen. Dabei nimmt sie auch Bezug auf eine:n Mitschüler:in mit palästinensischen Eltern: »die können ja auch nichts dafür«:

»also ich fande das sehr blöd auch und ich habe mich immer Sorgen um meine Familie gemacht (.) wenn sie sterben oder sind (.) davon hatte ich immer ganz viele Sorgen (.) und (.) das fande ich nicht so schön (.) aber (.) ich fand (.) sehr schön dass (.) also ich fand auch nicht schön dass Israel dann einfach noch (.) die Palästinenser geschadet haben (.) weil (.) dann können ja die Palästinenser nichts dafür (.) dass Israel plötzlich den Krieg anfängt weil das eigentlich die Regierung von der Palästinenser waren (.) und dann kann Israel und die Palästinenser nichts dafür (..) weil (.) also meine (.) also jemand ist in meiner Klasse (.) die Eltern sind aus Palästinenser (.) und die können ja auch nichts dafür (.) und das finde ich ein bisschen schade (.) genau und ich (.) habe mir auch ganz viele Sorgen gemacht als ich hier in [Stadt] war (.) über (.) meine (.) Oma

mein Opa meine Cousins und meine Cousinen (.) wie das dann so (.) läuft bei denen« (Interviewpartnerin 82, Kind).

Die Figur »und dann kann Israel und die Palästinenser nichts dafür« kann gedeutet werden als Versuch, die moralische und mit binären Schuldzuweisungen arbeitende Debatte auszubalancieren und zu einer ausgleichenden Position zu finden. Die Ausführungen der 7-jährigen Interviewpartnerin verweisen auf eine frühe Konfrontation mit einer Debatte in den öffentlichen Räumen der Bildung und Erziehung. Weiterhin kann ihre Interviewerzählung auf ihren Versuch hindeuten, als einziges jüdisch-israelisches Kind der Kitagruppe und später der Schulklasse eine Rolle zu finden, die ihre eigene Identität schützt und die Bedürfnisse und Sichtweisen der anderen sinnvoll integriert, sodass die Beziehungen möglichst unbeschadet fortbestehen können bleiben.

Ein 13-jähriger Studienteilnehmer, der als damals 10-Jähriger am 7. Oktober 2023 zum Familienbesuch in Israel war, schildert in der Gruppendiskussion mit anderen Jugendlichen, wie er umgehend Angst bekam vor den künftigen Reaktionen der nichtjüdischen Welt: Er spricht von der Angst, nach der Rückkehr aus Israel in Deutschland seine Herkunft verstecken zu müssen und als Israeli und Jude verurteilt zu werden. Diese erinnerte Antizipation kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass der zum damaligen Zeitpunkt 10-Jährige bereits aus eigenen früheren Erfahrungen kennt, dass der Antisemitismus gegen Jüdinnen:Juden als routinierte Reaktion auf Angriffe gegen und Kriege mit Israel ansteigt:

»so in 7th of October I was in Israel but like (.) I knew I was moving so (.) I was really scared that I would have to (.) hide (.) where I was from (.) and (.) like (.) yeah (.) when I move (.) and I was scared to like see people's reaction (.) to like hear where I'm from (.) and (.) that people would judge me just because I'm Jewish or just because I'm from Israel (.) and (.) yeah« (Gruppendiskussion Jugendliche, B4).

Der Interviewpartner erinnert, wie er bereits in Israel Angst empfand vor den negativen Reaktionen, die er von Menschen nach seiner Rückkehr nach Deutschland erwartete: »I was scared to like see people's reaction«. Er benennt zudem die Angst davor, sich verstecken zu müssen: »I was really scared that I would have to (.) hide«. Mit sich verstecken müssen ist, so geht es aus dem Gesprächszusammenhang hervor, vermutlich das Verbergen seiner jüdisch-israelischen Herkunft gemeint. Darin deutet sich die Vorstellung an, in eine soziale Umgebung einzutreten, in der das Kind kein selbstverständliches Verständnis für seine Situation erwartet und mögliche negative Reaktionen an seine jüdische beziehungsweise israelische Herkunft

gebunden voraussieht: »just because I'm Jewish or just because I'm from Israel«. Die jüdische und israelische Zugehörigkeit wird in der Äußerung eng miteinander verschränkt: Für ein jüdisches Kind mit familiärem Bezug zu Israel lassen sich beide Herkunftsebenen kaum voneinander trennen. Zugleich verweist die Sequenz darauf, dass diese Verschränkung von außen hergestellt wird, indem die jüdische und israelische Herkunft gleichermaßen zum Gegenstand antisemitischer Zuschreibungen werden. Dass der Jugendliche seine Erwartung negativer Reaktionen im Zusammenhang mit dem 7. Oktober formuliert, ist bedeutsam: die Wiederholung »just because« markiert die antizipierte Ablehnung und das erwartete Ausbleiben einer solidari-schen Unterstützung im sozialen Umfeld als grundlos, ungerecht und unbegründet.

Deutlich wird, dass die interviewten Kinder und Jugendlichen bereits in sehr jungen Jahren über ein Erfahrungswissen um die Konstruiertheit und Funktionsweise antisemitischer Zuschreibungen verfügen. Sie erleben deren Folgen als belastend, erkennen zugleich jedoch den projektiven und irrationalen Charakter antisemitischer Affekte. Den von außen an sie herangetragenen Fremdzuschreibungen setzen sie selbstbewusst ihre eigenen jüdischen Selbstverständnisse und Deutungen ihrer Erfahrungen entgegen.

5.9.3 Assoziationen zu jüdischer Zugehörigkeit, Community und Judenhass: »ich finde ganz toll ein Jude zu sein«

Sowohl in den Interviews mit Kindern als auch in der Gruppendiskussion mit Jugendlichen thematisieren die Studienteilnehmer:innen von sich aus ihr Wissen um den Hass auf Juden und betonen zugleich positive Bezüge zu ihrer jüdischen Identität. Dies kann als frühes Ausbalancieren und eine Form der Verarbeitung des wahrgenommenen Hasses auf die eigene Gruppe eingeordnet werden. Das Zugehörigkeitsgefühl wird durch den äußeren Hass offenbar eher gestärkt, indem die realen positiven und angenehmen Erfahrungen explizit wahrgenommen werden als Kontrast zum irrationalen, grundlosen Hass auf das Jüdische.

Die 7-jährige Interviewpartnerin steigt gar mit dieser Gleichzeitigkeit von Hass und positivem Erleben in das Interview ein, wie in der im Folgenden zitierten Eingangssequenz deutlich wird. Nach der Vorstellung fragt die Interviewerin das Kind, was es mit Judentum verbindet und was Jüdischsein bedeutet:

I: »dann dachte ich interessiert mich total (.) dich zu fragen was (.) du (..) eigentlich mit (..) Judentum verbindest du bist (.) was das überhaupt ist (.) jüdisch zu sein«

B: »also ich finde irgendwie das ist toll (.) weil (.) ich mags auch sage ich mal (.) aber Juden werden ja auch manchmal gehasst (.) was ist nicht so toll finde ich (.) aber ich finde (.) cool (.) (unv.) ist als Jude/ [...] wie man so ist als Jude weil es gibt ganz viele Feiertage (.) und schöne Feiertage ((räuspern)) (.) es gibt ein paar strenge Regeln aber die sind (.) natürlich okay (.) ich finde ganz toll ein Jude zu sein (..) und ich mags auch sehr dass im Judentum ganz viele liebe Leute sind (.) das finde ich sehr toll (.) [...] also ich finde auch toll (.) ((Störgeräusche)) zusammen (.) dass man auch ganz viele einladet (.) und (.) dass man dann auch immer (.) zur Gemeinschaft gehört (.) und so dass man auch paar in Deutschland paar Sachen für Juden gibt wie das Camp (.) da kann man ja ab 8 hin und das finde ich so schön weil ganz viele hassen ja Juden (.) und dann ist es für mich für mich sehr schön wenn man (.) da sich kurz hinlegen kann was machen kann (.) dass man was lernen kann (.) es gibt ja auch ein paar (.) jüdische Schulen hier in [Stadt] (.) das finde ich auch sehr cool (.) und (.) ich mag es einfach Jude zu sein« (Interviewpartnerin 82, Kind).

Die Sequenz zeigt, dass die Interviewpartnerin ihr Jüdischsein zunächst positiv besetzt und konkrete, alltagsnahe Erfahrungen beschreibt: »schöne Feiertage«, »ein paar strenge Regeln«, die »natürlich okay« seien, »Gemeinschaft«, »dass man auch ganz viele einladet« und »jüdische Orte jüdische Schulen hier«. Als Grundthema erscheint die Ausbalancierung, die bereits im ersten Satz anklingt: Die Interviewpartnerin findet Jüdischsein »toll« und »mags«, verweist aber auch darauf, dass Juden »ja auch manchmal gehasst werden«. Auffällig ist, dass diese Erfahrung nicht als Bruch zu ihrer positiven Identifikation eingebracht wird, sondern unmittelbar und eher faktisch-feststellend in deren Beschreibung eingelassen ist. Jüdischsein erscheint für sie damit als Quelle von Gemeinschaft, Angehörigkeit und Freude, aber auch als etwas, das gesellschaftlich jederzeit angegriffen werden kann. Möglicherweise entwirft sie in der Betonung der positiven Aspekte jüdischer Zugehörigkeit ein Gegenbild zum Wissen um den Judenhass, was sie am Jüdischsein »cool« und »toll« findet: Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, die vielen Feiertage und die Angebote für jüdische Kinder wie die Machanot (jüdische Freizeitangebote und Ferien camps). Diese Orte verbindet sie mit Gemeinschaft, Lernen und vor allem mit Entlastung: Gerade, weil »ganz viele Juden hassen«, sind Räume wichtig, in denen sie selbstverständlich jüdisch sein und »zur Gemeinschaft gehören« kann. Ihre Betonung, »dass im Judentum ganz viele liebe Leute sind« könnte als Realitätsvergewisserung gedeutet werden in Reaktion auf die diffus

antisemitischen Affekte, die das Kind bereits in öffentlichen Bildungseinrichtungen wahrgenommen hat.

Die Passage verweist damit bereits im frühen kindlichen Erleben auf eine doppelte schützende Struktur: auf eine starke positive Identifikation mit dem Judentum und zugleich auf das Wissen um antisemitische Ablehnung, vor der die gemeinschaftlichen jüdischen Räume Schutz, Zugehörigkeit und Normalität bieten können.

5.9.4 Frühe Übernahme einer ausgleichenden, vermittelnden Rolle im Kita- und Schulkontext

In den Interviews mit Erwachsenen thematisieren mehrere Studienteilnehmende, wie sie sich nach dem 7. Oktober mehrfach die Rolle eines »ambassadors« sehen: Sie versuchen, nichtjüdischen Personen die komplexe Situation in Israel und zwischen Israel und den palästinensischen Gebieten zu erklären sowie die zentrale Rolle der Islamischen Republik Iran im Konflikt.

Auch in einem der Kinderinterviews zeigt sich die Übernahme dieser Rolle bereits in einem sehr jungen Alter. Die 7-jährige Interviewpartnerin erzählt, wie in der Kita in Deutschland nach ihrer Rückkehr aus Israel nach dem 7. Oktober die Erzieher:innen nachfragen, was sie erlebt hat:

I: »und wie war das in der Kita als du gekommen bist?«

B: »also die (.) haben mich gefragt wie war es in Israel was habe ich da erlebt (.) da habe ich denen über den Krieg erzählt sie waren (.) ein bisschen erschockt [...] ja waren aufgeregt (.) ich habe ganz viel erzählt (.) genau und (.) die (.) sie wissen (.) eigentlich wissen sie nicht genau wo Israel (.) was Israel (.) was Israel ist (.) und wo auch Palästinenser leben (.) das ist ein bisschen lustig finde ich (.) aber ich habe ihnen das trotzdem erzählt« (Interviewpartnerin 82, Kind).

Das interviewte Kind erinnert sich in der Interviewerzählung daran, dass die Erzieher:innen nach seiner Rückkehr aus Israel viel nachfragen; das Thema wird also nicht ausgeklammert oder tabuisiert. Zugleich erinnert sie atmosphärisch die Erwachsenen als »erschockt« und »aufgeregt«. Sie nimmt wahr, dass die Erwachsenen nicht genau wussten, »was Israel ist (.) und wo auch Palästinenser leben« und resümiert dies als ein »ein bisschen lustig«. Unabhängig davon, was die Erzieher:innen

tatsächlich wissen oder nicht wissen, vermittelte sich der Interviewpartnerin offenbar eine Aufregung, also eine emotionale Involviertheit, bei gleichzeitig geringem Wissen zur betroffenen Region und zu Israel. Sie erlebt damit früh, dass sie zum Thema Israel einen Erfahrungs- und Wissensvorsprung hat und in einer öffentlichen Bildungseinrichtung in einer Erklärrolle ist.

Diese Erfahrung setzt sich ein Jahr später in der öffentlichen Grundschule offenbar fort, wobei der Fokus in der Interviewerzählung nun von den Erwachsenen wegrückt auf die Mitschüler:innen und Schulfreund:innen. Auch im Kontext der Schule thematisiert das Kind das Nichtwissen der anderen, diesmal in Bezug auf die Gleichaltrigen. Zu ihrem Schulanfang im Herbst 2024 erinnert sie folgende Szenen:

»also ganz viele wussten das gar nicht mal (..) ich habe es meinen besten Freunden auch schon erzählt (.) ein bisschen über den Krieg (.) und ganz und (.) und meine Freundin hat behauptet (.) dass (.) Israel die Schuld dran ist (.) also nicht meine Freunde aber (.) also (.) die aus meiner Klasse ist der glaubte dass Israel den Krieg angefangen hat (.) und das finde ich nicht so schön« (Interviewpartnerin 82, Kind).

Deutlich wird, wie die Interviewpartnerin sowohl im Kontext ihrer Kita als auch in ihrer Schule die Rolle übernimmt, über »den Krieg« in Israel zu erzählen. Die Interviewpartnerin berichtet im Weiteren im Rückblick auf ihre zum Interviewzeitpunkt über eineinhalbjährige Schulzeit von wiederkehrenden Diskussionen und »Mini Streite« (Interviewpartnerin 82, Kind) mit Mitschüler:innen zum Nahostkonflikt. Sie beschreibt als zentrales Thema dieser Gespräche unter Kindern die Schuldfrage. Sie nimmt einseitige Schuldzuweisungen an Israel wahr, denen sie ihrer Interviewerzählung zufolge versucht, ausbalancierend zu widersprechen.

Dabei zeigt sich in verschiedenen Varianten die Orientierung, dass die Hamas oder die Terrorgruppe »böse« ist und Israel und die Palästinenser:innen »lieb«. Sie äußert den Wunsch, dass es keinen »Streit mehr gibt« zu den Themen Israel und Hamas. Im Laufe der Interviewerzählung fallen ihr weitere Situationen ein, wie unter anderem folgendes Gespräch mit einem Mitschüler auf einem Kindergeburtstag:

»ich würde mir wünschen (.) dass (.) wir nicht mehr darüber reden dass auch kein Streit mehr gibt (..) zum Beispiel (.) im [Ort] (.) da hatte mein Freund Geburtstag (.) und da hat (.) ein der hieß [Name] und der

hat gesagt dass Israel böse ist (.) und dass die Hamas lieb ist (.) also (.) nicht die Terrorgruppe (.) aber die Hamas halt das Land (.) und da habe ich gesagt (.) beide sind lieb (..) und ich habe auch gema/ gesagt dass die Terrorgruppe böse ist (.) weil die ist ja eigentlich von allem die Schuld (.) genau« (Interviewpartnerin 82, Kind).

Die geschilderten Szenen verdeutlichen, wie die Interviewpartnerin an verschiedenen Orten und Situationen ihres kindlichen Alltags mit Kommentaren und Statements zu Israel und zum Nahostkonflikt konfrontiert wird: in der Schule, im Spiel mit Freund:innen, auf einem Kindergeburtstag. Ähnlich wie die erwachsenen Interviewpartner:innen gerät auch sie in die Situation, mit pauschalen und dämonisierenden Aussagen konfrontiert zu werden, wie unter anderem die, dass »Israel böse« sei. Ähnlich wie die Erwachsenen, wird sie offenbar zu einem jüdischen Gegenüber, an dem diese Äußerungen getätigt werden. Die Interviewpartnerin thematisiert ebenso wie die interviewten Erwachsenen ihr Unbehagen zu diesen Situationen, wünscht sich, dass diese nicht mehr auftauchen und nimmt zugleich eine vermittelnde, differenzierende Rolle ein.

Die Interviewpartnerin wünscht sich, dass die unangenehmen Erfahrungen der Gespräche mit Mitschüler:innen aufhören, in denen sie sich offenbar in der Verantwortung sieht, auf das von ihr wahrgenommene Nichtwissen und die Dämonisierung Israels erklärend und differenzierend zu reagieren. Die von ihr ausgedrückte Belastung kann auch damit erklärt werden, dass sie stets das einzige Kind mit israelisch-jüdischer Zugehörigkeit in der öffentlichen Kita und der Grundschulklasse war/ist und so stets in einer Minderheitsposition sprechen muss. Der geäußerte Wunsch, dass die entsprechenden Situationen aufhören, darf aber nicht verwechselt werden mit einem Wunsch nach Ausblendung der jüdischen Zugehörigkeit im Schulkontext. Unter anderem erzählt die Interviewpartnerin, dass bei einer Flaggensammlung im Buch leider nicht die israelische Flagge dabei war. Auf die Frage der Interviewerin, was die Interviewpartnerin für Wünsche an das Verhalten der Lehrer:innen habe, wenn Israel zum Thema wird, sagt sie:

I: »alles klar und (.) wenn das Thema wird (.) hast du da Vorstellungen was würdest du dir wünschen (.) dass die Lehrer machen (.) [[würde fragen/]] oder«

B: »also ich würde gerne dass sie sagen (..) wie findet ihr Israel (.) und (.) gut oder (.) so ein bisschen über Israel lernen (.) wie man ein paar

Buchstaben schreibt oder so (.) das könnte ich/ jetzt ist ja der Krieg vorbei und das ist schön (..) und (.) ja (.) ich finde es jetzt schön dass es so ist« (Interviewpartnerin 82, Kind).

Diese Sequenz kann gedeutet werden als Ausdruck eines Wunsches, dass die Thematisierung Israels normalisiert wird, durch »ein bisschen über Israel lernen« und die Beschäftigung mit hebräischen Buchstaben – also schulische Formen der Auseinandersetzung, die auch bei anderen Ländern üblich wären. Die Interviewpartnerin kommt von dieser Vorstellung auf das von ihr als »schön« beschriebene Gefühl, dass »der Krieg vorbei ist«. In dieser Verknüpfung drückt sich möglicherweise die Vision des Kindes aus, wie ein schulisches Sprechen über Israel möglich wäre, ohne ein Sprechen über den belastenden Krieg.

In Differenz zu den 13-jährigen Jugendlichen wird das Thema der Sichtbarkeit und des Zurückhaltens der jüdischen Zugehörigkeit in den beiden Kinderinterviews nicht thematisiert. Andere Studien mit jüdischen Schüler:innen zeigen, dass frühe Konfrontationen mit dämonisierenden Aussagen über Israel durch Gleichaltrige die Wahrnehmung der eigenen jüdischen und israelischen Sichtbarkeit beeinflussen und die Entwicklung schützender Praktiken im Umgang mit der eigenen Identität begünstigen können (vgl. Chernivsky/Lorenz-Sinai/Schweitzer 2022). Ob und in welcher Weise sich solche Umgangsformen bei den beiden interviewten Kindern herausbilden, bleibt auf Grundlage des vorliegenden Materials offen.

5.9.5 Zwischen Sichtbarkeit und Sicherheit: »I don't feel (.) really in generally safe to be who I am«

Die im Frühjahr 2026 geführte Gruppendiskussion mit Jugendlichen wurde mit vier 13-jährigen Jugendlichen erhoben, die miteinander befreundet sind und dieselbe nichtjüdische Schule besuchen. Da die Schulsprache Englisch ist, sind es die Jugendlichen gewohnt, auch privat Englisch miteinander zu sprechen. In Teilen der Gruppendiskussion wechselten sie ins Deutsche und Hebräische. Der Wechsel zwischen den Sprachen deutet unterschiedliche emotionale Bezüge an. Nach dem Stimulus, der Frage nach der Bedeutung des 7. Oktobers für ihr Leben, hielt sich die anwesende Forscherin zurück und es entwickelte sich eine weitgehend selbstläufige Diskussion.

Gleich zu Beginn der Gruppendiskussion richten die Jugendlichen den Blick auf Veränderungen in ihrem Alltag und thematisieren Fragen von Sicherheit und Zugehörigkeit als jüdische Kinder in Deutschland. Ihre Schilderungen lassen sich

im Verlauf der Diskussion auch unter dem Gesichtspunkt ontologischer Sicherheit interpretieren, verstanden als grundlegendes Vertrauen in eine hinreichend verlässliche soziale Welt (vgl. Giddens 1991):

»also (.) after the 7th of October we had to be more careful out in the streets (.) like (.) for example not speaking Hebrew (.) or not wearing any (.) I don't know, Kippa or any signs that were Jewish (.) and (..) basically we just had to (.) cover our identity and walk like a (.) whoever we aren't are and (..) yeah« (Gruppendiskussion Jugendliche, B3).

In der Sequenz beschreibt ein Jugendlicher den Bedarf an erhöhten Vorsichtsmaßnahmen: »we had to be more careful out in the streets«. Als Beispiele nennt er kein Hebräisch zu sprechen, keine Kippa zu tragen und andere als jüdisch erkennbare Zeichen zu verbergen. In der Formulierung »we just had to (.) cover our identity« deutet sich der Auftrag, sich als jüdischer Jugendlicher im öffentlichen Raum zurückzunehmen. Die Jugendlichen scheinen mitzudenken, dass ihre bloße Erkennbarkeit als jüdisch negative Bewertungen oder auch Sicherheitsrisiken nach sich ziehen kann. Die jüdische Sichtbarkeit wird auf diese Weise zu einer sozialen Dimension, die von Jugendlichen selbst reguliert werden muss. Die jüdische Identität erscheint als Gegenstand, an dem sich die Erwartung negativer Reaktionen ausrichtet. Besonders deutlich zeigt sich das in der folgenden Sequenz:

»I don't feel (.) really in generally safe to be who I am (.) in public (.) and to like express my thoughts ideas (.) feelings I (.) whatever it is (.) it should not be that way just because (.) where I'm from and what I believe in (.) it's generally just really sad« (Gruppendiskussion Jugendliche, B3).

Neben der erhöhten Wachsamkeit und dem Druck, aus Sicherheitsabwägungen die eigene jüdische Sichtbarkeit zu verbergen, tritt damit eine weitere Dimension hervor: die Erwartbarkeit einer Bedrohung aufgrund der bloßen Zugehörigkeit als Jüdin:Jude. Darin liegt eine besondere Qualität der beiden Sequenzen: sie verweisen auf ein Spannungsverhältnis zwischen dem Anspruch, als jüdisches Kind selbstverständlich dazuzugehören, und dem Druck, jegliche jüdische Sichtbarkeit im öffentlichen Raum zu unterdrücken, um die Sicherheit zu kontrollieren. Bemerkenswert ist, dass diese Regulierung von Sichtbarkeit und Sicherheit auch von anderen teilnehmenden Jugendlichen als kollektiv geteilte Handlungsanforderung thematisiert wird. In ihren Äußerungen tritt zugleich eine Grundstruktur antisemitischer Projektion hervor: Die potenzielle Gefährdung wird nicht an ein Verhalten gebunden,

sondern einzig und allein an das Jüdischsein selbst beziehungsweise an die von außen zugeschriebenen (negativ aufgeladenen) Eigenschaften und Zugehörigkeiten.

5.9.6 Erwartung einer negativen Bewertung: »just because I'm Jewish or just because I'm from Israel«

In der offenen Diskussion traten mehrere Themen hervor, die die Jugendlichen in ähnlicher Weise beschäftigen. Einer der zentralen Schwerpunkte lag auf dem Spannungsverhältnis zwischen einer positiven Bezugnahme auf die eigene jüdische Identität und derer bewusstem Zurückhalten in bestimmten sozialen Situationen. Ein Jugendlicher verallgemeinert diese Erfahrung und ordnet sie als jüdische Mehrheitserfahrung ein (»the most of us«):

»and (.) you know (.) I think most of us were proud of who we are but we have to hide it (.) for example on (.) (.) the time following the 7th of October I (.) decided to create a false identity that I use (.) when people ask me (.) for (.) like what's my name or where I'm from (.) and yeah« (Gruppendiskussion Jugendliche, B3).

Bemerkenswert ist die Gegenüberstellung von »most of us were proud of who we are« und »but we have to hide it«. Die jüdische Identität wird nicht zurückgewiesen, sondern positiv besetzt; zugleich wird ihre Erkennbarkeit als etwas beschrieben, das aus Sicherheitsabwägungen antizipativ versteckt werden muss. Sprachlich fällt dabei die vom Jugendlichen gewählte Formulierung »we have to hide« auf. Die Notwendigkeit sich zu verstecken und Möglichkeiten zum Verstecken zu finden, ist eine historisch wiederkehrende jüdische Erfahrung. Auch das Verbergen der jüdischen Herkunft ist in der jüdischen Geschichte mit Verfolgung und erzwungener Anpassung als Überlebensstrategie verbunden. Die gewählten Begriffe und geschilderten Praktiken können daher auch als Ausdruck eines transgenerational vermittelten innerjüdischen Wissens gedeutet werden.

Der Jugendliche schildert im Weiteren, er habe sich in der Zeit nach dem 7. Oktober entschieden, sich eine falsche Identität (»false identity«) zuzulegen. Die Formulierung der eigenen Entscheidung verweist auf die Bedeutung von Selbstbestimmung und Selbstwirksamkeit angesichts einer äußeren Bedrohungslage, die dazu zwingt, einen Umgang damit zu finden.

Deutlich wird in der im Winter 2026 geführten Gruppendiskussion, wie sich die soziale Regulierung in der mittlerweile mehrjährigen Phase der verdichteten

antisemitischen Atmosphäre nach dem 7. Oktober 2023 auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung jüdischer Kinder und Jugendlicher ausgewirkt hat. Kinder und Jugendliche sind in diesem Zeitraum aufgewachsen, haben den Wechsel vom Kindsein in die Jugendphase erlebt. Sie tauschen sich darüber aus, dass sie nicht nur einzelne Zeichen, wie beispielsweise jüdische Symbole, in der Öffentlichkeit zurückhalten oder verstecken. Auch grundlegende Angaben zur eigenen Person wie Name, Herkunft sowie Familiensprache werden in Interaktionen mit dem nichtjüdischen Umfeld verändert. Ein Jugendlicher schildert, wie er die selbst erdachte andere Identität gezielt für Situationen nutzt, in denen andere danach fragen, wer er ist und woher er kommt. Das potenzielle Erkanntwerden als jüdisch oder israelisch wird damit bereits in alltäglichen Begegnungen mitgedacht. Die »false identity« lässt sich insofern als Versuch interpretieren, Einfluss darauf zu nehmen, welche Informationen über die eigene Person für andere sichtbar werden dürfen und welche Reaktionen daran anschließen können.

Mit der Verallgemeinerung »most of us« stellt er diese Erfahrung in einen kollektiven Zusammenhang. Er beschreibt das Verbergen und Verstecken von Hinweisen auf Nationalität, Muttersprache und ethnische Zugehörigkeit nicht nur als seine individuelle Strategie. Die anderen drei Jugendlichen stimmen ihm zu. In Korrespondenz zu den Befunden aus den Interviews mit den erwachsenen Studienteilnehmer:innen erscheint der 7. Oktober damit auch in den Schilderungen der Kinder und Jugendlichen als zeitliche und biografische Zäsur, die einen Bruch und Referenzpunkt markiert, an denen sie die Veränderungen ihres Alltags knüpfen. Dies umfasst auch das brüchig gewordene Sicherheitsempfinden im Sinne einer irritierten (ontologischen) Sicherheit: Das soziale Umfeld wird nicht als verlässlich erlebt. Ausgehend von dieser Deutung verweisen die Schilderungen der Jugendlichen sowohl auf eigene Erfahrungen antisemitischer Ablehnung als auch auf ein innerhalb der Community vermitteltes Wissen um das Potenzial des Antisemitismus. Darüber hinaus werfen die Befunde die Frage auf, was für die Jugendlichen dabei irritiert und missachtet wird: ihr Jüdischsein oder auch die Erwartung, dazugehören, in ihrer Identität anerkannt zu werden und Solidarität zu erleben. Gerade wenn sie erzählen, dass sie sich erklären, rechtfertigen, verbergen oder gegen Missachtungserfahrungen (vgl. Herrberg / Reddig 2024) und negative Zuschreibungen schützen müssen, wird sichtbar, wie wenig selbstverständlich diese Anerkennung für sie ist. Ihre Anerkennungsforderung ist dabei grundlegend: Als jüdische Kinder selbstverständlich dazugehören zu können, ohne sich gegen Missachtung, Ablehnung und Übergriffe, proaktiv schützen zu müssen.

5.9.7 Wahrnehmungen von Antisemitismus: »the cycle of antisemitism«

Die Jugendlichen entfalten im Laufe der Diskussion ein eigenes Verständnis von Antisemitismus. Dabei nehmen sie auch Vergleiche zur Phase vor und nach dem 7. Oktober vor. Bemerkenswert ist hierbei, dass die Phase vor dem 7. Oktober für die Diskussionsteilnehmenden die Zeit bis zu ihrem 11. Lebensjahr betrifft, also ihre frühe Kindheit und Grundschulzeit. Ein Jugendlicher reflektiert selbst diesen Umstand des Perspektivwechsels vom Kind zum Jugendlichen (»I was younger«) und nennt Aspekte wie den steigenden Schuldruck als Veränderung. Darüber hinaus erinnert er die Zeit vor dem 7. Oktober explizit anders in Bezug auf den Umgang mit Israelis in Deutschland: Der israelischen Zugehörigkeit sei im direkten Umgang mit positiven Assoziationen begegnet worden, in der Öffentlichkeit konnte man offen als Israeli interagieren. Zugleich stellt er fest, dass der Hass gegen Israel bereits existierte:

»I was younger so obviously times were better there was less (.) school depression and homework but aside from that (.) times just felt better because you could go (.) and you would be in public and you could go to really anyone and you (.) if you said (.) ›yeah I'm from Israel‹ they would connect it to positive things and the hate towards our country that has already been there (.) you would just tell them« (Gruppendiskussion Jugendliche, B1).

Im obigen Zitat spricht der Jugendliche von »the hate towards our country« mit einer bemerkenswerten Selbstverständlichkeit. Auch der Austausch der Jugendlichen darüber, was in den Jahren nach dem 7. Oktober für sie als israelisch-jüdische Kinder und Jugendliche in Deutschland weniger oder nicht mehr möglich ist, zeugen von einer Veränderung in ihrem Alltag. Aus ihren Schilderungen wird deutlich, dass sie den Hass unmittelbar auf sich beziehen. Sie verstehen, dass sich der Hass nicht nur abstrakt gegen Israel, sondern auch konkret gegen sie als jüdische Kinder und Jugendliche in Deutschland richtet. Ein Jugendlicher führt aus, wie er diesen Hass wahrnimmt:

»yeah so many dodgy people out there who (.) yeah (.) who (.) hate us ((laughs)) (.) because of what we haven't done and (.) they don't see the full side of it and (.) yeah (.) we don't feel very safe/ hate us (...) because of what we haven't done« (Gruppendiskussion Jugendliche, B3).

Der Jugendliche konkretisiert hier den von weiteren Jugendlichen und in einem Kinderinterview angesprochenen Hass gegen sie als Juden; als Hass, der wegen etwas entsteht, was sie weder verursacht haben noch lösen können. In verschiedenen Sequenzen der Diskussion bringen die Jugendlichen die Erfahrung ein, etwas sein zu müssen, was sie nicht sind, um sich unbehelligt in öffentlichen Räumen bewegen zu können. Diese Erwartungsstruktur resümiert der Jugendliche als Erleben einer latenten Unsicherheit im öffentlichen Raum: »we don't feel very safe«.

Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der bereits junge Kinder und Jugendliche über Hass sprechen, verweist darauf, wie früh diese Erfahrungen in ihr Selbst- und Weltverständnis eingehen und zu einer Bedingung ihres Aufwachsens werden. Ohne genauer bestimmen zu können, worauf sich das »hate us (...) because of we haven't done« bezieht, deutet sich hier die Wahrnehmung einer Verantwortungszuschreibung an Juden an. Die Ablehnung scheint an Anforderungen geknüpft werden, wie Juden sein und handeln sollen. Das Nutzung von »we« verweist auf das Wissen darum, dass die (Nicht-)Erfüllung dieser Anforderung Juden kollektiv zugeschrieben wird. Die Jugendlichen beschreiben in Aussagen wie dieser eine grundlegende Struktur des Antisemitismus: die Konstruktion von jüdischer Täter:innenschaft als Legitimation des Hasses. Diese Grundstruktur kann auch als Erfahrung eines doppelten Standards gelesen werden: An Juden (an sie) werden kollektivierende Erwartungen gerichtet, deren Nichterfüllung die Ablehnung legitimieren soll.

Die Jugendlichen thematisieren an verschiedenen Stellen der Gruppendiskussion ihre Erfahrungen und stimmen überein in dem Punkt, dass diejenigen, die diesen »Hass« artikulieren, den Grund dafür im kollektiven Handeln von Juden suchen. Diese Irrationalität des Hasses wird von den Jugendlichen auf ihre Weise durchschaut, versprachlicht und hinterlässt sie zugleich ratlos (»I just don't get it (...) why«), denn es gibt keinen sinnvollen Grund des Antisemitismus. Ein Jugendlicher führt in diesem Zusammenhang seine Gedanken aus:

»yeah and in general like (...) more most people are (...) not antisemitic they are just not informed (...) there are some people who are (...) informed in their way and (...) are just generally antisemitic (...) because of their own reasons and (...) I feel like the word antisemitic has really (...) gen/ too general (...) because they just (...) hate Jews (...) they don't know (...) you know (...) a Jew from Australia (...) who never spoke to them (...) and (...) more (...) clearly didn't do anything bad to them (...) they just hate them and (...) because of what they believe in and (...) it's really (...) I just don't get it (...) why« (Gruppendiskussion Jugendliche, B3).

Die obige Sequenz kann gedeutet werden als Suche nach Antworten für den projektiven Hass auf Juden, der keine Realitätsbindung aufweist. Die Sequenz endet in der Feststellung, diesen Hass einfach nicht begreifen zu können. Der Jugendliche differenziert hier zunächst zwischen Antisemitismus und Informationslücken: »most people are (...) not antisemitic they are just not informed«. Damit wird ein Teil antisemitischer Positionen als Wissensproblem gedeutet und auf diese Weise als korrigierbar aufgefasst. Besonders aufschlussreich ist die anschließende Präzisierung, dass »antisemitic« für die Jugendliche fast zu allgemein geworden sei, weil es um etwas Konkretes gehe: »they just hate Jews«. Dabei wird eine weitere Konkretisierung vorgenommen, indem am Beispiel von »a Jew from Australia (...) who never spoke to them« der Hass gegen Juden als Juden benannt wird. Der Jugendliche pointiert, dass zwischen demjenigen, der hasst, und der jüdischen Person keinerlei Beziehung bestehen muss, und die jüdische Person den Hass nicht verursacht hat (»clearly didn't do anything bad to them«). Damit formuliert der Jugendliche eine grundlegende Struktur antisemitischer Kollektivierung. Auffällig ist, dass der 13-jährige Jugendliche diese Grundstruktur aus der eigenen Beobachtung heraus erfasst. Sein abschließendes »I just don't get it (...) why« steht möglicherweise für ein Ringen darum, diesen Hass, den er und andere Jüdinnen:Juden spüren und regulieren müssen, greifbar und verstehbar zu machen. In den Schilderungen zeigt sich eine doppelte Konfrontation: Ihnen begegnen einerseits bereits bestehender Hass und verschiedene Formen von antisemitischem Othering, andererseits erfahren sie nach dem 7. Oktober neue Formen von Exklusion und Adressierung, die ihre Integrität als jüdische Kinder und Jugendliche angreift. Die potenzielle Bedrohung wird vorausschauend in den Alltag integriert. Dabei ringen sie um Begründungen, etwa indem sie antisemitische Reaktionen auf mangelndes Wissen oder fehlende Bildung zurückführen und auf diese Weise als korrigierbar normalisieren (»uneducated people«). Solche Deutungen können auch als Versuch verstanden werden, Erfahrungen von Ablehnung und Zurückweisung begreifbar und handhabbar zu machen, statt sich als ohnmächtig zu erleben. In ihren Versuchen, Begründungen dafür zu finden, erschließen sie darüber hinaus die gesellschaftliche Disposition einer dichotomen Parteinahme, wie in dieser Sequenz:

»and basically for everyo/ anyone who hears any connection to Israel (...) and has heard anything no matter of any conflict in the past or now currently (...) they will instantly take the side of antisemitism towards Israel (...) and they will think it's the right thing (...) 'cause like they don't care (...) with antisemitism (...) and like the things they see (...) what minimal stuff Israel like (...) minimum mistakes Israel has made and they instantly go back to (...) ›yeah Israel is horrible (...)

I hate Israel I hate Jews and Israelis« (.) and they repeat the cycle of antisemitism for every single conflict or not even conflict just any (.) Israeli connected event« (Gruppendiskussion Jugendliche, B1).

Mit der Formulierung »I hate Israel I hate Jews and Israelis« wird zudem die Verschränkung israelbezogener Projektion auf die jüdische und israelische Identität besonders deutlich. Israelbezogener Antisemitismus weitet sich unmittelbar auf Jüdinnen:Juden in der Diaspora aus und so auch auf sie: Für die Jugendlichen wird damit erfahrbar, dass Kritik oder Feindschaft gegenüber Israel in eine pauschale Ablehnung von allen Jüdinnen:Juden und allem Jüdischem übergehen kann. Die Grenze zwischen staatlichem Handeln und Menschen, die mit dem Staat assoziiert werden, wird aufgehoben, sodass auch diasporische Jüdinnen:Juden personalisierend und kollektivierend mit Israel stellvertretend identifiziert werden. Mit der Formulierung eines sich wiederholenden »cycle of antisemitism« fasst ein Jugendlicher Antisemitismus als dauerhaft vorhandenes und aktualisierbares Potenzial. Dabei wird »Hass« zu einer zentralen Kategorie, durch die die Jugendlichen, und auch das 7-jährige Kind, den Antisemitismus, den sie wahrnehmen, verstehen und beschreiben.

Die vorgenommene Selbstkorrektur – »or not even conflict« (Gruppendiskussion Jugendliche, B1) – deutet den Versuch der Jugendlichen an, das Ausmaß des israelbezogenen Antisemitismus sprachlich für sich zu fassen. Damit beschreibt er ein soziales Umfeld, in dem Israel, Israelis und Jüdinnen:Juden miteinander verknüpft und als Feindfiguren adressiert werden. Aus der jugendlichen Perspektive sind der Hass beziehungsweise die Fixierung auf Israel und die dichotomen Positionierungen zum Nahostkonflikt nicht nur auf Israel begrenzt, sondern betreffen Jüdinnen:Juden insgesamt. Sie verstehen, dass der Hass auf Israel, auf Juden, und so auch auf sie als jüdische Kinder in Deutschland übertragen wird – unabhängig davon, wo und wie sie leben oder welche Beziehung sie zu Israel haben. Gerade daran zeigt sich, dass die Jugendlichen politische Ereignisse nicht als von ihrer eigenen Position getrennt wahrnehmen und erleben.

Angesichts ihres Alters ist es bemerkenswert, wie analytisch Jugendliche solche Erfahrungen beschreiben können – ihre alltagstheoretischen Deutungen des Antisemitismus weisen eine hohe situative Klarheit auf. Die Jugendlichen stellen den von ihnen wahrgenommenen Hass gegen Jüdinnen:Juden und Israel und die von ihnen beobachteten und antizipierten israelfeindlichen Deutungen in den Kontext ihrer Erfahrungen als jüdische Kinder und Jugendliche in Deutschland. Sie fühlen sich angehalten auf der Straße vorsichtiger zu sein, Orte zu meiden, teilweise ihre Sprache, ihre jüdische wie israelische Identität zurückzuhalten oder zur Sicherheit falsche Angaben darüber zu machen.

5.9.8 Zusammenfassung

Die Interviews und die Gruppendiskussion mit Kindern und Jugendlichen zeigen eine frühe Gleichzeitigkeit von positiver jüdischer Selbstidentifikation und dem Wissen um antisemitische Ablehnung. Jüdischsein wird mit Feiertagen, Gemeinschaft, Zugehörigkeit und Freude verbunden, während Judenhass bereits als selbstverständlicher Bestandteil der sozialen Wirklichkeit mitgedacht und auch erfahren wird. Stärkende jüdische Räume und Freizeitangebote (wie beispielsweise die jüdischen Jugendzentren, jüdische Freizeitangebote wie Machanot oder der jüdische Pfadfinderverband »Tzofim«) gewinnen vor diesem Hintergrund eine besondere Bedeutung.

Zugleich zeigt sich bereits im frühen Kindesalter die Übernahme einer erklärenden und ausgleichenden Rolle. Die 7-jährige Interviewpartnerin erlebt sowohl in der Kita als auch in der Schule, dass Erwachsene und Gleichaltrige wenig über Israel wissen oder Israel einseitig die Schuld am Krieg zuschreiben. Sie versucht, ihre eigenen Erfahrungen zu vermitteln und vereinfachenden Zuschreibungen zu widersprechen. Darin wird eine frühe Verantwortungsübernahme sichtbar, die möglicherweise mit dem Wunsch verbunden ist, Konflikte zu befrieden, zugleich aber das Kind in eine altersunangemessen anspruchsvolle Vermittlungsposition bringt.

Die Jugendlichen in der Gruppendiskussion nehmen ebenfalls früh wahr, dass sie außerhalb jüdischer Kontexte damit rechnen müssen, dass ihnen ein wesentlicher Teil ihres Selbst abgesprochen, negativ gespiegelt oder nur unter Bedingungen zugestanden wird. Auch dort, wo sie nicht direkt angegriffen werden, begegnen sie Erwartungen und Adressierungen, zu denen sie sich verhalten müssen. Dabei beziehen sie das eigene Erleben auf kollektive jüdische Erfahrungen und eine doppelte Struktur antisemitischer Adressierung: Israelfeindliche Zuschreibungen erreichen sie als jüdische und teilweise israelische Kinder in Deutschland. Zugleich antizipieren sie die Erwartung, sich erklären, positionieren oder distanzieren zu müssen. Dabei bietet ihnen die Zurückhaltung oder das Verbergen ihrer Zugehörigkeit keinen verlässlichen Schutz. In ihren Schilderungen treten Bedürfnisse nach einem nicht verletzenden, haltenden sozialen Umfeld. Ihr Aufwachsen findet scheinbar unter Bedingungen statt, die im Umgang mit dem eigenen Jüdischsein eine Form erzwungener Frühreife erfordern: Sie lernen in jungem Alter, unsichere Settings einzuordnen, Risiken abzuschätzen, die jüdische Sichtbarkeit zu regulieren und Verantwortung für den eigenen Schutz zu übernehmen. Dies müssen sie gerade dann, wenn Erwachsene, wie beispielsweise Erzieher:innen oder Lehrkräfte, im Umgang mit jüdischer Gegenwart

sowie mit der Thematisierung des Nahostkonflikts in Bildungsinstitutionen unsicher oder selbst grenzüberschreitend handeln, oder sie gar antisemitisch adressieren.

Die Bildungseinrichtungen bilden zudem nicht den einzigen Erfahrungsraum. Die Jugendlichen beziehen sich weniger auf abgrenzbare Vorfälle, sondern schildern grundlegende Differenz Erfahrungen, veränderte soziale Atmosphäre und brüchige Gewissheiten nach dem 7. Oktober in ihrem Alltag. Hier wird die Frage relevant, wie sich die Folgen des 7. Oktober und insbesondere die antisemitisch strukturierten Formen sozialer Spiegelung auf die Identitätsbildung der Kinder und Jugendlichen auswirken, wenn sie wiederholt mit Resonanzen konfrontiert sind, in der ihre Herkunft negativ aufgeladen wird und erklärungsbedürftig erscheint.

5.10 Innerjüdische Kohäsion, Empowerment und communityorientierte Unterstützung

Die Erfahrungen von Antisemitismus im Kontext des 7. Oktober 2023 lassen für viele Forschungsteilnehmende grundlegende Annahmen über Sicherheit, Identität, Zugehörigkeit und Verlässlichkeit ihres Umfelds brüchig werden. In der Folge verändern sich auch Beziehungen zu jüdischen Communities und gewinnen teilweise neue Bedeutung. Es entstehen Suchbewegungen und Bedarfe nach Orientierung, Schutz und Möglichkeiten, unter den stark veränderten Bedingungen, das eigene Leben weiter zu gestalten und dabei handlungsfähig zu bleiben. Innerjüdische Kohäsion, Empowerment, selbstorganisierte Austauschformate sowie communityorientierte (professionelle) Unterstützung sind dabei in den Schilderungen der Studienteilnehmenden eng miteinander verbunden. Erfahrungen gesellschaftlicher Indifferenz, struktureller Exklusion sowie antisemitischer Gewalt und Diskriminierung tragen dazu bei, dass die Forschungsteilnehmenden verstärkt Rückhalt in innerjüdischen Räumen suchen. Dazu gehören sowohl Krisen- und Austauschangebote communityorientierter Organisationen als auch selbstinitiierte Formate. In dem Aufsuchen jüdischer Communities sowie in den selbstorganisierten oder professionell gestellten Räumen entstehen nach dem 7. Oktober teilweise neue Formen innerjüdischer Kohäsion, die Halt, Zugehörigkeit und gegenseitiges Verständnis ermöglichen und gleichzeitig eine Ressource für die Wiederherstellung der Handlungsfähigkeit darstellen. Der Begriff der Community bezieht sich weniger auf die klassischen Gemeinden, sondern erscheint dabei als Beschreibung für innerjüdische Settings und Orte, an denen kollektive Erfahrungen geteilt, bearbeitet und in Handlung übersetzt werden können.

Die innerjüdische Kohäsion im Kontext der Interviews bezeichnet die vorgestellte und/oder erfahrene Verbundenheit sowie den gefühlten Zusammenhalt innerhalb jüdischer Communities. Empowerment verweist demgegenüber auf Prozesse der Stärkung und (Wieder-)Aneignung von Handlungsmacht und Handlungsfähigkeit unter Bedingungen von Indifferenz, Ausgrenzung und Bedrohung. Dieser Prozess kann individuell erfolgen – etwa durch Grenzsetzungen oder Entscheidungen über die eigene Lebensgestaltung –, oder kollektiv, indem Menschen in Austausch gehen, sich Wissen aneignen und bei erlebter Gewalt oder hoher Belastung Beratung aufsuchen. Innerjüdische Kohäsion kann hierfür eine wesentliche Voraussetzung und Ressource bilden. Zugleich bedeutet die innerjüdische Kohäsion nicht, dass die Annäherung an die Communities, die Teilnahme an jüdischen Angeboten und das Bedürfnis nach Nähe zu anderen Jüdinnen:Juden nur mit Entlastung verbunden wird. Der Bedarf an Kohäsion kann zeigen, wie brüchig der äußere Raum geworden ist und dass es geschützte Formate braucht, um den Alltag zu meistern. Auch Empowerment bedeutet nicht, dass Ohnmachtsgefühle verschwinden. Vielmehr zeigen die Interviews und Gruppendiskussionen, dass Ohnmacht und Handlungsfähigkeit gleichzeitig bestehen können. Empowerment ist damit nicht als Überwindung von Ohnmacht zu verstehen, sondern als Möglichkeit, auch unter den veränderten Bedingungen Handlungsspielräume zu erschließen und individuelle sowie kollektive Handlungsmacht (wieder) anzueignen.

5.10.1 Innerjüdische Kohäsion

Die Erfahrungen von Exklusion und Antisemitismus in allen sozialen Sphären und die Invalidation von Gefühlen und Erfahrungen im nichtjüdischen Umfeld führen dazu, dass die Studienteilnehmenden verstärkt nach Rückhalt in jüdischen Räumen suchen. Die innerjüdische Kohäsion nach dem 7. Oktober umfasst digitale wie analoge Sphären und entsteht sowohl in selbstorganisierten Formen als auch durch die Inanspruchnahme spezialisierter Beratungs- und communityorientierter Angebote. Zunächst wirkt sie gemeinschaftsstiftend bei der Verarbeitung der Überwältigung, wird jedoch zugleich ambivalent beschrieben: teils als spannungsvoll und konfliktuell, teils als sinnstiftender Moment kollektiver Identifikation. Interviewpartner:innen thematisieren ihr Erleben von innerjüdischer Inklusion im Kontrast zur erlebten Exklusion von Jüdinnen:Juden in der Mehrheitsgesellschaft. Einige denken im Interview laut über den Communitybegriff nach und weiten diesen auf frühere Generationen und transgeneracionales jüdisches Wissen aus. Erkennbar ist ein Prozess der Neujustierung sowohl der Beziehung zu jüdischen Communities als auch der eigenen Identität durch vertiefte Reflexion und Anpassung an die neue Lage.

5.10.1.1 Zusammenrücken und innerjüdische Kohäsion

Auch vor dem 7. Oktober verwiesen Studien zu jüdischen Perspektiven auf Antisemitismus auf die Einschätzung jüdischer Communities, in der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft auf sich allein gestellt zu sein (vgl. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2022, 2024c; Reimer-Gordinskaya / Tzschiesche 2020). In der Phase seit dem Terror des 7. Oktober scheint sich diese Einschätzung infolge der erlebten Invalidation jüdischer Reaktionen und Erfahrungen durch ein soziales Umfeld, das auf die Gewalt gegen Jüdinnen:Juden häufig passiv oder gar zurückweisend reagiert, zu verstärken. Eine Interviewpartnerin führt den sich verändernden Zusammenhalt innerhalb der breiten jüdischen Community zurück auf die im nichtjüdischen Umfeld ausgebliebene Unterstützung:

»und gleichzeitig und das finde ich sehr interessant (.) hab ich noch mehr das Gefühl seit dem 7. Oktober dass der Zusammenhalt in der jüdischen Community absolut angestiegen ist (.) weil man das Gefühl hat wir sind auf/ und das ist wirklich das Gefühl ich hab das Gefühl wir sind auf uns selber gestellt« (Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Die Sequenz verweist auf eine durch den 7. Oktober ausgelöste Dynamik der innerjüdischen Kohäsion. Der kollektiv erlebte Verlust und das Wegbrechen von sozialen Beziehungen wird durch Korrektiverfahrungen in verschiedenen jüdischen Räumen und Netzwerken aufgefangen. Genannt werden unter anderem spontane Zusammenkünfte und neugegründete digitale Gruppen. Eine Studienteilnehmerin schildert den Grund für diesen Bedarf und deutet an, dass es Räume brauche, wo sie sich nicht wie üblich erklären müsse und verstanden werde:

»irgendwie so (.) beisammen sein können (..) verstanden werden ohne reden zu müssen« (Interviewpartnerin 35, Mitte 30).

Mehrere Studienteilnehmende sprechen von einer neuen Qualität des innerjüdischen Empowerments:

»der Zusammenhalt hat sich sehr stark verfestigt würde ich behaupten (.) das war wiederum stärkend« (Interviewpartner 36, Mitte 30).

In verschiedenen Interviewerzählungen wird thematisiert, dass die gemeinschaftlichen (jüdischen) Praktiken, privaten Einladungen zum Essen oder Schabbat-Dinner eine Form kollektiver Bewältigung darstellen. Studienteilnehmende schildern, dass es ihnen insbesondere angesichts des steigenden Drucks in den Kontakten mit dem nichtjüdischen Umfeld hilft, Zeit mit Gleichbetroffenen zu verbringen – im Wissen, dass diese den eigenen Schmerz verstehen und ähnlich erleben. Die oben bereits zitierte Interviewpartnerin beschreibt es so:

»ich hatte so das Gefühl wenn ich jetzt mich (.) mit dieser Freundin oder jener Freundin treffe (.) dann gäbe es entweder so einen (.) Erklärungsbedarf (.) oder so eine komische Lücke wenn man das ausspart (.) und (.) beides wollte ich nicht (.) und ich habe aber total gemerkt wie (.) wie unglaublich wohltuend das war in dem Moment (..) mit (.) jüdischen Freunden und Freundinnen zusammen zu sein« (Interviewpartnerin 35, Mitte 30).

So beschreibt eine Interviewpartnerin den Zusammenhalt in ihrer Gemeinde als einzige Ressource, die sie nach dem 7. Oktober verstärkt in Anspruch nehme:

»das Einzige was halt ist dass der Zusammenhalt in der Gemeinde (.) größer wird (.) ich hab (..) generell angefangen (.) in den ersten Monaten (.) hatten wir so zwei drei Treffen wo ich (.) Leute aus der Gemeinde einfach zu uns eingeladen haben (.) und (..) irgendwie was gekocht hab und wir saßen da einfach und (..) waren füreinander da und waren alle ((längere Pause)) einfach (.) zerstört« (Interviewpartnerin 10, Anfang 30).

Im obigen Zitat zeigt sich die innerjüdische Kohäsion in einem doppelten Sinne: als Stärkung innerer Bindungen und auch als Überlebensmodus in der kollektiven Krise. Die Gemeinschaft fungiert dabei nicht nur als Schutzraum, sondern auch als haltender Rahmen, in dem schmerzhaftes Erleben Platz haben. Der in dieser Sequenz beschriebene Zustand wird hier zwar geteilt, jedoch nicht aufgelöst (»waren füreinander da und waren alle ((längere Pause)) einfach (.) zerstört«).

Eine Interviewpartnerin, Masterstudentin, betont die Bedeutsamkeit der gemeinsamen studentischen Zusammenkünfte um den Schabbat, gleich nach dem 7. Oktober:

»wir haben gleichzeitig haben wir gelacht und dann 10 Minuten später haben wir wieder geweint (.) und (.) aber (.) in diesem Moment habe

ich auch gespürt wie wichtig das ist so (.) eine Community zu haben (...) und viele die (.) eigentlich nicht gläubig sind oder nicht religiös aufgewachsen sind« (Interviewpartnerin 75, Ende 20).

Auch weitere Studienteilnehmende heben das Zusammenrücken innerhalb jüdischer Communities hervor. Die vielfach geschilderte gegenseitige Unterstützung über innerjüdische Unterschiede hinweg erscheint als starker Kontrast im Vergleich zur ansonsten geschilderten Isolation und Exklusion von Jüdinnen:Juden in institutionellen und öffentlichen Räumen. In einzelnen Interviews wird deutlich, wie die erlebte Unterstützung die Identifikation mit jüdischen Communities verstärkt, wie beispielsweise im folgenden Auszug:

»das ist glaube ich echt das Besondere an der jüdischen Community (.) es ist wirklich so (.) sorry liebe Leute aber ich bin so stolz auf diese Community gerade (.) die halt einfach ein (.) egal (.) »wer du bist (.) wie alt du bist (.) woher du kommst (.) mit was für einem Background (.) wie geht's dir (.) was machst du (..) hast du Lust vorbeizukommen« (.) also mich sogar (.) Orthodoxe (.) fragen ob ich Lust habe mit denen Shabbes zu machen weil (.) man gerade in dieser Zeit doch irgendwie einsam ist (.) und gerade in einer Stadt (.) die nicht gerade [Stadt] oder so (.) wo es so viele Angebote gibt (.) dass man jetzt gerade (.) so zusammenhalten muss« (Interviewpartnerin 6, Mitte 30).

Die Sequenz verdeutlicht, dass Rituale in jüdischen Communities, unabhängig vom individuellen »Background«, gerade in Städten ohne ausgeprägte jüdische Infrastruktur eine besondere Bedeutung zukommt. Die Tradition des Zusammenkommens und der gegenseitigen Einladung unter Jüdinnen:Juden erhält eine zentrale Funktion, da sie Gemeinschaft und Nähe dort ermöglicht, wo institutionelle Angebote fehlen.

Ferner wird besonders der zwischenmenschlichen Unterstützung innerhalb der jüdischen und israelischen Communities eine hohe Bedeutung in der Phase nach dem 7. Oktober zugeschrieben. Das Zusammenrücken und die Dynamik der innerjüdischen Kohäsion werden in nahezu allen Interviews thematisiert. Interviewpartner:innen berichten, dass der erlebte Verlust von Freundschaften, Partnerschaften, das Wegbrechen von zuvor als Safer Spaces verstandenen Orten sowie die Isolation und Exklusion von Jüdinnen:Juden in institutionellen und öffentlichen Räumen in unterschiedlichsten jüdischen Settings aufgefangen wurden. Dabei wird die Qualität des innerjüdischen Sprechens und des Haltgebens hervorgehoben.

Eine Interviewpartnerin beschreibt die Gespräche mit Jüdinnen:Juden als ein »ganz anderes offenes Sprechen« (Interviewpartnerin 7, Ende 20), weshalb sie zunehmend »den Kontakt zu jüdischen Menschen gesucht« (Interviewpartnerin 7, Ende 20) habe. Andere berichten von Treffen mit Gemeindemitgliedern:

»in den ersten Monaten (.) hatten wir so zwei drei Treffen wo ich (..) Leute aus der Gemeinde einfach zu uns eingeladen haben (.) und (..) irgendwie was gekocht hab und wir saßen da einfach und (..) waren füreinander da und waren alle ((längere Pause)) einfach (.) zerstört« (Interviewpartnerin 10, Anfang 30).

Die Interviewpartnerin erzählt davon, dass sie andere Gemeindemitglieder zum gemeinsamen Essen eingeladen habe. In diesem Rahmen seien sie zusammengekommen und »waren füreinander da«.

Verschiedene Interviewpartner:innen berichten, dass das Zusammenrücken und die gespürte Verbundenheit trotz unterschiedlicher Standpunkte und politischer Einschätzungen bestehe. Die Möglichkeit zur Kontroverse und zum nicht verletzenden Austausch unterschiedlicher Meinungen in Gesprächen mit jüdischen Freund:innen heben Interviewpartner:innen als bedeutsam hervor. In Differenz dazu seien Diskussionen mit nichtjüdischen Freund:innen, die antiisraelische Posts verfassen, nicht mehr möglich, wie beispielsweise der folgende Interviewpartner erklärt:

»and (.) the strange thing is (.) it (.) I (.) I saw the difference (.) I could talk with my Jewish friends (.) with whom I didn't share some positions (..) we could still have conversations (.) and (.) and differing opinions (.) and I was thinking (.) I couldn't (.) I couldn't do this with these (.) non Jewish friends who are posting all this (.) anti (.) Israel things (.) and that was also like very (.) it felt very strange [...] I mean we have very different views on some things (.) with these Jewish friends (.) but we are still having a conversation (.) and (.) with (.) sometimes we are saying »okay I don't agree with (.) this (.) but we are still (.) talking« and we are not (.) being (.) really (.) mean (.) to the other and saying »well you know this is really absolutely wrong« and (.) and then with the oth/ with these other non-Jewish friends (.) yeah the conversation is just like really (.) like imploded and and there was (..) you you just couldn't move forward at all« (Interviewpartner 25, Anfang 50).

In der Interviewsequenz schildert der Studienteilnehmer, dass er mit seinen jüdischen Freund:innen weiterhin offene Gespräche führe, wobei unterschiedliche Meinungen nebeneinander stehen bleiben könnten. Im Gegensatz dazu beschreibt er Gespräche mit nichtjüdischen Freund:innen, die sich in den sozialen Medien antiisraelisch äußerten, als zunehmend schwierig. Während unterschiedliche Standpunkte innerhalb jüdischer Freundschaften besprechbar bleiben, seien die Gespräche mit den nichtjüdischen Freund:innen »imploded«.

Eine Interviewpartnerin erzählt, dass ihr Freund:innenkreis inzwischen überwiegend jüdisch sei. Als Grund hierfür nennt sie, dass andere Menschen ihre Erfahrungen nicht verstehen könnten oder wollten:

*»and (...) that has kind of made me realize that like (...) like (...) most of my friends now are (...) are Jewish because (...) no one else can really (...) understand or doesn't want to understand«
(Interviewpartnerin 40, Ende 20).*

Die »Verbundenheit« zwischen Jüdinnen:Juden resümiert eine Interviewpartnerin folgendermaßen:

»also dass man so wenn man einfach so (...) so diese Verbundenheit hat also wenn man jüdisch ist (...) hat man halt diese Baseline, die muss nicht mehr besprochen werden da müssen Sachen nicht erklärt werden (...) da muss man nicht erklären« (Interviewpartnerin 73, Mitte 20).

Die Interviewpartnerin nutzt die Metapher der geteilten »Baseline« zur Vermittlung ihrer Wahrnehmung eines geteilten Erfahrungshorizonts innerhalb jüdischer Communities, was eine besondere Qualität von Verbundenheit und gegenseitiger Unterstützung ermöglicht. Die wiederholte Aussage »da muss man nicht erklären« verweist auf die besondere Bedeutung der Entlastung vom Erklärungs- und Rechtfertigungsdruck. Gemeint ist, Erfahrungen nicht erst in eine für nichtjüdische Gegenüber nachvollziehbare Sprache übertragen, die emotionale Bedeutung begründen oder die eigene Wahrnehmung antisemitischer Verhältnisse belegen zu müssen. Die geteilte »Baseline« könnte damit als ein vorausgesetztes Wissen verstanden werden, auf dessen Grundlage Kontakt und Beziehung möglich sind, ohne dass die je eigene Erfahrung (wiederholt) zur Disposition gestellt wird.

5.10.1.2 Auseinandersetzung mit dem Verständnis von jüdischer Community

Die Prozesse der verstärkten innerjüdischen Binnenorientierung resonieren die negative Aufladung und Brüchigkeit der Außenwelt und sind neben dem stärkenden Aspekt auch von ambivalenten Erwartungen und Suchbewegungen gekennzeichnet. Einige Interviewpartner:innen sehen sich herausgefordert, ihre Beziehungen zu jüdischen Communities weiterzuentwickeln und Fragen der Identität und Zugehörigkeit neu auszuhandeln. Einerseits wird die neu entstehende Nähe als bedeutsam und hilfreich bewertet, andererseits macht die Notwendigkeit der Kohäsion das Gefühl der Isolation und Entsolidarisierung in der Mehrheitsgesellschaft besonders sichtbar. Einige Interviewpartner:innen betonen ihre säkulare Lebensweise, in der der Besuch einer Synagoge nicht notwendig ist. In Zeiten der Krise erschienen ihnen Synagogenbesuche jedoch naheliegender und fühlten sich auf neue Weise sinnvoll an. Eine Interviewpartnerin geht zudem auf frühere Zäsuren wie den Terroranschlag auf die Synagoge in Halle ein und hebt dabei die Verunsicherung hervor, die sie bei den Synagogenbesuchen immer noch empfinde:

*»seit diesem Versuch in Halle (...) da (...) dem Anschlag hatte ich eigentlich auch gar keinen Bock mehr in irgendeine Synagoge zu gehen weil ich mir so dachte so nee (...) ich bin total unentspannt (...) weil ich immer denke es könnte was passieren (...) dann habe ich meine Kinder dabei was haben die dann davon, die spüren ja wie unentspannt ich bin«
(Interviewpartnerin 64, Anfang 40).*

Im obigen Zitat zeigt sich – wie auch in anderen Lebensbereichen –, dass jüdische Eltern mit dem Dilemma zwischen Sicherheit und der Frage der Vermittlung potenzieller Gefahren für ihre Kinder konfrontiert sind. Sie bewegt der Versuch, ihre Kinder abzuschirmen, und zugleich die Frage, in welcher Form sie Krieg, Bedrohung und Antisemitismus thematisieren können. Diese Überlegungen stehen im Kontext weiterer Abwägungen, die aus der eingeschränkten Teilhabe am öffentlichen Leben und der permanenten Notwendigkeit von Sicherheitsabschätzungen resultieren.

Die Notwendigkeit der Kohäsion zeigt sich auch hier in einer doppelten Dimension. Einerseits wird sie als Ressource erfahren, die Schutz, Nähe und gegenseitige Unterstützung ermöglicht. Andererseits wird sie mitunter als spannungsreich beschrieben, da sie neue Fragen nach Zugehörigkeit, religiöser Praxis und den Grenzen von Community aufwirft. So setzen sich einige Interviewpartner:innen mit ihrem

Verständnis von jüdischen und israelischen Communities auseinander, sowohl in familienbiografischer Perspektive als auch in Bezug auf die aktuelle Situation der Bedrohung durch Antisemitismus. Deutlich wird dabei, dass die Identifikation mit den Geiseln und die empfundene Anteilnahme an deren Schicksal und dem der Angehörigen ein wesentlicher Ausdruck des Communityerlebens sind. Eine Interviewpartnerin beschreibt dies, indem sie ihre physische und geistige Verbindung zu den Geiseln als Teil der eigenen Communitybindung formuliert:

»I used to wake up in the middle of the night feeling (.) what's up with these (.) the hostages like (.) this (.) had provoked (..) a feeling of very strong connection to the community (.) and (.) a physical pain (.) that I am experiencing with them [...] it's important for me to express (.) from the connection that I feel that there is in the community (.) or to the community around me (.) that for me (.) I felt this is happening to me (.) I'm not saying of course (.) that I can put myself in this position (.) not even mention/ like (.) you know I'm not even comparing what I am (.) in this (.) being in [city] (.) to people that are living there or god forbid hostages (.) but in the understanding of the spiritual connection of our community (.) I could not separate myself and this was not a decision (.) that I had made (.) it's something that I was (.) a part of« (Interviewpartnerin 79, Mitte 40).

Die Interviewpartnerin verdeutlicht, dass sie den Schmerz über die Situation der Geiseln physisch erlebe und sich davon nicht abgrenzen könne. Gleichzeitig betont sie, dass sie ihre Situation in Deutschland nicht mit der Situation von Menschen in Israel und insbesondere der Lage der Geiseln vergleichen könne. Im Nachdenken über die jüdische Community als Gemeinschaft kommt sie im Interviewverlauf zudem wiederkehrend auf ihre Verbindung zu ihren Großeltern zu sprechen, die mütterlicherseits aus Deutschland flohen und Überlebende der Shoah sind. Auf der anderen, mizrahischen Familienseite gibt es Überlebende antijüdischer Pogrome im Nahen Osten, deren Erfahrungen in der Familiengeschichte neben den Shoah-Erfahrungen eine mehrdimensionale Gewalt- und Verfolgungserinnerung konstituieren. Sie beschreibt die Überlebenskämpfe und Widerständigkeit der jüdischen Vorfahren als eine Dimension, die sie in der Gegenwart stärke, sich den gegenwärtigen Versuchen der Exklusion von Jüdinnen:Juden im öffentlichen Raum zu widersetzen:

»I took a lot of power (.) stole power from the story of my grandfather (.) from my ancestors (.) I feel like they are a little bit with me all the time [...]

he helps me (.) mindfully or (.) spiritually fight (.) the battle or be able to (..) answer to strangers in the train that (.) shout at me (.) and I answer back (.) not to (.) not to be (.) victimized (.) not to be taken outside like they tried to do it all over the world (.) it's really difficult to fight it a lot of people are just like (.) closing in (.) that's why the power of the community is so so so important (.) because when we now we are not alone we have so much power (.) so for me the community is also (.) our ancestors (.) all the community of the people that are not physically here anymore« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Das Communityerleben dieser Interviewpartnerin und weiterer Studienteilnehmenden speist sich aus der gegenwärtigen erlebten Verbindung und Unterstützung, aber auch aus intergenerationalen Erfahrungen, Wissensbeständen und tradierten Aufträgen. Das Massaker des 7. Oktober aktivierte somit sowohl eine Kohäsion als auch ein Sich-(erneut)-in-Beziehung-Setzen mit der familiären und kollektiven jüdischen Verfolgungsgeschichte.

5.10.1.3 Jüdische Community als Ressource für Empowerment

Die jüdischen Communities stellen eine wichtige Ressource für Empowerment dar, durch die Zugehörigkeit, Unterstützung und Handlungsmöglichkeiten erfahren werden. Wie in den Interviews und Gruppendiskussionen deutlich wird, erfolgt die Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit bei den Studienteilnehmer:innen besonders auf der kollektiven Ebene. Die jüdischen Communities bieten Räume, in dem die Interviewpersonen Solidarität erfahren und zugleich gemeinsam mit anderen Handlungsmöglichkeiten entwickeln und gesellschaftliche Verantwortung übernehmen können. Besonders deutlich wird dies in folgender Interviewsequenz:

»when you reach out to other people you are part of something bigger than yourself [...] life is (.) it's not about ourselves and it's obviously something to do with as I said also last time (.) as a community as a bigger picture« (Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Die Erfahrung von Solidarität innerhalb der jüdischen Communities stellt ein Gefühl von Bedeutung und Zugehörigkeit dar. Die Interviewte beschreibt ihr Handeln als Teil eines größeren Zusammenhangs (»bigger picture«). Die Community erscheint somit nicht lediglich als sozialer Bezugsrahmen, sondern als ein Zusammenhang,

in dem sich kollektive Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Dies zeigt sich auch in anderen Interviews:

*»aber gleichzeitig (.) gibt mir das halt auch Stärke in der jüdischen Community zu sein (.) und (.) ich hab auch das Gefühl eine Verantwortung zu tragen also gerade (.) als (.) Beraterin (.) aber auch als Vorstand vom Verein (.) aber auch einfach als (..) jüdischer Mensch in Deutschland (.) in der Diaspora (.) dass ich halt (.) von hier aus (.) auch irgendwie viel bewegen kann (.) und (.) dass es auch wichtig ist (..) am Ball zu bleiben sag ich mal«
(Interviewpartnerin 7, Mitte 20).*

Die Interviewperson verbindet ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Community unmittelbar mit einem Gefühl von Stärke, Verantwortung und der Möglichkeit, etwas zu bewegen. Die jüdische Community wird damit nicht nur als Schutzraum und Ort der Zugehörigkeit und Unterstützung erfahren, sondern auch als Ort, in dem Handlungsfähigkeit wirksam wird.

5.10.2 Empowerment und Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit nach dem 7. Oktober

Empowerment zeigt sich in den Interviews und Gruppendiskussionen als ein fortlaufender Prozess der Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit im Kontext des 7. Oktober 2023. Die Forschungsteilnehmenden beschreiben in den Interviews und Gruppendiskussionen, wie sie auf die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen in Deutschland reagieren und welche Folgen dies für ihre weitere Lebensgestaltung hat. Dabei werden unterschiedliche Formen der Lebensgestaltung sichtbar, die sich bei den Forschungsteilnehmenden insbesondere in Entscheidungen über Beruf, Wohnort, Ausbildung der Kinder sowie im Engagement innerhalb der jüdischen Communities zeigen. Handlungsfähigkeit wird ebenfalls in der bewussten Gestaltung von sozialen Beziehungen, der Setzung persönlicher Grenzen und der Sichtbarkeit der eigenen jüdischen Identität deutlich. Die Gemeinsamkeit dieser verschiedenen Formen von Empowerment besteht darin, dass die Forschungsteilnehmenden versuchen, ihren eigenen Handlungsspielraum innerhalb einer als nicht unmittelbar veränderbar erlebten Situation zu erweitern. Besonders deutlich wird dies bei einer Interviewpartnerin, die ihre Erfahrungen im Kontext des 7. Oktober mit der zukünftigen Gestaltung ihres Lebens verbindet:

*»I mean it can guide us in the future in different levels (.) in my personal future how I want to (.) live my life in what sense, even regarding work (.) and who is the person I want to be (.) because (.) what I've learned so much from this war (.) is when you reach out to other people (.) you are part of something bigger than yourself (.) so (.) when you have so much love and care (..) and and heart and pain to people that you have never met (.) and you are there (..) really everyday (.) to support their saving (.) in every way that you can imagine you can do (.) this makes me understand that life is (.) it's not about ourselves and it's obviously something to do with as I said also last time (.) as a community as a bigger picture (.) so this is on the personal level«
(Follow-Up-Interview 1, Interviewpartnerin 79, Anfang 40).*

Die Erfahrungen im Kontext des 7. Oktober verbindet die Interviewpartnerin mit ihrer Zukunftsgestaltung. Sie fragt sich, wer sie sein möchte, wie sie leben möchte und welche Arbeit sie machen möchte. Dabei geht sie über ihre individuelle Ebene hinaus und berücksichtigt auch die kollektive Ebene der jüdischen Communities, durch die sie Solidarität erfahren hat (»part of something bigger than yourself«). Handlungsfähigkeit entsteht bei ihr nicht ausschließlich durch individuelle Entscheidungen, sondern auch durch Verbundenheit, Zugehörigkeit und die Erfahrung, gemeinsam mit anderen handeln zu können. Der 7. Oktober wird dadurch zu einem Ausgangspunkt für eine neue Ausrichtung der eigenen Handlungsmöglichkeiten und der Frage, wie das eigene weitere Leben gestaltet werden soll.

5.10.2.1 Aktivismus zwischen Ohnmacht und Handlungsfähigkeit

Der Prozess der Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit zeigt sich besonders deutlich im Aktivismus der Forschungsteilnehmenden. Durch ihren Aktivismus erhalten sie die Möglichkeit, innerhalb einer als überwältigend erlebten Situation selbst tätig zu werden und ihren eigenen Handlungsspielraum zu erweitern. Dabei zeigt sich Empowerment sowohl in individuellen Aktivitäten als auch in der gemeinsamen Schaffung von Räumen und Strukturen. Eine Interviewperson berichtet, dass sie ihre »eigene Betroffenheit wieder in Aktivismus [...] verwandeln« (Interviewpartner:in 62, Ende 20) könne, indem sie sich »Austauschräume und Bezugsräume [...] [sucht] in denen das (.) Thema sein kann« (Interviewpartner:in 62, Ende 20). Daraus schöpfe sie »Kraft [...] weil ich es selber initiiere und weil ich selber darin so eine [...] Handlungsmacht irgendwie wieder spüre« (Interviewpartner:in 62, Ende 20).

Die »Handlungsmacht« entsteht dadurch, dass sie selbst Räume initiiert und innerhalb ihres eigenen Handlungsspielraums aktiv wird.

Eine weitere Interviewperson beschreibt, wie ihr Aktivismus sie aus ihrer »Ohnmacht« bringt:

»einfach auch selber was machen (.) mich bringt das ein bisschen aus der Ohnmacht raus (.) dann dort hinzugehen und diese Aufkleber dahin zu machen und meine Position wenigstens dann (.) wenn es (.) ja es es ist fast anonym aber man sieht mich ja da kleben das zu machen (.) irgendwas tun (..) irgendwie im Handeln bleiben« (Interviewpartnerin 63, Ende 50).

Die Bedeutung des Anbringens von Aufklebern liegt bei ihr weniger in ihrer unmittelbaren gesellschaftlichen Wirkung als darin, aktiv zu werden und »irgendwie im Handeln [zu] bleiben«. Eine weitere Interviewpartnerin spricht im Zusammenhang mit ihrem Aktivismus von einer »kämpferische[n] Seite«, die sie vorher nicht von sich kannte:

»da hat es mir zum Beispiel geholfen so aktiv zu werden (.) und wieder so ein bisschen (.) so Selbstwirksamkeit und auch was dage/ also (.) mein (.) kämpferische Seite die ich eigentlich auch von mir kenne in dieser Hinsicht« (Interviewpartnerin 69, Anfang 30).

Sie beschreibt, dass Aktivwerden bei ihr ein Gefühl von »Selbstwirksamkeit« auslöste, wodurch sie sich selbst wieder als handlungsfähig erlebte.

Der Prozess der Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit durch Aktivismus wird auch in einer Gruppendiskussion mit Studierenden deutlich, die von der Gründung einer Hochschulgruppe berichten. Die Gründung wird als Möglichkeit beschrieben, etwas »tun« zu können:

»und dann irgendwie das Ding mit [Name der Hochschulgruppe] gründen und (..) darin zu sehen was dann damit passiert sei es irgendwie keine Ahnung dass man sich (.) gut damit fühlt dass man irgendwie was tun kann oder zumindest auf Sachen aufmerksam macht« (Gruppendiskussion Studierende, B1).

Die Formulierung »dass man irgendwie was tun kann« zeigt das Bedürfnis der Studierenden, trotz der weiterhin als überwältigend erlebten Situation, insbesondere

auch an Hochschulen, selbst Einfluss zu nehmen. Dabei erläutern sie im weiteren Verlauf der Gruppendiskussion die Gleichzeitigkeit von »Ohnmacht« und »Selbstwirksamkeit«, die sie durch die Gründung ihrer Hochschulgruppe erleben:

»und so ist es dann eben schöner sichtbar (.) mit einer Gruppe stolz das zu tragen und trotzdem (.) natürlich sich irgendwie bedroht zu fühlen und trotzdem dem ganzen Stress ausgesetzt zu sein (.) oder eben das Gefühl zu haben (..) also man man fühlt immer noch Ohnmacht man fühlt immer noch das Gefühl (.) dass da Dinge passieren gegen die man nichts tun kann (.) und auf der anderen Seite hat man sich aber eben auch selbst ermächtigt und hat eben auch (.) Selbstwirksamkeit erreicht und (..) und dadurch wird das halt viel erträglicher« (Gruppendiskussion Studierende, B3).

Diese Interviewsequenz verdeutlicht, dass Empowerment die Erfahrung von Ohnmacht nicht aufhebt. Vielmehr können Ohnmacht und Selbstwirksamkeit gleichzeitig existieren: Die antisemitische Bedrohung an der Hochschule durch die aktuellen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen im Kontext des 7. Oktober bleibt bestehen, jedoch verändert sich die eigene Position innerhalb dieser Situation durch ihre Selbstwirksamkeit, die sie mit der Gründung der Hochschulgruppe erlangt haben. Die Hochschulgruppe schafft einen Handlungsspielraum und ermöglicht ein gemeinsames Handeln unter den Studierenden.

Neben solchen Hochschulgruppen nennen die Forschungsteilnehmenden auch hochschulübergreifende Netzwerke und daraus resultierende dauerhafte Strukturen. Eine Interviewperson berichtet von der Gründung eines hochschulübergreifenden Netzwerks, der Organisation einer Ringvorlesung und einer studentischen Gruppe:

»ich habe (.) mittlerweile mit einigen (..) nicht nur Kommilitonen sondern auch (.) Dozenten von verschiedenen Hochschulen haben wir ein Netzwerk gegründet (.) Hochschulen [Stadt] gegen Antisemitismus, wir haben jetzt eine Ringvorlesung organisiert fürs nächste Sommersemester die sich mit verschiedenen Formen des Antisemitismus beschäftigt und (..) auch eine Studentengruppe (.) die (.) das im studentischen Rahmen Veranstaltungen macht« (Interviewpartnerin 44, Ende 40).

Durch die Gründung des Netzwerks konnten die Studierenden dauerhafte Strukturen an den Hochschulen und damit gleichermaßen Austausch- und Unterstützungsräume schaffen. Die Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit vollzieht sich dabei nicht allein über individuelles Handeln, sondern auch über das Herstellen

von kollektiven Handlungsmöglichkeiten. Mit der Organisation von Netzwerken, Gruppen und Veranstaltungen entstehen Kontexte, in denen jüdische Perspektiven sichtbar gemacht, Wissen über Antisemitismus vermittelt und Erfahrungen geteilt werden können.

5.10.2.2 Handlungsfähigkeit durch die Gestaltung des eigenen Lebens

Eine Form der Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit zeigt sich in den Entscheidungen der Forschungsteilnehmenden zur Gestaltung des eigenen Lebens beziehungsweise ihrer Kinder. Darunter gehören Entscheidungen über Beruf, Wohnort, Gestaltung von sozialen Beziehungen und Grenzen setzen sowie der Ausbildung der Kinder. Mit der Veränderung ihrer Lebensumstände reagieren die Forschungsteilnehmenden auf die antisemitischen Bedrohungen im Kontext des 7. Oktober. Empowerment zeigt sich hier darin, Entscheidungen über das eigene Leben zu treffen und dadurch die eigenen Lebensbedingungen mitgestalten zu können. Einige Forschungsteilnehmende berichten in den Interviews von einem **Jobwechsel**, teilweise auch zu jüdischen Organisationen, um ihre eigenen Lebensbedingungen aktiv mitzugestalten. Dabei berichten sie, dass sie sich in ihren vorherigen Arbeitsplätzen unsicher oder unwohl gefühlt haben. Durch diesen Jobwechsel erlangen sie mehr Sicherheit und Kontrolle, dass sie »nicht Gefahr laufe[n] in unangenehme Situationen zu geraten« (Interview zur Selbstbeobachtung 2, Interviewpartnerin 43, Mitte 40). Ein Interviewter beschreibt, dass er bei seinem neuen Arbeitgeber endlich »atmen« (Interviewpartner 81, Anfang 40) könne, was in seinem vorherigen Job nicht möglich war. Empowerment entsteht bei ihm darin, einen Arbeitgeber zu wählen, an dem die eigene jüdische Identität nicht mit Unsicherheiten verbunden ist. Sicherheit wird hier als Möglichkeit verstanden, sich selbst offen zeigen zu können, ohne Bedrohungen erwarten zu müssen. Entscheidend war bei seinem alten Arbeitgeber die Atmosphäre, die er dort wahrgenommen hat (»anti-Israel Vibe« (Interviewpartner 81, Anfang 40)). Der Wechsel zu einer jüdischen Organisation stellt für ihn eine Möglichkeit dar, diese Situation selbst zu verändern.

Andere Forschungsteilnehmende berichten wiederum von ihrer Entscheidung, mit bestimmten Personen nicht mehr zusammenzuarbeiten. Diese Grenzsetzung lässt sich als Form von Selbstermächtigung verstehen. Ein Interviewpartner beschreibt dies folgendermaßen:

»ich bin nicht mehr bereit mit denen zu arbeiten (.) mancher anderes (.) habe ich das gesagt (.) und manche nicht (.) ich ignoriere das einfach (.) sage ›nee (.) ich arbeite nicht mit Rassisten« (Interviewpartner 71, Mitte 60).

Empowerment wird hier als Fähigkeit zur Abgrenzung sichtbar, indem der Interviewte entscheidet, welche Arbeitskonstellationen für ihn akzeptabel sind. Er verändert dadurch seinen eigenen Umgang mit einer als problematisch wahrgenommenen Situation und ist dadurch nicht darauf angewiesen, dass sich die Arbeitsbedingungen verändern. Vielmehr trifft er eine Entscheidung innerhalb seines eigenen Handlungsspielraums, die seine eigenen Grenzen und Bedürfnisse berücksichtigt (»ich arbeite nicht mit Rassisten«).

Der Jobwechsel reicht teilweise auch über die Suche nach einem anderen Arbeitsplatz hinaus. Bei einigen Interviewpersonen führt der 7. Oktober zu einer grundsätzlichen Reflexion darüber, welche Funktion die eigene Arbeit haben soll und wo die eigenen Kompetenzen gebraucht werden. Dies wird beispielsweise bei folgender Interviewpartnerin deutlich:

»also ich hatte überlegt dass ich mir jetzt mal einen Job suche (.) irgendwie um Öffentlichkeitsarbeit für die jüdische Community zu machen (..) weil es ja das ist was ich mache (.) also das mache ich (.) bei [Organisation] mache ich Öffentlichkeitsarbeit bei [Name der politischen Organisation] mache ich Öffentlichkeitsarbeit ich bin einfach gut in dem was ich mache und ich glaube das braucht die Community jetzt gerade einfach« (Interviewpartnerin 18, Mitte 30).

Die Interviewte stellt ihre beruflichen Fähigkeiten in der Öffentlichkeitsarbeit (»ich bin einfach gut in dem was ich mache«) in einen unmittelbaren Zusammenhang mit einem wahrgenommenen Bedarf in der jüdischen Community (»das braucht die Community jetzt gerade einfach«). Damit wird ihre berufliche Tätigkeit nicht nur als individuelle Erwerbsarbeit verstanden, sondern als Möglichkeit, in der jüdischen Community wirksam zu werden. Die Gestaltung des eigenen Berufs wird damit zu einer Form von Empowerment, bei der persönliche Fähigkeiten mit einem kollektiven Bedarf verbunden werden.

Dies zeigt sich auch bei einer anderen Interviewperson, die den Wunsch äußert, ihre Arbeit mehr auf die Stärkung der jüdischen Community auszurichten, wie sie in folgender Interviewsequenz beschreibt:

»ich habe auf jeden Fall so ein Bedürfnis noch ein stärkeres Bedürfnis danach mehr (.) so (.) Arbeit (.) irgendeine Arbeit zu machen die sich mehr ausrichtet auf so (.) die Stärkung (.) von dieser Community so Empowermentarbeit und irgendwie so identitätsstärkend und (.) um irgendwie so (.) was dann ja was dann ja auch nach außen trägt (.) auf eine andere Art und Weise« (Interviewpartnerin 57, Mitte 20).

Die Interviewpartnerin nennt »Empowermentarbeit« hier explizit als Arbeitsfeld, in dem sie tätig sein möchte. Mit ihrer Arbeit möchte sie dazu beitragen, andere aus den jüdischen Communities zu stärken. Persönliche Selbstwirksamkeit wird damit in kollektive Selbstwirksamkeit überführt, was wiederum an die zuvor beschriebene Bedeutung der jüdischen Communities für Empowerment anknüpft.

Eine Form der Zukunftsgestaltung ist die **Entscheidung über den persönlichen Wohnort**. Hier reicht das Spektrum bei den Forschungsteilnehmenden von einem Umzug innerhalb Deutschlands bis hin zu konkreten Auswanderungsplänen nach Israel. Ein Wohnortwechsel wird von einer Interviewpartnerin als bewusste Entscheidung beschrieben, um ihre Unzufriedenheit in Bezug auf ihren vorherigen Wohnort zu verändern:

»und dieses (.) allein sein in [Stadt] das habe ich dann nicht mehr ausgehalten und (.) ich habe dann einen ziemlich drastischen Schritt gesetzt (.) und mir eine Wohnung in [Stadt] gesucht (.) was (.) erstaunlicherweise (.) Baruch Hashem (.) sehr schnell gegangen ist (.) innerhalb von wenigen Wochen hatte ich (.) da in einer Seniorenwohnanlage (.) eine (.) eine sehr schöne Wohnung gefunden« (Interviewpartnerin 59, Mitte 60).

Die Interviewpartnerin beschreibt ihren Umzug als »einen ziemlich drastischen Schritt«. Dabei reagiert sie mit dem Wohnortwechsel auf ein Gefühl des »allein sein[s]« in ihrer alten Stadt, das sie im Kontext der Erfahrungen nach dem 7. Oktober nicht mehr aushält. Empowerment zeigt sich in diesem Beispiel darin, dass sie auf die als belastend wahrgenommene Situation mit einer Veränderung ihres sozialen und räumlichen Umfelds reagiert und dadurch ihre eigene Lebenssituation bewusst mitgestaltet.

Noch deutlicher wird die Bedeutung des Wohnorts als Bestandteil der eigenen Lebensgestaltung bei Forschungsteilnehmenden, die über eine Auswanderung nach

Israel nachdenken. Dabei verbinden sich Fragen nach Sicherheit, Zugehörigkeit und akademischen beziehungsweise beruflichen Zukunftsvorstellungen. So beschreibt eine Interviewpartnerin ihre Entscheidung, nach Israel auszuwandern (Interviewpartnerin 75, Ende 20). Die Entscheidung über ihre geplante Auswanderung nach Israel begründet die Interviewpartnerin vor allem mit ihren Promotionsplänen, da sie die Situation an den Hochschulen in Deutschland als bedrohlich wahrnimmt. So erzählt sie, dass sie sich in Israel während ihrer Volunteerreise trotz des andauernden Nahostkonflikts »viel sicherer gefühlt« habe »als an der Uni in Deutschland«. Sicherheit wird damit aus ihrer subjektiven Erfahrung heraus bestimmt und steht in engem Zusammenhang mit der Möglichkeit, sich als Jüdin im öffentlichen Raum ohne Sicherheitsbedenken bewegen zu können. Die Entscheidung für eine Auswanderung nach Israel bedeutet für die Interviewpartnerin demnach, die eigenen zukünftigen Lebensbedingungen aktiv zu gestalten.

In diesem Zusammenhang verändert sich auch die Bedeutung der israelischen Staatsbürgerschaft für die Interviewpartnerin, auf die Jüdinnen:Juden nach dem israelischen Rückkehrgesetz einen Anspruch haben:

»ich habe verstanden dass ich nie (.) wirklich geschätzt habe was das heißt (.) ein (.) Recht zu haben (.) auf die Staatsbürgerschaft (.) einfach weil ich (.) geboren bin (.) weil ich also ich habe nix dafür gemacht (.) und in Israel eine Staatsbürgerschaft zu bekommen ist ziemlich kompliziert (.) aber ich bin einfach so geboren in diesem Recht (.) und ich habe es wirklich nie geschätzt und jetzt glaube ich dass es (.) auch mir ein (.) ein Gefühl (.) der Sicherheit gibt (.) genau und (.) das ist alles (.) also diese Wahrnehmung hat sich auf jeden Fall während dieser Reise von Taglit geändert« (Interviewpartnerin 75, Ende 20).

Die Erfahrungen im Kontext des 7. Oktober 2023 verändern hier die Bedeutung der israelischen Staatsbürgerschaft für die Interviewte. Was zuvor als selbstverständlich wahrgenommen wurde (»ich habe es wirklich nie geschätzt«), wird nun als Ressource von »Sicherheit« und als konkrete Möglichkeit für die eigene Zukunft verstanden. Gleichzeitig zeigt sich bei der Interviewpartnerin eine Ambivalenz bei ihrer Entscheidung. So führt sie im Interview fort:

»wenn wir alle wegziehen [...] was bleibt übrig und [...] was wird dann hier passieren (..) aber momentan wie gesagt spüre ich auch keine Kraft in mir (..) das alles zu verändern« (Interviewpartnerin 75, Ende 20).

Die Möglichkeit, über die eigene Zukunft zu entscheiden, geht bei ihr mit der Erfahrung einher, gesellschaftliche Entwicklungen nicht verändern zu können (»wie gesagt spüre ich auch keine Kraft in mir [...] das alles zu verändern«).

Eine weitere Form der Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit, die in den Interviews deutlich wird, ist die bewusste **Entscheidung über soziale Beziehungen und Grenzen**. Sie entscheiden bewusst darüber, mit wem sie Zeit verbringen, welche Beziehungen sie aufrechterhalten und mit welchen gesellschaftlichen und politischen Themen sie sich auseinandersetzen möchten. Eine Interviewperson beschreibt ihre Entscheidung, mit bestimmten Personen keine politischen Diskussionen mehr zu führen, um ihre eigenen Ressourcen zu schützen:

»I've learned that if I sit around the table with somebody that doesn't believe that my country should exist (.) or believe that it should be erased (.) this person has no place at my table (.) I ha/ I am able have (.) I hope that I'm able to have political discussions (.) maybe that are not hundred percent in line with my opinion (.) which is also changing it's just an opinion (.) but if this is the table that somebody is coming to and that's their perspective (.) they are not welcome (.) right now in my life (.) there are other people that are able to talk with these people (.) I am right now not wasting my energy on this perspective« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Sie beschreibt, dass sie nicht grundsätzlich politische Diskussionen meidet, sondern unterscheidet hier zwischen Meinungen, die von ihrer abweichen können, und von grenzüberschreitenden Perspektiven. Dabei entscheidet sie selbst, mit welchen Meinungen sie sich auseinandersetzt, wodurch sie ihre eigenen Ressourcen schützt (»I am right now not wasting my energy on this perspective«). Empowerment zeigt sich bei der Interviewperson hier, indem sie aktiv über ihre Ressourcen wie Zeit, Energie und soziale Beziehungen verfügt. Sie entscheidet bewusst, welchen Auseinandersetzungen sie ihre Aufmerksamkeit widmet und grenzt damit ihren Verantwortungsbereich ein (»there are other people that are able to talk with these people«).

Eine ähnliche Form der Grenzsetzung wird auch von einer anderen Interviewperson in Bezug auf ihren Umgang mit sozialen Medien beschrieben:

»inzwischen wenn ich das merke (.) in den sozialen Medien (.) weil (.) diejenige mit denen ich direkt Kontakt habe (.) ich denke (.) nee da gibt es keine mehr (.) die sind inzwischen raus (.) fil/ gefiltert« (Interviewpartner 71, Mitte 60).

Der Interviewpartner beschreibt, dass er Personen aus seinen sozialen Medien entfernt habe. Seine Handlungsfähigkeit besteht darin, die eigene soziale Umwelt aktiv zu gestalten, indem er Grenzen setzt, welchen Personen und Inhalten er in seinen sozialen Medien begegnet.

In den Interviews mit Eltern wird Empowerment als generationale Verantwortung sichtbar, indem sie bewusste Entscheidungen über die Zukunft der eigenen Kinder treffen. Eltern beschreiben ihre Entscheidungen hinsichtlich Schule, Wohnort und Auswanderung als Entscheidungen über die Zukunft ihrer Kinder. Damit versuchen die Eltern, nicht nur Handlungsmöglichkeiten für sich selbst herzustellen, sondern auch für die nachfolgende Generation. Eine Interviewpartnerin beschreibt beispielsweise den geplanten Schulwechsel ihres Kindes auf eine jüdische Schule in folgender Interviewsequenz:

»sind wir dann irgendwie auf den Trichter gekommen dass wir (.) dann den (.) Schulwechsel jetzt anstreben (.) mal gucken ob wir angenommen werden das ist noch eine Überraschungstüte (..) ja (.) wir wohnen wenigstens um die Ecke und ich war selber dort Schülerin (.) für mich ist das so ein bisschen so (.) ja ist auch schön wir hatten das (.) also halt dann für die (.) für die 7. Klasse jetzt schon vor diesen Wechsel zu machen aber (.) ja das war jetzt ein bisschen (.) Hals über Kopf (.) aber (.) ja (.) fühlt sich (.) fühlt sich richtig an so« (Interviewpartnerin 15, Ende 30).

Die Entscheidung zum Schulwechsel wird von der Interviewpartnerin als Reaktion auf die veränderten Bedingungen nach dem 7. Oktober begründet. Dabei wird deutlich, dass die Entscheidung nicht geplant war, sondern »ein bisschen (.) Hals über Kopf« getroffen wurde. Die Entscheidung fühle sich für die Interviewte »richtig« an. Mit dem Schulwechsel versuchen die Eltern, die Bedingungen der schulischen Laufbahn ihres Kindes entsprechend ihrer Wahrnehmung der veränderten Situation neu zu gestalten.

Die Verbindung von Schulwahl, Sicherheit und Zukunftsplanung wird von einer weiteren Interviewpartnerin beschrieben, die dabei gleichzeitig auf ihre Auswanderungspläne eingeht:

»also wir wollten sowieso schon nicht dass mein Sohn auf eine nichtjüdische Schule geht einfach (.) wegen der Problematik des Antisemitismus in den Schulen (.) wir hatten überlegt (.) nach [Stadt] zu ziehen wo ich (.) ja auch lange gelebt hab wo es eine sehr gute jüdische Grundschule gibt

aber nach dem 7. Oktober haben wir gesagt (..) nein (.) auch (.) auch wenn es einen wirtschaftlichen Abstieg für uns bedeuten wird (.) wenn (.) mein (.) Sohn (.) spätestens wenn mein Sohn 5 ist (.) also das Vorschuljahr (.) machen wir Alija und (..) sind like (..) das was (.) hier nach dem 7. Oktober passiert ist (.) können wir nicht vergessen« (Interviewpartnerin 10, Anfang 30).

Die Interviewpartnerin beschreibt, dass ihr Kind aufgrund der »Problematik des Antisemitismus in den Schulen« ohnehin nicht auf eine nichtjüdische Schule gehen sollte. Nach dem 7. Oktober wird diese Überlegung allerdings mit einer Entscheidung über die Zukunft der gesamten Familie verbunden. Sie planen, nach Israel auszuwandern und einen »wirtschaftlichen Abstieg« hinzunehmen, um die Sicherheit ihres Kindes zu gewährleisten. Deutlich wird, dass die Eltern versuchen, ihrem Kind ein möglichst sicheres und weniger von Antisemitismus belastetes Aufwachsen zu ermöglichen. Die Orientierung der Entscheidungen an der nachfolgenden Generation wird besonders deutlich bei einer Interviewpartnerin, die ihre eigene Sichtbarkeit als Jüdin mit der Sicherheit ihrer Kinder verbindet:

»sobald ich öffentlich erkennbar bin als jüdisch und (.) ja (.) beuge ich mich in eine Gefahr (.) ich beuge meine Kinder auch in diese Gefahr dadurch dass ich selber (.) quasi eine gewisse Prominenz habe (.) sind meine Kinder auch in einer Gefahrensituation (.) und das macht was mit einem psychisch (..) also (.) was genau in der Tiefe (.) schwierig zu sagen (..) noch hält es mich nicht davon ab weiterzumachen weil (.) wenn ich möchte dass meine Kinder in diesem Land eine Zukunft haben dann (.) darf ich jetzt nicht aufgeben (.) ist so (.) glaube ich so meine Grundeinstellung also ich mache es letztlich für meine Kinder dass es die nächste Generation Juden (.) in diesem Land auch wieder gibt« (Interviewpartnerin 23, ohne Altersangabe).

Die Interviewpartnerin beschreibt zunächst die Gefahr, die sie mit der jüdischen Sichtbarkeit verbindet, und bezieht diese zugleich auf ihre Kinder. Dies hält sie allerdings nicht von ihrem Engagement ab, da sie den Wunsch hat, dass ihre »Kinder in diesem Land eine Zukunft haben«. Handlungsfähigkeit entsteht hier durch die Übernahme von Verantwortung für die nachfolgende Generation, deren zukünftigen Lebensbedingungen sie mitgestalten möchte.

5.10.2.3 Sichtbarmachen jüdischer Identität als Empowerment

Die Erfahrungen im Kontext des 7. Oktober führten bei einigen Forschungsteilnehmenden zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit der eigenen jüdischen Identität, die sich teilweise in deren Sichtbarmachung ausdrückt. Dazu zählen beispielsweise das Tragen jüdischer Symbole sowie das Sprechen der hebräischen Sprache in der Öffentlichkeit. Andere Forschungsteilnehmende vermeiden eine solche Sichtbarkeit aus Angst vor antisemitischen Angriffen. Darüber hinaus geht es nicht nur um die Sichtbarkeit der jüdischen Identität, sondern auch um dessen Bedeutung für das eigene Leben. So berichten Interviewte von einer veränderten Wahrnehmung ihrer eigenen Identität, die sie teilweise als deutlichen Einschnitt zwischen der Zeit vor und nach dem 7. Oktober beschreiben: »ich weiß nicht mehr wer ich war vor dem 7. Oktober« (Follow-Up-Interview 2, Interviewpartnerin 75, Ende 20). Die Erfahrungen im Kontext des 7. Oktober machen jüdische Identität damit bewusster erfahrbar und führen zugleich zu einer Aushandlung ihrer Bedeutung für das eigene Leben.

Viele Forschungsteilnehmende berichten in den Interviews davon, dass sie sich ihrer eigenen jüdischen Identität durch die Erfahrungen im Kontext des 7. Oktober verstärkt bewusst geworden sind. So schildert eine Interviewperson:

»I think (.) in a way it (.) made me kind of reaffirm that I know that (.) I should be Jewish or that I have a Jewish soul because I knew that like (.) I wouldn't feel this way (.) if I didn't belong (.) to these people« (Interviewpartnerin 40, Ende 20).

Ein anderer Interviewpartner beschreibt, er fühle sich »jüdischer als ich mich davor je gefühlt habe« (Interviewpartner 81, Anfang 40). Die Erfahrungen werden hier als eine Bestätigung der eigenen jüdischen Identität beschrieben. Bei einigen Forschungsteilnehmenden wird die jüdische Identität nach außen hin – trotz möglicher Konsequenzen – sichtbar gemacht. Dies ist für eine Interviewperson eine Form von Selbstbehauptung, wie sie folgendermaßen schildert:

»aber ich werde trotzdem dabei bleiben (.) meine Identität zu zeigen sei es der Regenbogen sei es der Davidstern (.) sei es der hebräische Text auf meinem (.) Armbändchen (.) ich werde mich nicht verstecken« (Interviewpartnerin 63, Ende 50).

In der Sichtbarmachung jüdischer Identität sieht eine Interviewperson eine gesellschaftliche Aufgabe und wägt damit die damit verbundenen Sicherheitsrisiken ab:

»ich glaube das bringt auf jeden Fall seine Gefahren mit sich (.) ich denke aber (.) dass (.) die Gefahren kurzfristig sind und die Benefits [...] langfristig« (Interviewpartner 36, Mitte 30).

Besonders deutlich wird die Bedeutung jüdischer Symbole von verschiedenen Interviewpersonen am Beispiel der Davidsternkette beschrieben. Diese macht nicht nur die jüdische Zugehörigkeit sichtbar, sondern erhält für die Person zugleich eine persönliche und politische Bedeutung, wie folgende Interviewperson schildert:

»eigentlich trage ich sie auch viel einfach (.) für mich selber (.) weil (.) ein Freund von mir hat mal gesagt für ihn ist das ein Stück greifbare Identität (.) und damit kann ich so viel anfangen (..) ja (.) und gleichzeitig ist es (.) für mich (.) auch schon (.) seitdem ich irgendwie gecheckt habe was das in anderen Menschen auslöst (.) fühlt es sich an wie Rebellion (.) und es fühlt sich so ein bisschen an und ich trage sie auch einerseits für mich (.) so als diese (.) ein Stück greifbare Identität (.) und gleichzeitig ist es aber auch so ein Riesenmittelfinger (.) an die ganzen ((lacht)) Menschen (.) da draußen die mich nicht (.) alive sehen wollen« (Interviewpartnerin 57, Mitte 20).

Die Interviewperson beschreibt, dass die Davidsternkette für sie »ein Stück greifbare Identität« ist und das Tragen gleichzeitig eine »Rebellion« für sie bedeutet. Die Kette hat damit eine doppelte Funktion: Einerseits stellt sie für die Interviewperson eine »greifbare« Form der eigenen Identität dar und richtet sich damit nach innen. Andererseits macht sie jüdische Zugehörigkeit nach außen sichtbar und wird zu einem bewussten Zeichen gegenüber der sozialen Umwelt. Das Tragen der Davidsternkette verbindet sich damit mit einer Form von Selbstbehauptung, die von der Interviewperson als »Rebellion« und als »Riesenmittelfinger (.) an die ganzen ((lacht)) Menschen« beschrieben wird.

Auch andere Forschungsteilnehmende sehen die Sichtbarkeit der jüdischen Identität als eine kollektive Aufgabe, wie es beispielsweise folgender Interviewpartner schildert:

»du merkst dann (.) du hast keine andere Wahl außer aufzustehen (.) und sage (.) »nein (.) jetzt (.) jetzt geht es nicht mehr« (..) und wir

müssen aufstehen wir müssen uns zeigen (.) und zwar (.) »hallo (.) wir sind hier (.) wir sind (.) ein Volk (.) auf die Welt (..) wir sind Menschen ((längere Pause)) und (.) wir lassen das mit uns einfach (.) nicht (.) machen« (Interviewpartner 71, Mitte 60).

Eine Interviewpartnerin berichtet, dass ihre Mutter sie aus Sicherheitsgründen gefragt habe, ob sie ihre Davidsternkette nicht abnehmen wolle, was diese ablehnt:

»meine Mama hat mir halt eigentlich gesagt »ja möchtest du nicht die Kette jetzt in der nächsten Zeit abnehmen« aber ich war halt so irgendwie so sie bedeutet mir voll viel deswegen will ich sie nicht abnehmen oder verstecken oder so (.) weil es einfach so meine Geschichte ist« (Interviewpartnerin 58, Jugendliche).

Das Tragen der Kette ist für die Interviewte mit der eigenen »Geschichte« verbunden. Diese möchte sie »nicht abnehmen oder verstecken«, da es für sie mit großer Bedeutung versehen ist.

Gleichzeitig zeigen die Interviews, dass Empowerment nicht mit möglichst großer Sichtbarkeit gleichgesetzt werden kann, insbesondere unter Berücksichtigung der damit einhergehenden Sicherheitsrisiken für Jüdinnen:Juden. So beschreibt eine Interviewpartnerin, dass sie ihre Davidsternkette nicht mehr trage, allerdings eine »Zwischenlösung« gefunden habe:

»also hatte ich früher auch so Davidstern (.) Ohringe und so weiter würde ich aktuell auf gar keinen Fall tragen (.) und wahrscheinlich auch sehr lange nicht mehr tragen (..) die Kette die ich (.) aktuell trage ist gerade irgendwie so ein bisschen (.) das (.) das Chai das ist gerade irgendwie so ein bisschen die Zwischenlösung (.) das kennen die meisten nicht (.) und ist für mich trotzdem ein Ausdruck von Identität (.) mit dem ich aber nicht groß auffalle« (Interviewpartnerin 43, Mitte 40).

Das Chai ermöglicht ihr damit eine Form der Sichtbarkeit, die zwischen vollständigem Verzicht auf jüdische Symbole und demonstrativer Sichtbarkeit liegt. Die eigene Identität bleibt für sie selbst präsent, aber nach außen nicht für alle erkennbar.

Die Sichtbarkeit von jüdischer Identität wird auch durch das Sprechen der hebräischen Sprache hergestellt, was auch in den Interviews und Gruppendiskussionen thematisiert wird. Besonders deutlich wird dies in der Gruppendiskussion mit Religionslehrkräften, in der eine Person ihre Wut darüber beschreibt, dass sie sich

in der Öffentlichkeit überhaupt Gedanken darüber machen müsse, ob sie Hebräisch sprechen kann:

»ich bin total wütend (.) also ich bin wütend (.) dass ich extra Hebräisch sprechen will (.) ich will nicht (.) im Zug sitzen (.) ich höre überall Arabisch (.) und ich hab das schon gemerkt (.) dass ich dann einfach das Handy genommen hab (.) ((Hebräisch)) und mir war es gerade egal (.) also so richtig so (.) ja (.) das kann nicht sein dass ich da sitze (.) und nicht mit meinen Freunden reden kann (..) das geht nicht das ist hier (.) hier lebe ich (.) und das ist eine sogenannte Demokratie (.) das geht nicht« (Gruppendiskussion Religionslehrkräfte, B5).

Das Sprechen der hebräischen Sprache in der Öffentlichkeit lässt sich hier als Form der Selbstbehauptung verstehen. Indem die Interviewperson darauf besteht, auch im öffentlichen Raum Hebräisch zu sprechen, beansprucht sie die Selbstverständlichkeit und Legitimität ihrer jüdischen Identität. Dabei verweist sie darauf, dass sie »hier lebe [...] und das ist eine sogenannte Demokratie«. Ihre Wut verweist auch darauf, dass die Selbstverständlichkeit des Sprechens der hebräischen Sprache durch den 7. Oktober infrage gestellt wurde. Empowerment zeigt sich hier als eine Reaktion auf eine erlebte Einschränkung von Normalität, die die Interviewperson dadurch wiederherzustellen versucht.

Das Sprechen der hebräischen Sprache als Form von Empowerment zeigt sich auch in der Interaktion von interviewten Eltern mit ihren Kindern. So beschreibt ein Elternteil, dass sie ihr Kind auf dem Weg zur U-Bahn Hanukkah-Lieder singen lässt, damit sie nicht »von ihrer Identität« abkommt:

»und dann habe ich einmal mit den Kindern darüber geredet und ich habe das Gefühl ich versuche denen (..) ein Bewusstsein zu geben (.) und die von nicht von ihrer Identität auch abkommen zu lassen weil für die ist das (.) schon was Wichtiges (.) und gleichzeitig meine Tochter singt auf dem Weg zur U-Bahn dann singt sie Hanukkah-Lieder und ich lasse sie das machen (..) aber halt diesen Spagat hinzubekommen, dann habe ich halt (.) total lange mit ihm gesprochen und habe (.) ihm (.) erklärt dass es immer Leute gibt die sie nicht verstehen werden und die ihnen ihre Realität absprechen werden« (Follow-Up-Interview 3, Interviewpartnerin 2, Mitte 30).

Empowerment zeigt sich hier in der Entscheidung des Elternteils, dem Kind die selbstverständliche Ausübung und Sichtbarkeit jüdischer Identität auch im öffentlichen Raum zu ermöglichen. Dieses Empowerment wird hier über die nächste Generation vermittelt und durch diese sichtbar. Die Sprache wird bei der Tochter nicht nur bewahrt, sondern von ihr selbstverständlich in der Öffentlichkeit durch das Singen der Hanukkah-Lieder praktiziert. Darin liegt eine Form von Empowerment, denn das Kind lernt, dass die jüdische Identität und das Sprechen der hebräischen Sprache nicht versteckt werden sollten. Gleichzeitig vermittelt das Elternteil der Tochter, dass diese Sichtbarkeit nicht unabhängig von gesellschaftlichen Bedingungen ist, sondern mit der Erfahrung einhergehen kann, dass andere Menschen ihre jüdische Identität ablehnen oder infrage stellen.

5.10.3 Communityorientierte Unterstützung

5.10.3.1 Communityorientierte Organisationen als Unterstützungsstruktur

Einzelne Interviewpartner:innen berichten in den Interviews von verschiedenen unterstützenden Angeboten, die sie in der Zeit nach dem 7. Oktober in Anspruch genommen haben. Sie beschreiben, wie wichtig es für sie gewesen sei, dass jüdische Organisationen und communitynahe Beratungsstellen gleich nach dem 7. Oktober partizipative Angebote bereitstellten (vgl. bspw. auch Interviews 1, 23, 35, 75). Dabei verweisen Interviewpartner:innen auf die schnelle Reaktion und zeitliche Nähe zu den Ereignissen des 7. Oktober und drücken damit aus, dass jüdische oder communityorientierte Organisationen diese Bedarfe erkannt und die Angebote daran orientiert hätten:

»es gab (.) durch OFEK durch die ZWST durch RIAS (.) es gab superschnell zum Glück Angebote (.) alle bestehenden Angebote wo man irgendwie Teil war haben oft (.) sozusagen darauf Rücksicht genommen (..) dass (.) das einfach jetzt ein anderes Thema ist (..) das würde ich sagen so beschreibt die ersten Wochen« (Interviewpartnerin 23, ohne Altersangabe).

Die von communityorientierten Einrichtungen und Organisationen eingerichteten analogen wie digitalen Empowermentangebote werden insbesondere als Räume des Austauschs mit einem Gefühl der Zugehörigkeit assoziiert. So berichtet eine Interviewpartnerin von einem wenige Tage nach dem 7. Oktober von der Jüdischen

Studierendenunion Deutschland (JSUD) und der Beratungsstelle OFEK e.V. organisierten digitalen Austauschformat, an dem »15 oder 20 [...] junge Menschen« (Interviewpartnerin 55, Ende 30) teilnahmen. Die Interviewpartnerin beschreibt das Treffen einerseits als eine »harte Veranstaltung« (Interviewpartnerin 55, Ende 30) und emotional belastend, da die Teilnehmenden gemeinsam weinten. Andererseits wird gerade diese geteilte Emotionalität als unterstützend erlebt, da sie »endlich Menschen« traf, die »das gleiche empfinden«. Auch andere Interviewpartner:innen beschreiben »Safer Spaces« von jüdischen und communityorientierten Organisationen wie Keshet e.V. oder OFEK e.V. als Orte, an denen sie Gleichbetroffene trafen. Eine Interviewpartnerin bezeichnet die Erfahrung mit einer communityorientierten Beratungsstelle als »ganz (.) zentral« (Interviewpartnerin 69, Anfang 30) und berichtet:

»ehrlich gesagt diese Safer Spaces von OFEK (.) das war echt waren so die einzigen Räume (.) wo ich so jema/ also andere getroffen habe die wirklich genau das gleiche (.) also beschrieben wie ich mich auch fühle (..) das war so wich/ also (.) ja (.) ich habe jeden (.) jeden Termin irgendwie fast wahrgenommen und [...] das war total wichtig bei mir« (Interviewpartnerin 69, Anfang 30).

Das Format der »Safer Spaces« werden in der Interviewsequenz als Orte beschrieben, in denen die eigenen Erfahrungen gespiegelt wurden, und sie auf Menschen traf, die ihre Gefühle nachvollziehen konnten. Im weiteren Interviewverlauf beschreibt sie diese Austauschformate als »einzige[n] Ort« (Interviewpartnerin 69, Anfang 30), in dem sie sich »zugehörig« (Interviewpartnerin 69, Anfang 30) fühlte.

Eine weitere Interviewpartnerin betont, dass bereits das Wissen um die Existenz solcher Formate unterstützend gewesen sei, auch wenn sie nicht »alle Räume genutzt« habe:

»alleine zu wissen dass es diese Orte gi/ ich hab nicht alle (.) alle Räume genutzt [...] aber überhaupt trotzdem es gab diese Räume (.) wir saßen da zusammen (.) und dieses Gefühl dass wir alle gesagt haben wir sind einsam (..) hat geholfen« (Interviewpartnerin 16, Ende 20).

Die Bedeutung solcher Räume wird hier insbesondere mit der gemeinsamen Erfahrung der Einsamkeit im nichtjüdischen Umfeld und dem Wissen um andere Betroffene verbunden. Ohne diese Räume wäre es ihr »schlechter ergangen« (Interviewpartnerin 16, Ende 20).

Deutlich wird in den Schilderungen auch die Bedeutung mehrsprachiger, überwiegend digitaler Angebote für die breite jüdische und israelische Communities. Eine aus Israel eingewanderte hebräischsprachige Interviewpartnerin erzählte, dass sie die deutschsprachigen Safer Spaces nicht in ihrer spezifischen Situation als Israeli in Deutschland abgeholt hätten. Solche Bedarfe begründen die Bedeutung hebräischsprachiger Angebote, die beispielsweise von MATAN in den ersten Wochen nach dem 7. Oktober eingerichtet wurden. Eine im Jahr 2022 aus der Ukraine geflüchtete Interviewte erlebte in den Austauschformaten mit anderen Jüdinnen:Juden trotz der Sprachbarriere ein Gefühl der Zugehörigkeit und Verbundenheit, welches sie mit den Worten »sie sind meine Leute« zum Ausdruck bringt:

»also bei Safer Spaces hab ich auch eine (.) diese Gruppe die (.) deutschen (.) Jüdinnen und Juden (.) getroffen sozusagen und ich kenne diese Leute nicht (.) aber ich hatte ja das Gefühl da/ (.) sie sind meine Leute« (Interviewpartnerin 5, Ende 40).

Neben den verschiedenen Austausch- und Empowermentformaten werden auch individuelle Beratungssituationen und Fallberatungen bei communityorientierten Beratungsstellen in den Interviews als erlebte Unterstützung und Orientierung beschrieben. Eine Interviewpartnerin berichtet beispielsweise davon, dass sie aufgrund der Reaktionen ihres sozialen Umfeldes zunehmend unsicher war, ob ihre Erfahrungen als ein »antisemitischer Vorfall« (Interviewpartnerin 55, Ende 30) einzuordnen seien. Ihr Umfeld habe ihr wiederholt vermittelt, sie würde die Situationen überbewerten und »übertreibe[n]«. Die Reaktionen ihres Umfeldes haben zu einer Verunsicherung hinsichtlich ihrer eigenen Wahrnehmung geführt. Das Gespräch mit einer professionellen Beraterin einer communityorientierten Beratungsstelle beschreibt die Interviewpartnerin als eine Möglichkeit, ihre Erfahrungen fachlich einzuordnen und besser zu verstehen. Auch eine andere Interviewpartnerin berichtet im Interview davon, dass sie nach dem 7. Oktober Unterstützung dabei suchte, einen Umgang mit der veränderten Situation zu finden. Sie beschreibt, dass sie »lernen« muss, »wie man damit weiter (.) lebt und lernen wie man damit umgeht und wie ich mich schnell (.) rausholen kann [...] weil sonst werde ich mich einfach innerlich zerstören« (Interviewpartnerin 75, Ende 20). Vor diesem Hintergrund wandte sie sich an eine communityorientierte, auf Antisemitismus spezialisierte Beratungsstelle:

»und das hat mir auf jeden Fall geholfen (.) einfach zu hören dass (.) es viele solche Menschen gibt dass in diesem Moment das ganz normal

*war und das war (.) glaube (.) eine Woche nach dem 7. Oktober«
(Interviewpartnerin 75, Ende 20).*

Die Interviewpartnerin beschreibt, dass es hilfreich war »zu hören«, dass es anderen Menschen ähnlich geht und ihre Reaktion auf die Ereignisse eine »ganz normal« sei.

Ein Interviewpartner teilt seine Wahrnehmung, dass die jüdischen Communities in den Wochen nach dem 7. Oktober aktiv nach Räumen suchten, in denen sie »unter sich« sein konnten:

*»und dann (.) dann hab ich natürlich (.) extrem wahrgenommen
(.) dass das was die jüdische Community am stärksten dann gesucht
hat nach diesen (.) ersten Wochen wo man überhaupt erstmal (.) es
realisiert hat (.) war einfach dieser (.) diese (.) diese Räume unter sich
zu sein (..) um halt auch irgendwie so seine Gefühle mitzuteilen das
war enorm wichtig (.) also auch sage ich mal auf (.) professionell
organisierte Weise aber sicherlich auch privat also (.) jetzt persönlich
mir privat hat es auch extrem viel gegeben (.) in solchen jüdischen
Settings sich dann einfach aufzuhalten (.) wir haben das aber auch
natürlich aus Perspektive des Verbandes gemerkt (.) dass diese
Räume so unfassbar stark gesucht wurden sind (.) und ein unfassbares
Bedürfnis bestand (.) dass die Leute sich mitteilen, dass sie darüber
reden (.) weil sie natürlich sehr oft auch in (.) in der Mehrheitsgesellschaft
nicht die Möglichkeit dazu hatten« (Interviewpartner 80, Anfang 40).*

Er beschreibt, dass diese »enorm wichtig« gewesen seien »um halt auch irgendwie so seine Gefühle mitzuteilen«. Dieses Bedürfnis habe er sowohl in »professionell organisierte[r] Weise« als auch in privaten Zusammenkünften wahrgenommen. Auch ihm persönlich habe es »extrem viel gegeben« sich »in solchen jüdischen Settings [...] aufzuhalten«. Aus seiner Perspektive wurden diese Räume insbesondere deshalb »stark gesucht«, weil vielen Jüdinnen:Juden ein solcher Austausch in der Mehrheitsgesellschaft nicht möglich war. Vor diesem Hintergrund schreibt er den »geschützten sozialen Räume[n]« eine besondere Bedeutung für den Umgang mit den Erfahrungen nach dem 7. Oktober zu:

*»und deswegen glaube ich haben halt diese diese (.) diese geschützten
sozialen Räume eine unfassbar wichtige Funktion übernommen
(.) weil sie einfach stabilisiert haben weil sie der Verarbeitung gedient
haben (.) weil sie irgendwie auch der Selbstermächtigung gedient*

*haben (.) und die waren glaube ich tatsächlich für einen sehr sehr
langen Zeitraum extrem wichtig (..) inzwischen sind sie es auch
aber ich glaube (.) wir sind aus dieser Akutphase einfach inzwischen
doch (.) dann die haben wir inzwischen einfach auch wieder (.)
ein stückweit verlassen können« (Interviewpartner 80, Anfang 40).*

Der Interviewpartner beschreibt die aus seiner Sicht verschiedenen Funktionen dieser Räume, die von der Stabilisierung und Verarbeitung des 7. Oktober bis hin zu »Selbstermächtigung« reichen. Ihre Bedeutung sieht er besonders in der »Akutphase« als hoch an, wobei sie aus seiner Sicht auch darüber hinaus nicht an Relevanz verloren haben.

Die Bedeutung communitynaher Akteur:innen zeigt sich auch in einzelnen Bezugnahmen auf die Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus (RIAS) im Kontext der Erfassung und Dokumentation antisemitischer Vorfälle. Sie berichten, dass sie antisemitische (Sprach-)Handlungen oder Bilder und Schmierereien meldeten, wie in diesem Auszug:

*»ich habe auch so viele (.) Online-Strafanzeigen gestellt wie noch
nie in meinem Leben und so viele RIAS-Meldungen gema/ ich
hab habe noch nie vorher RIAS-Meldungen gemacht aber man
kann halt leider auch wirklich bei uns (.) nicht durch den Kiez
gehen ohne an (.) antisemitischen Schmierereien vorbeizukommen«
(Interviewpartnerin 35, Mitte 30).*

Deutlich wird in der Sequenz, dass antisemitische Schmierereien im unmittelbaren Lebensumfeld der Studienteilnehmerin nach dem 7. Oktober so präsent werden, dass sie ihnen im Alltag kaum ausweichen kann und sich zu einer Meldung entschließt. Ein anderer Interviewpartner weist neben der Wichtigkeit, antisemitische (Sprach-)Handlungen zu melden und zu dokumentieren, darauf hin, dass es für ihn aufgrund der Vielzahl der wahrgenommenen Vorfälle zeitlich unmöglich erscheint, alle zu melden:

*»also das mache ich bei manchen Sachen aber mache ich jetzt auch
nicht immer weil ich nicht mal (.) die Zeit habe jedes einzelne/
wenn ich alles melden würde dann würde ich glaube ich nur noch
melden (..) aber halt auch einfach weil (.) es für mich wichtig ist
das als Zahl zu dokumentieren und das ist auch der/ also das ist*

*auch ein Grund warum ich jetzt hier sitze (.) weil ich es wichtig finde«
(Interviewpartner 14, Ende 20).*

Die Meldungen dienen dabei aus Sicht der Interviewpartner:innen nicht nur der Dokumentation einzelner antisemitischer Vorkommnisse, sondern auch der statistischen Erfassung und Sichtbarmachung des Ausmaßes von Antisemitismus. Insgesamt deutet das Datenmaterial der Studie jedoch darauf hin, dass die in den Interviews geschilderten, erlebten Übergriffe oder beobachteten Vorfälle in der Regel nicht gemeldet werden und die entsprechenden Melde- und Beratungsmöglichkeiten bisher nicht in allen Teilen der jüdischen und vor allem der israelischen Communities bekannt sind. Zu betonen ist hier der aus der Beratungsarbeit zu Antisemitismus bekannte Umstand, dass sowohl das Melden von Vorfällen als auch die proaktive Inanspruchnahme von Beratung infolge von Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen ein lebensgeschichtlich großer Schritt sind, der Menschen viel Überwindung kostet. Bis Menschen sich schließlich an entsprechende Beratungs- und Meldestellen wenden, wurden in der Biografie zuvor zumeist zahlreiche weitere Antisemitismuserfahrungen gemacht (vgl. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2023b). Umso bedeutsamer ist es, wenn Teilnehmende berichten, dass sie diese Schritte unternehmen.

Deutlich wird, dass die (Krisen-)Angebote der communitynahen Organisationen für die Interviewpartner:innen in der Zeit nach dem 7. Oktober wichtige Unterstützungsstrukturen darstellten. Sowohl die schnelle Einrichtung und Anpassung von stärkenden, begleitenden und edukativen Gruppenangeboten durch Beratungsstellen als auch individuelle (fallbezogene) Beratungssituationen werden als unterstützend beschrieben. Besonders hervorgehoben wird die Möglichkeit, sich mit anderen Jüdinnen:Juden auszutauschen, Menschen zu begegnen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, eigene Erfahrungen einzuordnen und Handlungsfähigkeit durch Beratung in komplexen Situationen zu erlangen. Auch die Dokumentation antisemitischer Vorfälle wird als bedeutsam beschrieben, da so das Ausmaß des Antisemitismus statistisch sichtbar gemacht werden kann.

In den Überlegungen zu innerjüdischem Austausch und Support spielt für manche Interviewpartner:innen auch die neu aufgeworfene Frage nach jüdischer Erziehung und jüdischer Identität eine wichtige Rolle. Eine Interviewpartnerin schildert die Herausforderung, ihren Kindern ein Selbstverständnis als säkulare jüdische Familie in Deutschland zu ermöglichen:

*»zwei jüdische Kinder in [Stadt] (.) zwei jüdische Kinder in Deutschland
(.) zwei jüdische Kinder in [Stadtbezirk] [...] ich hatte mich darauf*

*glaube ich ehrlich gesagt einfach nicht wirklich vorbereitet sondern (.)
für mich war das irgendwie (.) für mich war die große Frage eher
immer (..) wie (..) geben wir ihnen (.) in diesem Umfeld (.) ein jüdisches
Selbstverständnis mit (.) das gleichzeitig zu uns passt als (.) wirklich
nicht besonders religiöse Menschen« (Interviewpartnerin 35, Mitte 30).*

Sie geht auf das Dilemma ein, das viele jüdische Familien umtreibt, ihren noch kleinen Kindern den Krieg zu erklären, da diese trotz ihres jungen Alters bereits gespürt und mitbekommen hätten, dass etwas geschehen sei:

*»dann kam dieser 7. Oktober (.) und dann war halt natürlich die aller-
erste Frage irgendwie (..) was sagen wir den Kindern die waren zwei (.)
noch nicht ganz drei Jahre alt« (Interviewpartnerin 35, Mitte 30).*

Die Interviewpartnerin ergänzt, dass die Angebote einer Beratungsstelle, die sich mit Krisenangeboten explizit an jüdische Eltern gerichtet hat, den Austausch unter jüdischen Familien fördern und solche Dilemmata thematisierten würden, ihr geholfen hätten, Strategien zu entwickeln, um ihre Kinder durch diese Zeit zu begleiten. Eine andere Interviewpartnerin, die in einer kleinen Stadt ohne die umfassende Zugänglichkeit zu jüdischer Gemeinde oder communitynahen Angeboten lebt und deren Vorfahren aus Deutschland vor der Shoah nach Israel geflohen sind, schildert ebenfalls, wie sie nun vor der Aufgabe stehe, ihren Kindern diese Zusammenhänge zu erklären. Neben dem Geschehen in Israel umfasse dies auch die Flucht- und Verfolgungserfahrungen ihrer Familie, die neu in den Vordergrund rückten (vgl. Interviewpartnerin 64, Anfang 40). Deutlich wird, wie die Ereignisse um den 7. Oktober den Bedarf an zielgruppenspezifischen Unterstützungs- und Beratungsbedarfen von jüdischen Familien erhöhen, wobei die Bereitstellung entsprechender Angebote je nach Wohnlage unterschiedlich gut verteilt ist.

Die Bedeutung der öffentlichen Sichtbarkeit und Repräsentation zeigt sich auch in den Schilderungen der Interviewpartner:innen über studentische Organisationen, neben anderen die JSUD. Eine Interviewpartnerin benennt die »politische (.) und auch (.) aufklärende Arbeit« der JSUD als »sehr stark« und »ganz ganz wichtig« (Interviewpartnerin 29, Mitte 30). Auch ein Studierender hebt hervor, dass er »sehr glücklich irgendwie über die JSUD« ist, da jüdische Vielfalt dort »offen und normal« sei:

*»jüdische Räume [sind] wo (.) das offen und normal ist irgendwie divers
jüdisch zu sein (.) mal so mal so irgendwie von da oder von da und
dass das alles gar kein Thema ist« (Gruppendiskussion Studierende, B3).*

Insgesamt ist festzuhalten, dass die communityorientierten Angebote von einzelnen Studienteilnehmenden überwiegend positiv erwähnt werden. Ein Großteil der Interviewpartner:innen erwähnt jedoch keine direkte Nutzung von Unterstützungsangeboten.

Die stützende Bedeutung communityorientierter Organisationen wird auch hinsichtlich des digitalen Raums thematisiert. Interviewpartner:innen berichten beispielsweise, dass sie seit dem 7. Oktober aktiv jüdischen sowie antisemitismuskritischen Organisationen in den sozialen Medien folgen. Ein Interviewpartner führt aus, wie er die Beiträge jüdischer Organisationen und Beratungsstellen in den sozialen Medien als hilfreich erlebt, um seine eigenen Gedanken einzuordnen und zu benennen. Indem er diese Beiträge verfolgte, fiel es ihm leichter, seine eigenen Erfahrungen mit denen anderer in Beziehung zu setzen:

»another thing that helped me was was maybe to (.) to just find similar voices so so I just started following some Instagram pages of (.) other Jewish organizations in [city] or around the world because I feel like what they are (..) writing (.) it just gave me (.) it helps me structure my thoughts (.) it gives my (.) thoughts a voice (.) it it helps me basically make sense of how I feel and and and see that other people (.) feel the same and and give it a name and validate it (.) so I feel like this was also something very nice« (Interviewpartner 38, Ende 30).

Deutlich wird in der obigen Sequenz, wie die digitalen Posts jüdischer Organisationen in der eigenen Stadt und aus anderen Teilen der Welt dem Interviewpartner dabei helfen, seine Gedanken zu strukturieren, ihnen eine Stimme zu geben und seine Gefühle für sich einzuordnen. Die Wahrnehmung, dass andere Menschen ähnlich empfinden und diese Erfahrungen benennen, beschreibt er als Validierung der eigenen Gedanken und Emotionen. Über die Beiträge fühlt er sich mit seinen Wahrnehmungen repräsentiert und gesehen.

Insgesamt zeigt sich im Datenmaterial, wie nicht nur die analoge, sondern auch die digitale Präsenz jüdischer und antisemitismuskritischer Organisationen, spezialisierter Melde- und Beratungsstellen in den sozialen Medien von den Interviewpartner:innen als unterstützend wahrgenommen wird, gerade auch vor dem Hintergrund der beschriebenen Dominanz von antisemitischer Sprache im digitalen Raum.

5.10.3.2 Selbstorganisierte Räume und zwischenmenschliche Unterstützung

Neben den professionellen Krisenangeboten von communityorientierten Organisationen und Beratungsstellen werden auch zwischenmenschliche und selbstorganisierte Formen der Unterstützung sowie die Gründung eigener Vereine und Gruppen in den Interviews und Gruppendiskussionen beschrieben. Eine Interviewpartnerin berichtet davon, dass sie in einer aktiven Gemeinde ist und dort begann »Flugblätter zu schreiben zu verteilen« (Interviewpartnerin 54, Mitte 50). Sie beschreibt dies als ein »Ventil« (Interviewpartnerin 54, Mitte 50); zugleich hätten sich die Gemeindemitglieder »gegenseitig (.) viel Halt« (Interviewpartnerin 54, Mitte 50) gegeben. Eine andere Interviewpartnerin schildert ihren Versuch »einen Salon einzurichten für Betroffene«:

»was wir jetzt auch versucht haben hier einzurichten zumindest einen (.) einen Salon einzurichten für Betroffene aber (.) genau (.) das also (.) ich habe irgendwie (.) im Oktober November (.) eine ganze Weile gebraucht (.) aber auch der Ohnmacht (.) und der Trauer (.) und der Angst (.) um daraus Kraft zu schöpfen (.) um aktiv zu werden und was zu tun« (Interviewpartnerin 30, Mitte 20).

Die Interviewpartnerin beschreibt in der Interviewsequenz die Einrichtung des Salons als einen Prozess, in dem sie nach einer Phase der »Ohnmacht«, »Trauer« und »Angst« heraus versuchte, »Kraft zu schöpfen« und »aktiv zu werden«. Das eigene Engagement wird dabei nicht nur als Möglichkeit beschrieben, etwas für andere Betroffene zu schaffen, sondern auch als Weg, selbst wieder Handlungsmöglichkeiten zu gewinnen. Die Interviewpartnerin berichtet im weiteren Interviewverlauf auch davon, dass sie nach dem 7. Oktober ein Hochschulnetzwerk mitgegründet hat. Sie beschreibt das Hochschulnetzwerk als eine Möglichkeit, mit Institutionen und Dozierenden zusammenzuarbeiten und »inhaltlich hoffentlich was zu stemmen« (Interviewpartnerin 30, Mitte 20). Dabei geht es ihr sowohl darum, sich inhaltlich mit dem Thema Antisemitismus auseinanderzusetzen und entsprechende Bildungsangebote zu schaffen als auch darum, »auf der persönlichen Ebene also (..) was rausziehen zu können« (Interviewpartnerin 30, Mitte 20). Sie berichtet im weiteren Interviewverlauf, dass sie eine Ringvorlesung organisiert haben, »die sich mit verschiedene[n] Formen des Antisemitismus beschäftigt« (Interviewpartnerin 30, Mitte 20).

In einer Gruppendiskussion mit Studierenden wird ebenfalls das Hochschulnetzwerk thematisiert, in dem sie tätig sind:

»bis dann halt (.) später diese Besetzung war wo dann halt irgendwie (.) das Thema dann so sehr groß aufgemacht wurde auf eine sehr problematische Weise an der Uni (.) und dann klar war okay man muss sich dann jetzt irgendwie dazu verhalten (.) und deswegen war halt auch [Hochschulnetzwerk] so eine Art (.) Weg (.) in (.) in die Sichtbarkeit und auch irgendwie in dem Sinne sehr heilsam (.) das Gefühl zu haben man wird gehört und wahrgenommen (..) und halt Menschen um sich herum zu haben die das halt (.) verstehen und ernst nehmen und fragen« (Gruppendiskussion Studierende, B3).

Die Interviewperson beschreibt das Hochschulnetzwerk als eine Möglichkeit, auf die Situation an der Hochschule zu reagieren und selbst sichtbar zu werden. Dabei wird das Netzwerk nicht nur als Möglichkeit verstanden, sich zu den hochschulpolitischen Debatten zu positionieren, sondern auch als unterstützend für die Beteiligten selbst. Insbesondere das Gefühl »gehört und wahrgenommen« zu werden und »Menschen um sich herum zu haben«, die die eigenen Erfahrungen »verstehen und ernst« nehmen, wird als »heilsam« beschrieben. Eine andere studentische Teilnehmerin dieser Gruppendiskussion spricht darüber, welche Erwartungen sie an das Hochschulnetzwerk hatte. Sie beschreibt das Hochschulnetzwerk zunächst auch als einen Raum für Austausch und gegenseitige Bestätigung. Dabei sei es für sie wichtig gewesen, die eigenen Gedanken und Einschätzungen mit anderen teilen zu können, die eine ähnliche Sichtweise haben. Das erste Treffen des Hochschulnetzwerks wird als Möglichkeit beschrieben, sich gemeinsam über die Situation an der Hochschule auszutauschen und sich »einmal irgendwie uns aus[zu]kotzen« (Gruppendiskussion Studierende, B2). Über diesen unmittelbaren Austausch entwickelte sich das Netzwerk zu einer langfristigen Unterstützungsstruktur im Hochschulalltag. Insbesondere das Wissen, bei Unsicherheiten oder Situationen, in denen sie sich an der Hochschule nicht wohlfühlte, auf die Gruppe zurückgreifen zu können, wird als hilfreich beschrieben.

Eine andere Interviewpartnerin schildert im Interview ihre Überlegungen, ein eigenes Angebot für jüdische Studierende zu schaffen, da sie die Frage beschäftigt, wie es diesen an den Hochschulen in der Zeit nach dem 7. Oktober geht:

»was mich wirklich auch sehr beschäftigt ist [...] wie es den Studierenden gehen muss an der Uni [...] und ich frage mich eben gerade ob ich denen eine Gruppe anbieten könnte [...] das war so eine Idee (.) weil wenn ich ein Belastungssyndrom habe dann können dann

haben das andere Leute im Zweifel auch« (Interviewpartnerin 61, ohne Altersangabe).

In der Interviewsequenz stellt die Interviewpartnerin einen Zusammenhang zwischen ihren eigenen Erfahrungen und möglichen Belastungen anderer Studierender her. Ausgehend von ihren eigenen Erfahrungen entsteht bei ihr die Überlegung, anderen Studierenden einen Raum für Austausch und Unterstützung anzubieten.

Auch innerhalb bestehender communityorientierter Organisationen entwickelten sich Formen selbstorganisierter Unterstützung. Dies zeigt sich in den Schilderungen eines Interviewpartners zu Keshet Deutschland e.V. Er war bereits vor dem 7. Oktober Teil der »Keshet group« und beschreibt rückblickend, dass es für ihn hilfreich war, bereits zu diesem Zeitpunkt dort eingebunden gewesen zu sein:

»I think (.) It was (.) it was good that in the beginning I was already part of this (.) Keshet group (.) because we (.) we were having a bunch of birthdays soon after (.) events (.) and (.) that gave us the opportunity (.) because we all decided to still carry out the parties we had planned (.) but more as gatherings than (.) parties but at least (.) that got us together and (.) that helped us (..) just (.) have this feeling that we (.) were ((longer pause)) that we were amongst friends and that someone understood us because (.) the first feelings that (.) I think all of us had or (.) I'll talk about myself (.) one of the first feelings was that (.) nobody (.) was (.) caring (..) about (.) me« (Interviewpartner 25, Anfang 50).

Er berichtet in der Interviewsequenz davon, dass kurz nach dem 7. Oktober mehrere Geburtstagsfeiern geplant waren und sie sich entschieden, diese trotzdem durchzuführen, aber mehr als Zusammenkünfte. Mit den Freund:innen von Keshet zusammen zu sein beschreibt er als hilfreich, da er das Gefühl hatte, dass sich ansonsten niemand um sie kümmerte oder sich für ihre Erfahrungen interessierte (»nobody (.) was (.) caring (..) about (.) me«). Demgegenüber erlebte er die Keshet-Community als einen Raum, in dem er sich verstanden und aufgehoben fühlte. In einer weiteren Interviewsequenz beschreibt der Interviewpartner diese als eine »real support group without it (.) it intending to be«:

»it gave us the chance to (..) be sad (.) be depressed if you wanted (.) hug (..) to (..) to feel like we didn't need to explain why this was affecting us (.) so that was (.) incredible like (.) it was a real (.) real support group without

it (.) it intending to be (.) it was (.) it's a group of (.) for queer Jews (.) so (.) but it worked (.) it worked like that« (Interviewpartner 25, Anfang 50).

Für den Interviewpartner war es insbesondere bedeutsam, dass es innerhalb der Keshet-Community nicht notwendig war, die eigene Betroffenheit gegenüber anderen zu erklären. Sie bot somit für den Interviewpartner einen Raum, in dem »queer Jews« Erfahrungen teilen, gemeinsam trauern und füreinander da sein konnten.

In der Verarbeitung der Ereignisse des 7. Oktober und des Kriegs in Gaza werden Such- und Aushandlungsprozesse deutlich: Interviewpartner:innen ringen um eine für sie stimmige Sprache und Deutung sowie um ihre politische und moralische Positionsfindung im Hinblick auf den Kriegsverlauf und die politischen Verhältnisse. Dabei wird thematisiert, dass der Positionierungszwang, die Verleugnung und Dethematisierung der Massaker sowie Fehldeutungen rund um den Konflikt eine eigenständige Positionierung erschweren. Durch Fremdthematisierung und Modi offensiver Konfrontation werden die Erfahrungen der Studienteilnehmenden zusätzlich invalidiert und dadurch die Belastungen verstärkt. Neben selbstorganisierten Treffen, Communityformaten und spezialisierter Betroffenenberatung werden auch digitale Räume als wichtige Ressource genannt. Eine Interviewpartnerin erzählt von einer internationalen Gruppe jüdischer Mütter in der Diaspora, die ihr helfe und sie immer kurz vor Schabbat an die weltweite jüdische Community erinnere. Eine andere Interviewpartnerin schildert, wie sie nach einem antisemitischen Übergriff Solidarität und Anteilnahme in einem digitalen israelischen Communityraum gefunden habe:

»we have like a [social media platform] Israeli [city] group (.) and I wrote it there ›this is what happened to me what should I do‹ (.) and I got (.) hundred comments (.) which is also beautiful about our community (.) the support is what saves me (.) not to be alone« (Interviewpartnerin 79, Anfang 40).

Die Interviewpartnerin betont in dieser Sequenz die Bedeutung digitaler Gemeinschaftsräume als Ressource der Krisenbewältigung. Die dort erfahrene soziale Resonanz wird in den analogen Beziehungsraum übertragen und wirkt wie eine Korrektur zu anderen – negativen – Erfahrungen im digitalen wie auch im analogen Kontext (»the support is what saves me«). Die Sequenz verdeutlicht, wie sich die binnengemeinschaftliche Kohäsion unter Bedingungen von Zurückweisung eigeninitiativ organisieren lässt. Zum anderen zeigt sich, wie viel Anstrengung und

proaktives Handeln es Jüdinnen:Juden abverlangt, aus sozialen Beziehungen nicht herauszufallen und die sich kumulierende Belastung abzufedern.

Neben Halt in der Familie und in den jüdischen und israelischen Gruppen sowie Communities thematisieren mehrere Interviewte auch Spannungen infolge des 7. Oktober: Familienmitglieder gehen mitunter unterschiedlich mit der konstanten Anspannung und Bedrohungslage um. Die innerisraelischen politischen Konflikte durchziehen auch jüdische Familien und Bekanntenkreise – neben den Folgen des 7. Oktober stellt die politische Situation in Israel und der Krieg in Gaza eine weitere langanhaltende Belastung dar.

5.10.4 Zusammenfassung

Die Gewalt des 7. Oktober und die dadurch mobilisierte Entgrenzung des Judentums in sämtlichen Alltagssphären in Deutschland bewirkt Dynamiken innerjüdischer Kohäsion. Interviewpartner:innen thematisieren die Bedeutung der jüdischen Community und die Rolle von communitynahen Organisationen. Die Solidarität mit den Opfern der Massaker sowie mit den Geiseln und ihren Angehörigen konstituiert dabei eine neue jüdische Erfahrung, die teilweise auf dem Wissen um das Überleben der Vorfahren basiert und dieses in Beziehung zu der aktuellen Bedrohung setzt. Das innerjüdische Zusammenrücken kann als Reaktion auf die enger werdenden Räume und Erfahrungen von Ausschluss verstanden werden; gleichzeitig werden informelle wie auch professionelle Angebote, Initiativen und Vernetzungen als unterstützend beschrieben und teilweise selbst initiiert. Der Bedarf an innerjüdischer Nähe und Unterstützung verweist auf Prozesse der Entsolidarisierung im nichtjüdischen Umfeld und ist mitunter von innerjüdischen Spannungen begleitet. Der gewachsene Bedarf an innerjüdischen Räumen und Communityerleben ist für manche Studienteilnehmenden mit neuen Fragen über die eigenen Beziehungen und Bedürfnisse als jüdische Person in einer nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft verbunden – einer Gesellschaft, die als nicht verlässlich unterstützend und teilweise als feindseig erfahren wird. In den Interviews und Gruppendiskussionen beschreiben Interviewpartner:innen, wie sie ihre Handlungsfähigkeit durch Aktivismus, die Gestaltung des eigenen Lebens, bewusste Grenzsetzungen und die aktive Auseinandersetzung mit ihrer jüdischen Zugehörigkeit und Identität wiedererlangen. Empowerment zeigt sich dabei als ein fortlaufender Prozess der Wiederaneignung von Handlungsfähigkeit im Umgang mit den Erfahrungen des 7. Oktober. Der eigene Aktivismus ermöglicht es manchen Studienteilnehmenden, die erlebte Ohnmacht

in individuelles und kollektives Handeln umzuwandeln und durch die Gründung von jüdischen und antisemitismuskritischen Netzwerken oder der Organisation von Veranstaltungen Selbstwirksamkeit zu erfahren. Als Formen aktiver Lebensgestaltung werden selbstbestimmte Entscheidungen über den Beruf, Wohnort, soziale Beziehungen und die Zukunft der eigenen Kinder sichtbar, die teilweise mit einer stark ausgeprägten Verantwortung gegenüber der jüdischen Communities und der nachfolgenden Generationen einhergehen. Ebenfalls kann das Sichtbarmachen jüdischer Identität als Form von Empowerment verstanden werden, wobei sich diese bei den Forschungsteilnehmenden unterschiedlich zeigt. Während einzelne Interviewpartner:innen ihre jüdische Identität offen zeigen, wählen andere angepasste Formen oder verzichten aufgrund von Sicherheitsbedenken bewusst darauf. Empowerment zeigt sich damit als ein Prozess, in dem individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit miteinander verbunden sind und die Forschungsteilnehmenden versuchen, ihre Lebensbedingungen und Zukunftsperspektiven aktiv mitzugestalten.

Neben Prozessen der Wiedererlangung von Handlungsfähigkeit beschreiben die Interviewpartner:innen verschiedene Unterstützungsstrukturen und Krisenangebote. Die Schilderungen der Interviewpartner:innen verdeutlichen, wie wichtig es für sie war, dass jüdische oder communitynahe Organisationen in der Zeit nach dem 7. Oktober entsprechende (analoge und digitale) Angebote schufen und auf die Bedürfnisse und Bedarfe der jüdischen und israelischen Communities eingingen. Einige dieser Angebote wurden zu zentralen Anlaufstellen für Beratung und Austausch und ermöglichten es den Interviewpartner:innen, eigene Erfahrungen einzuordnen, Gleichbetroffenen zu begegnen und Orientierung bei Vorfällen zu erlangen. Dabei zeigt sich, dass die angebotene Unterstützung nicht ausschließlich durch individuelle Beratung oder konkrete Hilfsangebote entstand, sondern auch durch die Möglichkeit, Erfahrungen zu teilen und sich in jüdischen Räumen aufzuhalten. In den Interviews wird mehrfach deutlich, dass das nichtjüdische Umfeld diesen Halt nicht bieten kann. Dies zeigt sich sowohl in der verstärkten Nutzung bestehender und neu eingerichteter communityorientierter Angebote als auch in selbstorganisierten Zusammenkünften, neu gegründeten Gruppen und Netzwerken sowie einer verstärkten Hinwendung zu jüdischen Freund:innen und Gemeindegliedern. Teilweise schufen Interviewpartner:innen selbst neue Strukturen, in denen Erfahrungen geteilt, unterschiedliche Positionen ausgehalten und Gefühle gemeinsam bearbeitet werden konnten. Die Verbindung aus institutionellen Angeboten, selbstorganisierten Strukturen und zwischenmenschlicher Unterstützung wird in den Schilderungen der Interviewpartner:innen als eine wichtige Ressource in der Zeit nach dem 7. Oktober sichtbar.

6 Diskussion der Befunde

Die Frage, wie jüdische und israelische Communities in Deutschland den 7. Oktober 2023 und die darauffolgenden gesellschaftlichen Dynamiken wahrnehmen, einordnen und verarbeiten, bildete den Ausgangspunkt des zweijährigen, bundesweiten Forschungsprojekts (2024–2026), das von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS) gefördert wurde. Das Erkenntnisinteresse galt den Auswirkungen des 7. Oktober aus den Perspektiven von Jüdinnen:Juden verschiedener Altersgruppen und Hintergründe in Deutschland. Im Mittelpunkt steht damit nicht die Erfassung von Häufigkeiten oder Intentionen antisemitischer Übergriffe, sondern die Analyse der Wirkungen des 7. Oktober und der gesellschaftlichen Reaktionen darauf auf Jüdinnen:Juden als Individuen und Community. Gezielt wurden dabei auch Communities in der Community mitgedacht und insbesondere Israelis in Deutschland mitadressiert.

Auf der Grundlage eines breiten Samples eröffnet die qualitative Studie mit 118 Teilnehmenden (Aktueller Stand: März 2026) Einblicke in subjektive Erfahrungen und Deutungen sowie Strategien des Umgangs und der Bewältigung des 7. Oktober innerhalb jüdischer und israelischer Communities. Die Erhebung begann im Februar 2024 und erstreckte sich über einen Zeitraum von insgesamt 26 Monaten bis einschließlich März 2026. Es ist die erste mehrsprachige, bundesweite und sozialwissenschaftliche (qualitative) Erhebung zu Auswirkungen des Terrors und Antisemitismus in Folge des 7. Oktober 2023 auf jüdische und israelische Communities in Deutschland.

Die im Datenmaterial identifizierten Grundmuster der Relativierung, Legitimation und Verherrlichung der genozidalen Gewalt des 7. Oktober, das von Studienteilnehmenden benannte Schweigen, die Indifferenz, Täter:innen-Opfer-Umkehr bis hin zu offener Feindschaft führen dazu, dass Studienteilnehmende eine doppelte Invalidation erfahren – einerseits durch den 7. Oktober und andererseits durch die in weiten Teilen antisemitisch strukturierte gesellschaftliche Debatte über die Bedeutung dieser Gewalt. Aus der Perspektive der prozessualen Gewaltsoziologie wird zudem deutlich, dass der jüdischen Community die Definitionsmacht über die (unmittelbar) erlebte Diskriminierung und Gewalt diskursiv entzogen wird. Damit setzt sich die Erfahrung von Gewalt nicht allein in der unmittelbaren Verwundung fort, sondern auch in der Fremdaneignung der Deutungshoheit über das Erlebte.

Die Befunde der Studie sind folglich mindestens auf zwei Wirkungsebenen zu betrachten – zum einen auf der Wirkungsebene des 7. Oktober selbst, also der unmittelbaren Erfahrung von (Familien-)Terror, Entführungen und Geiselnahmen; zum anderen auf der Wirkungsebene des 8. Oktober, also der Zeit und Phasen danach, in der die Reaktionen des nichtjüdischen Umfelds, gesellschaftliche Diskurse und

institutionelle Reaktionen eine weitere, eigenständige Dimension der Wirkung von Antisemitismus, Exklusion und Invalidation von Erfahrungen darstellen.

6.1 Der 7. Oktober als (kollektive) Überwältigungserfahrung

Die Terrorangriffe um den 7. Oktober gelten als die tödlichsten Massaker an Jüdinnen:Juden seit der Shoah. In der Einordnung der Ereignisse sind jedoch nicht allein die Zahlen der Opfer ausschlaggebend, sondern die zugrundeliegende Ideologie der genozidalen Vernichtung (vgl. Diner 2023) und die überwältigende Dimension der terroristischen Gewalt sowie deren gezielte Inszenierung und Verbreitung. Die Feindschaft gegen Juden und die Ideologie der Auslöschung jüdischer Präsenz im Nahen Osten trifft auf diese Weise nicht allein die israelische Gesellschaft, sondern auch die jüdische Diaspora. Der 7. Oktober wird von Studienteilnehmenden überwiegend als historische und biografische Zäsur verdichtet.

Die Ereignisse des 7. Oktober erreichen die Studienteilnehmenden in unterschiedlichen Lebenssituationen – teils in Israel, teils in Deutschland, unmittelbar oder aufgrund des Schabbats zeitverzögert. Die ersten geschilderten Reaktionen umfassten akute Belastungsreaktionen – Schock, Sorge um Angehörige, intensive Kontakt- und Informationssuche sowie den raschen Aufbau von digitalen Austauschgruppen. Das Erleben des 7. Oktober verbindet sich zudem mit Erinnerungen an frühere Kriege und Anschläge sowie mit der Sorge vor einer antisemitischen Mobilisierung in Deutschland und weltweit. Einige Studienteilnehmende ordnen den 7. Oktober in die Erfahrung früherer Terrorphasen gegen Israel ein – etwa mit Bezug auf die Zweite Intifada oder andere Kriege, darunter auch der Krieg in der Ukraine. Zugleich wird deutlich, dass die Realisierung des Ausmaßes und der Tragweite der Gewalt um den 7. Oktober erst verzögert und fragmentarisch erfolgt und als eine neue Erfahrungsdimension gedeutet wird. Dabei setzt sich eine doppelte emotionale Überwältigung ein: die Konfrontation mit den Bildern und dem Wissen des 7. Oktober und die (transgenerationale) Vergegenwärtigung früherer Erfahrungen wie die Shoah, Kriege und Anschläge.

Die Gewalt des 7. Oktober – die Geiselnahmen und die über zwei Jahre andauernde Ungewissheit – überschreitet nicht nur kurzfristig, sondern auch im zeitlichen Verlauf die bestehenden Bewältigungsformen. Die (Re-)Inszenierung der Angriffe, ihre gezielte mediale Verbreitung und die apathischen, teils zustimmenden und gar viktimisierenden Reaktionen des sozialen Umfeldes, vermitteln Studienteilnehmenden die Botschaft, dass auch sie hier nicht sicher sind und unter Umständen ein legitimes Angriffsziel darstellen. Studienteilnehmende berichten, dass sie bereits in

den ersten Stunden nach dem Anschlag in sozialen Medien gewaltverherrlichende Kommentare und Aufrufe zu Versammlungen mit antisemitischen Narrativen finden. Die Gewalt des 7. Oktober zählt im Grundsatz zur Form kollektiver physischer und psychischer Gewalt, die Jüdinnen:Juden als ganze Gemeinschaft adressiert und ihre Zerstörung zum Ziel hat (vgl. zum Begriff kollektiver Gewalt u.a. Krug et al. 2002). Der im Zusammenhang mit dem 7. Oktober von einem israelischen Forschungsteam entwickelte Begriff des familienbezogenen Terrors beschreibt eine für dieses Ereignis spezifische Form extremer Gewalt, die sich gezielt gegen Familiensysteme richtet, etwa durch die Zufügung von Leid, erzwungener Trennung, Entführung sowie Totschlag (vgl. Elkayam-Levy et al. 2025). Ein weiterer systematischer Parameter dieser Angriffe war der Einsatz digitaler Medien, mit denen die Misshandlungen unmittelbar an die Familien der Opfer und an die weltweite Öffentlichkeit übertragen wurden (vgl. ebd.). Bei dieser Form der familienbezogenen Gewalt ging die Strategie des Terrors über die individuelle Verletzung hinaus und zielte auf die Zerstörung des familiären Gefüges als zentrales soziales Bezugssystem. Im Kontext des 7. Oktober wird deutlich, dass die Massaker nicht allein auf physische Zerstörung und Vernichtung gerichtet waren. Der 7. Oktober erschüttert in Israel und in der Diaspora die grundlegenden Sicherheitsüberzeugungen und das Vertrauen in generationale Kontinuitäten jüdischer Existenz (vgl. Diner 2023; Oz-Salzberger 2024).

Das Datenmaterial der vorliegenden Studie zeigt insgesamt, dass die Interviewten die genozidale Botschaft der Terrororganisationen empfangen und verstanden haben (vgl. Diner 2023). Die hohe biografische Identifikation mit den Opfern der Massaker und der trauernden israelischen Gesellschaft ließ das Geschehen als biografisch verbunden erleben und einordnen. Die gezielt verbreiteten Bilder der Gewalt und Geiselnahmen führten auch bei Menschen außerhalb des unmittelbaren Geschehens zu emotionaler Überwältigung, zu Intrusionen durch die von den Tätern medial vermittelten Gewaltbilder, zu Angst und Vermeidungsverhalten sowie zu einem erschütterten Welt- und Selbstverständnis (vgl. Grünberg / Arnold 2025).

Die dauerhafte mediale Präsenz der Gewalt, die kollektive Last durch die entführten Menschen und das Warten auf die Rückkehr der Geiseln, die Sorge um Freund:innen und Angehörige verstärkten diesen Effekt in den jüdischen Communities in Deutschland. Dabei verschränkt sich das Wissen um die Massaker in Israel mit der Sorge, hier in Deutschland nicht verstanden und nicht geschützt zu sein. Bereits am 7. Oktober wurden die künftigen antisemitischen Eskalationen von Studienteilnehmenden vorausgeahnt. Interviewpartner:innen ringen mit einer veränderten Realität, die in ihrem gesellschaftlichen Umfeld kaum anerkannt oder gespiegelt wird. Dieses Ringen wird durch antisemitische Adressierungen und antizipierte wie auch erfahrene Bedrohung verstärkt. Dies wird durch mehrere Schlüsselthemen

im Datenmaterial deutlich: die Reaktivierung familienbiografischer Vergangenheit, die Neubewertung familialer Aufträge, die Reaktivierung historisch gewachsener Vorsicht sowie die gegenwärtig gewordenen Dilemmata, in denen sich interviewte jüdische Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder befinden.

Das Leben jüdischer Familien ist nach dem 7. Oktober in besonderem Maße durch die Erfahrung antisemitischer Gewalt und Diskriminierung geprägt. Die Spannung zwischen der Sichtbarkeit und dem Sicherheitsverhalten erweist sich aktuell als unauflösbar. Damit wird deutlich, dass familiäre Entscheidungen, wie die Wahl einer Bildungseinrichtung oder des Schulwegs, im Spannungsfeld situativer Abwägungen, transgenerationaler Erfahrungen und gegenwärtiger Herausforderungen getroffen werden.

6.2 Der 8. Oktober – Modi gesellschaftlicher Reaktionen

Antisemitismus manifestiert sich in körperlichen Angriffen ebenso wie in Diskursen der Täter:innen-Opfer-Umkehr, in institutionellen Praktiken oder der Relativierung und Abwertung jüdischen Wissens und jüdischer Erfahrungen (vgl. Chernivsky / Lorenz-Sinai 2024b, c). Nach dem 7. Oktober verdichtet sich zudem die historisch tradierte Form des politischen Antisemitismus (vgl. Rensmann 2025) und des Vernichtungsantisemitismus, der auf ideologischer Totalität und Erlösungsfantasien basiert (vgl. Rabinovici 2024).

Neben dem Massaker selbst sind die kollektiv erlebten Reaktionen des gesellschaftlichen Umfelds darauf Teil der Zäsur-Erfahrung (vgl. Illouz 2025). Stützende Nachfragen nach dem Wohlergehen der Studienteilnehmenden und ihrer Familien erscheinen im Datenmaterial als Ausnahme; es überwiegen Modi des Schweigens, der offensiven Konfrontation, der Gewaltverherrlichung oder relativierenden Schuldzuweisung.

Aus der gewaltsoziologischen und traumatheoretischen Perspektive, die dieser Studie zugrunde liegt, zeigt sich, dass die Bedeutung der Gewalt des 7. Oktober nicht nur im Ereignis selbst liegt, sondern in den Prozessen des nachträglichen Verstehens, Erinnerns und Kontextualisierens ausgehandelt wird (vgl. Caruth 1995). Die gesellschaftlichen Reaktionen auf die Massaker und der um sich greifende Antisemitismus sind maßgeblich für das Erleben des 7. Oktober. Jüdinnen:Juden erleben in ihrem Alltag Abwertung und Ablehnung sowie die Invalidation von Gefühlen und Erfahrungen (vgl. auch Bar-Halpern / Wolfman 2025).

6.3 Psychophysiologische Auswirkungen, kollektive Erleichterung und bleibende Belastungen

Die Ereignisse um den 7. Oktober bergen ein verstörendes und traumatisches Potenzial in sich, das sich für einige Interviewpartner:innen dieser Studie sowohl auf psychischer als auch körperlicher Ebene manifestiert. Geschildert werden psychische Auswirkungen in Form von Affektüberflutung, Dissoziationen, Ängsten, intrusiven Erinnerungen, Rückzugsverhalten wie auch körperliche Stressreaktionen wie Schlafstörungen, Herzrasen oder Symptome anhaltender Erschöpfung. Es zeigt sich, dass der 7. Oktober in den Selbstthematizierungen der Studienteilnehmenden als kollektives Referenzereignis erscheint, das ein multigenerationales Trauma potenziell reaktualisieren kann (vgl. Danieli 2023).

Obwohl die Angriffe des 7. Oktober historisch vertraute Erfahrungen aufrufen können, grenzen mehrere Studienteilnehmende dieses Ereignis von früheren biografisch wirksamen Gewalterfahrungen ab und ordnen die altneue Dimension der am 7. Oktober ausgeübten Gewalt als eine neue Erfahrung ein (vgl. Grünberg / Arnold 2024). Es ist anzunehmen, dass der 7. Oktober als »Einbruch« und »Zäsur« einen Prozess kollektiver Verletzung darstellt, da dieses Gewaltereignis für die jüdische Community als Ganzes bedeutsam ist (vgl. Brainin / Teicher 2025; Oz-Salzberger 2024). Der Terroranschlag lässt sich als eine spezifische Form kollektiver Gewalt begreifen, die die jüdische Community in ihrer Gesamtheit adressiert (vgl. Shani / Gerber / Herb 2024). Dass kollektive Gewalt bei den Angehörigen einer Gemeinschaft schwerwiegende Traumatisierungen hervorrufen kann, die über initiale Traumareaktionen und adaptive Anpassungsprozesse weit hinausreichen, ist empirisch gut belegt (vgl. u.a. Bonanno 2004; Kühner 2007).

Die Befunde einer klinischen Studie in Israel zeigen, dass der Angriff vom 7. Oktober erhebliche psychische Folgen für die israelische Bevölkerung entfaltete, auch für jene, die nicht unmittelbar von Angriffen betroffen waren. Die Forschenden ordneten den 7. Oktober als kollektives und nationales Trauma eines extremen Ausmaßes ein (vgl. Levy-Belz et al. 2024). Dieser Befund könnte unter Berücksichtigung der bereits veröffentlichten Studien, wie die Studie zu psychischer Belastung und Resilienz (Shani / Gerber / Herb 2024), auf die Befunde der vorliegenden Studie bezogen werden. Studienteilnehmende beziehen sich auf den 7. Oktober als geteilte Erfahrung und schildern teilweise emotionale Überwältigung, Angst, Wut, Panikattacken, teilweise auch Stimmungsschwankungen, Schlafstörungen, erhöhte Vigilanz gegenüber anhaltenden Bedrohungen sowie Vermeidungsverhalten. Ähnliche Reaktionen wie auch das Gefühl eines abfallenden Drucks nach der Befreiung der letzten lebenden Geisel und des Abkommens zwischen Israel

und Gaza werden auch im zeitlichen Verlauf in den Follow-Up-Interviews thematisiert, wobei sich auch eine Gewöhnung an die Erfahrung des 7. Oktober und die veränderten Lebensumstände einstellt. Die Follow-Up-Interviews verdeutlichen zudem, wie die Ungewissheit über das Schicksal der Geiseln über zwei Jahre hinweg im Alltag der Interviewten gegenwärtig blieb. Mit dem Begriff des ›collective ambiguous loss‹ lässt sich dies als kollektiv geteilte Verlusterfahrung verstehen, die das individuelle Erleben mit dem kollektiven Erleben von andauerndem Verlust und Ohnmacht verbindet (vgl. Yehene et al. 2024).

Die Freilassung der Überlebenden markiert dabei einen Wendepunkt, an dem das Ausmaß der bisherigen Belastung rückblickend spürbar wird. Die Erleichterung verbindet sich jedoch mit Trauer um die Ermordeten, Wut über die Qualen in der Gefangenschaft und Sorge um die Zukunft der Überlebenden. Die Verringerung der Ungewissheit verändert die Bedingungen des Wartens und Trauerns, ohne diese dem 7. Oktober inhärente Verlusterfahrung abzuschließen. Einzelne Interviewte beziehen ihre Erleichterung im Kontext des Abkommens zugleich auf das fragile Ende des Kriegs zwischen der Hamas und Israel in Gaza und das mit den Kampfhandlungen verbundene große Leid und die Toten der Zivilbevölkerung. Zugleich führt diese Erleichterung nicht zu einer Wiederherstellung des Sicherheitsgefühls in Deutschland. Antisemitische Bedrohungen und Erfahrungen fehlender gesellschaftlicher Resonanz bestehen fort. Die Gleichzeitigkeit von Erleichterung und bleibenden Belastungen verdeutlicht damit, wie eng die Verarbeitung des 7. Oktober mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen von Einfühlung, Schutz und Teilhabe verbunden bleibt.

Im Rückgriff auf traumapsychologische Konzepte lassen sich die von Studienteilnehmenden geschilderten psychophysiologischen Folgen insgesamt als Ausdruck akuter Belastungsreaktionen bis hin zu sekundärer Traumatisierung deuten (vgl. ausführlich Maercker 2013; van der Kolk 2014). Diese Einordnungen dienen ausdrücklich einer analytischen Einordnung der von den Interviewten berichteten Erfahrungen; die vorliegende Studie ist nicht darauf ausgerichtet, klinische Diagnosen zu stellen. Deutlich wird in den Interviewschilderungen, wie die Ereignisse des 7. Oktober von den Interviewpartner:innen in Bezug gesetzt werden zu familienbiografisch vermittelten Verfolgungs- und Vernichtungserfahrungen (vgl. auch die Befunde von Brainin / Teicher 2025; Grünberg / Arnold 2025). Die in Täteraufnahmen dokumentierte Gewalt des 7. Oktober – die gezielte Auslöschung ganzer Familiensysteme, der Mord an Kindern vor den Augen ihrer Familien, das Verbrennen von Infrastrukturen, die Jagd und die Verfolgung von Menschen, die sich versuchen in Sicherheit zu bringen – ruft bei einzelnen Studienteilnehmenden innere Bilder wach, die mit der Shoah, Pogromen, Vertreibungen von

Jüdinnen:Juden in verschiedenen Gesellschaften sowie früheren Terroranschlägen assoziiert werden. Dadurch erscheinen die zuvor möglicherweise noch abstrakteren Erfahrungstransmissionen früherer Generationen in einer neuen Unmittelbarkeit (vgl. Chernivsky 2025b).

Mit dem Konzept der sequenziellen Traumatisierung (vgl. Keilson 1979) wird zudem nachvollziehbar, dass sich die in den Interviews geschilderte nachträgliche Wirkung potenziell traumatischer Erfahrungen nicht isoliert entfaltet, sondern im sozialen Raum vollzieht und durch die Reaktionen des sozialen Umfelds verstärkt wird. Erfahrungen von Ablehnung, Missachtung und Invalidation nehmen Einfluss darauf, wie Studienteilnehmende sowohl den 7. Oktober als auch antisemitische Erfahrungen verarbeiten und ihre Handlungsfähigkeit erhalten. Aus dieser Perspektive erscheint der 7. Oktober nicht als singuläres Ereignis, sondern als Ausgangspunkt eines anhaltenden, sozial eingebetteten Geschehens, in dem historische und gegenwärtige Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen zusammenwirken und nachhallen.

6.4 Auswirkungen im öffentlichen Raum, Beruf und Bildung

Die Befunde weisen darauf hin, dass der 7. Oktober Dynamiken verstärkt, die zu Diskriminierung und Exklusion von Jüdinnen:Juden führen – etwa durch eingeschränkte Teilhabe am öffentlichen Leben, an Dienstleistungen und Infrastruktur sowie im Arbeits- und Bildungsbereich. Es wird deutlich, dass die Praktiken der Exklusion in sämtliche Lebensbereiche der Interviewpartner:innen hineinwirken und ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben einschränken. Die Einschränkungen zeigen sich nicht nur in expliziten Ausschlüssen, sondern auch in subtilen Alltagspraktiken. Studienteilnehmende schildern, wie sie aus Antizipation von Übergriffen ärztliche Termine absagen, Schmuck mit jüdischer Symbolik abnehmen, Studiengänge wechseln und ihre Sprache in der Öffentlichkeit zurückhalten. Eltern schildern, wie die Sorge vor Übergriffen sie dazu veranlasst, die Schulwege ihrer Kinder zu verändern oder einen Einrichtungswechsel abzuwägen.

Im **öffentlichen Raum** zeigt sich, dass die jüdische und insbesondere die israelische Herkunft wie auch die hebräische Sprache die Sicherheit unterminieren und den Zugang zu gesellschaftlichen Gütern einschränken. Verschiedene Interviewpartner:innen berichten zum Beispiel von Übergriffen im öffentlichen Nahverkehr – teils in Form verbaler Gewalt, teils durch physische Bedrängung –, die einsetzen, nachdem sie in der Bahn durch das Sprechen von Hebräisch als Israelis erkannt wurden. Die Folgen sind eine Verdrängung in die Unsichtbarkeit und der Rückzug in

sichere (jüdische) Sphären. Zu einer besonders spürbaren Belastung werden diese Bedrängungen, Machtdemonstrationen und Übergriffe, wenn die Interviewpartner:innen sie in Anwesenheit ihrer Kinder erleben. Interviewpartner:innen sehen sich gezwungen, Sicherheitsvorkehrungen zu treffen und sich auf Belästigungen, teilweise auch auf Erniedrigungen und gar physische Übergriffe in der Öffentlichkeit einzustellen und den Umgang damit zu suchen. Thematisiert werden Formen der Belästigung – von antisemitischen Schmierereien über unerbetene Fragen, offensive Konfrontationen oder Kommentare bis hin zu subtilen Formen der Invalidation, die die Identität und Würde der Betroffenen verletzen. Deutlich wird das in geschilderten Szenen wie der einer vulnerablen medizinischen Behandlungssituation – offenbar müssen Jüdinnen:Juden, die ärztlichen Rat suchen oder sich für eine Untersuchung entkleiden, davon ausgehen, unvermittelt mit Statements und moralischen Selbstpositionierungen zu Israel konfrontiert zu werden.

Mikroaggressionen im Alltag und im öffentlichen Raum erzeugen nicht nur Gefühle von Bloßstellung und Verletzung, sondern wirken kumulativ, indem sie die vertrauten Sicherheitsordnungen verschieben und die ohnehin eingeschränkte Teilhabe am öffentlichen Leben weiter erschweren. Es zeigt sich eine Verschränkung unterschiedlicher Diskriminierungsformen, durch die Jüdinnen:Juden im Alltag in vielfältiger Weise betroffen sind – von offenen Anfeindungen bis hin zu subtilen und strukturellen Benachteiligungen.

Interviewpartner:innen erleben, wie Antisemitismus in ihrem alltäglichen Leben immer mehr Raum einnimmt und sie in ihrem Leben einschränkt, da sie stets situativ nachjustieren müssen, ob und wie sie mit anderen ins Gespräch gehen und wo und wie sie sich zeigen können. Derartige Einschränkungen in der Teilhabe am öffentlichen Leben bedeuten für Jüdinnen:Juden nicht nur eine Beeinträchtigung ihrer Gleichberechtigung, sondern machen zugleich den Rückzug oder das Meiden bestimmter Orte erforderlich. Damit gerät das demokratische Versprechen von Freiheit, Würde und Sicherheit in Spannung zu den Erfahrungen jüdischer Betroffener, deren Zugehörigkeit und Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum massiv eingeschränkt werden.

Teilhabebeschränkungen im **Berufsleben** werden von den Interviewten stark thematisiert. Dabei zeigen sich im professionellen Kontext dieselben Modi der Reaktionen – das Schweigen, die offensive Konfrontation, die Verherrlichung der Massaker, die Schuldzuweisung oder auch die doppelten Standards durch das nichtjüdische Umfeld – wie sie für das persönliche Umfeld beschrieben wurden. Studienteilnehmende berichten von subtiler wie offener Distanzierung, Entsolidarisierung in Kollegien bis hin zu direkten antisemitischen Anfeindungen am Arbeitsplatz. Die Marginalisierung und Invalidation der Bedarfe und Erfahrungen jüdischer

Mitarbeiter:innen zeigt sich im beruflichen Kontext durch ausbleibende Nachfragen, fehlende Beschwerdemöglichkeiten bei antisemitischer Diskriminierung, die Verweigerung von Schutzmaßnahmen oder mangelnde Rücksichtnahme. Neben dem Verlust von Beziehungen und Netzwerken betrifft dies insbesondere im künstlerischen und akademischen Feld auch stille sowie explizite Boykottpraktiken gegenüber Jüdinnen:Juden und Israelis.

Im **Bildungsbereich** zeigen sich Strukturen, die Jüdinnen:Juden exkludieren, nach dem 7. Oktober deutlicher als zuvor. In Bezug auf Kindertagesstätten, Schulen und Hochschulen werden institutionelles Nichthandeln und fehlender Schutz thematisiert. Interviewpartner:innen schildern die Erfahrung, dass Angriffe folgenlos blieben oder Beschwerden ins Leere liefen. In Schulen zeigt sich Exklusion räumlich und sozial, etwa wenn Kinder an jüdischen Schulen wegen der akuten Anschlagsgefahr nur unter Wachschutz lernen oder zum Sportunterricht gehen können. In nichtjüdischen Einrichtungen sind Kinder mit jüdischen Biografien oftmals antisemitischen Markierungen und Othering ausgesetzt. Ihre Teilhabe ist mit Sicherheitsabwägungen der Eltern verknüpft. So muss die Frage nach jüdischer Sichtbarkeit und der Umgang mit der eigenen Identität in nichtjüdischen Bildungseinrichtungen fortwährend neu ausgehandelt werden – mit sich selbst und mit dem sozialen Umfeld. Insgesamt bedeutet diese Situation für jüdische Kinder und Jugendliche einen nach dem 7. Oktober noch weiter eingeschränkten Zugang zu gemeinschaftlichen Lern- und Sozialisationsräumen.

Im **Hochschulkontext** zeigen sich zudem Praktiken politischer Mobilisierung oder die Übernahme antisemitischer Narrative durch Kommiliton:innen und Dozierende. Nach dem 7. Oktober werden Exklusionspraktiken im Kontext von Hochschulen verstärkt legitimiert, als politisches Handeln umgedeutet und zunehmend enttabuisiert. Sichtbar wird das etwa durch die andauernde Präsenz antisemitischer Bildsprache, die Verherrlichung des 7. Oktober in Chats, die Verweigerung einer Auseinandersetzung mit Antisemitismus in Seminaren und als ausbleibend oder zurückhaltend beschriebene institutionelle Reaktionen auf Beschwerden der Betroffenen.

Die Daten geben Hinweise auf **strukturelle Exklusion** im Schul- und insbesondere im Hochschulkontext. Dabei zeigt sich an Hochschulen – im Gegensatz zu Schulen – eine raumgreifende Dimension des politischen Antisemitismus. Jüdische Studierende erfahren Antisemitismus hier nicht nur durch Kommiliton:innen als Peers oder in Lehrkontexten, sondern auch im weiteren institutionellen Umfeld – mitunter durch die Präsenz antisemitischer Bildsprache, unkritische Übernahme antisemitischer Narrative unter Studierenden, aber auch in akademischen Gremien sowie durch Berichte über fehlenden institutionellen Schutz. Hochschulen sind an das Grundgesetz gebunden und müssen das Diskriminierungsverbot aus

Art. 3 Abs. 3 GG, das Gleichheitsgebot aus Art. 3 Abs. 1 GG und die Menschenwürde aus Art. 1 GG beachten. Hieraus folgt ein Schutzauftrag vor Diskriminierung. Aus einschlägigen gesetzlichen Regelungen – wie den Landeshochschulgesetzen oder hochschulischen Antidiskriminierungssatzungen – ergibt sich für Hochschulen und ihre Organe keine ausdrücklich normierte Pflicht, antisemitische Diskriminierung aktiv zu verhindern. Diese Normen begründen jedoch die Verantwortung, entsprechende Äußerungen oder Handlungen nicht tatenlos hinzunehmen, da bereits das passive Dulden als Diskriminierung durch Unterlassen zu qualifizieren ist.

6.5 Thematisierung des Kriegs im Gazastreifen und der politischen Situation in Israel

Die Befunde verdeutlichen eine Bandbreite unterschiedlicher Perspektiven, die sich eindeutigen politischen Zuordnungen vielfach entzieht. In den überwiegend im Frühjahr und Sommer 2024 geführten Interviews und Gruppendiskussionen zeigen sich Suchbewegungen, in denen die Studienteilnehmenden um ihre eigene Sprache und um politische wie moralische Orientierung ringen. Zentrale Themen sind die Qualen der Geiseln, das Leid der Zivilbevölkerung im Gazastreifen, aber auch die Dämonisierungen Israels und binäre Positionierungszwänge. Die langanhaltende Sorge um die Geiseln, die fortdauernde Bedrohung Israels, das Leid der palästinensischen Zivilbevölkerung und die Kritik an der israelischen Regierung werden dabei in unterschiedlichen Gewichtungen miteinander verbunden. Für viele sind die Orte und Menschen des Geschehens Teil ihrer eigenen oder familialen Biografie. Ihre Auseinandersetzung mit dem Krieg ist daher eng mit persönlichen Beziehungen, Verlusten und Erinnerungen verwoben. In vielen Interviews findet sich eine deutliche Kritik an und Distanzierung von der aktuellen israelischen Regierung bei gleichzeitiger Neuorientierung an Israel als potenzieller Schutzraum für Jüdinnen:Juden im Angesicht der gegenwärtigen Bedrohung in der Diaspora.

Kritisiert werden auch Vereinfachungen wie die Ausblendung der Rolle der Islamischen Republik Iran und der arabischen Nachbarstaaten. Insgesamt verweisen die Interviews auf eine Polyphonie jüdischer und israelischer Perspektiven im Hinblick auf die Positionierung zur politischen Situation in Israel und zum Krieg im Gazastreifen. Dabei lassen sich die Interviews nicht eindeutig kategorisieren als eine bestimmte politische Position. Vielmehr zeigen sich innerhalb einer Interviewerzählung verschiedene Perspektiven und Suchbewegungen.

Zugleich verweisen die Interviews auf eingeschränkte Möglichkeiten, diese Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Bezüge und Betroffenheiten auszudrücken.

Auch innerhalb von Familien und jüdischen Communities können unterschiedliche Wahrnehmungen des Kriegs und des Leids zu Spannungen führen. Das Anliegen, Menschenleben auf beiden Seiten anzuerkennen, ohne die Gewalt des 7. Oktober zu relativieren, wird damit zu einer kommunikativen und auch moralischen Herausforderung. Die Befunde schärfen den Blick auf die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen jüdische und israelische Perspektiven gehört, verkürzt oder instrumentalisiert werden.

6.6 Auswirkungen auf jüdische Kinder und Jugendliche

Zum Zeitpunkt der Fertigstellung des Abschlussberichts erstreckt sich die Zeit seit dem 7. Oktober 2023 bereits über mehrere Jahre und fällt für einige Interviewte mit prägenden Lebensphasen zusammen. Für die jüngsten Interviewpartner:innen umfasst sie große Teile ihrer Kindheit und Jugend; für andere Phasen des Studiums, der Schwangerschaft und der Geburt eines Kindes oder weitere biografisch zentrale Lebensabschnitte. Die Perspektiven von Kindern und Jugendlichen sind in der Antisemitismusforschung bislang unzureichend untersucht (vgl. Katzin 2026). Während einzelne Studien die Erfahrungen jüdischer Schüler:innen und junger Erwachsener in den letzten Jahren in den Blick genommen haben (vgl. Bernstein 2020; Chernivsky / Lorenz-Sinai / Schweitzer 2022), liegen insbesondere zu jungen jüdischen Kindern keine empirischen Arbeiten im deutschsprachigen Raum vor. Gerade nach dem 7. Oktober wird deutlich, wie wenig darüber bekannt ist, wie jüdische Kinder Antisemitismus wahrnehmen, verstehen und verarbeiten und wie sich die veränderte soziale Atmosphäre auf ihren Alltag auswirkt. Die für diese Studie interviewten Kinder und Jugendlichen thematisieren Fragen von Zugehörigkeit, Sicherheit und Verlässlichkeit ihres sozialen Umfelds als jüdisch-israelische Kinder in Deutschland. Ihre Schilderungen lassen sich aus der Perspektive ontologischer Sicherheit interpretieren, verstanden als grundlegendes Vertrauen in die Kontinuität des eigenen Selbst und in eine hinreichend verlässliche soziale Welt (vgl. Giddens 1991).

Die Befunde verweisen insgesamt auf eine Irritation sozialer Gewissheiten im sozialen Raum. Die Jugendlichen können die Anerkennung ihrer Selbst als jüdisch-israelische Kinder in Deutschland nicht als selbstverständlich voraussetzen. Sie sehen sich gezwungen, ihre jüdische Sichtbarkeit zum Schutz vor unangenehmen Reaktionen, Nachteilen, Diskriminierung und Gewalt im Alltag zu regulieren. Dabei geht es um das Recht als jüdische Kinder selbstverständlich anerkannt zu sein. Eine Studie zu jüdischen Erfahrungen bei Erwachsenen zeigt, wie sie immer wieder die Erfahrung

machen, von der Mehrheitsgesellschaft nicht nur in ihrem Jüdischsein, sondern auch in ihrem Menschsein missachtet zu werden. Zwischen Jüdischsein und dem Menschsein wird damit eine vermeintliche und unüberbrückbare Differenz eröffnet (vgl. Herrberg / Reddig 2024). Zugleich entwickeln die von uns interviewten Kinder und Jugendlichen ihre eigenen Deutungen des Antisemitismus: »Hass« nutzen sie als eine zentrale Kategorie, mit der sie Kollektivierung, Verantwortungszuschreibung, doppelte Standards und die Übertragung israelbezogener Feindschaft auf Jüdinnen:Juden erfassen. Antisemitismus erscheint ihnen dabei teils als Folge von Unwissen, teils als tieferliegender, situativ aktualisierbarer Hass. Ihr Aufwachsen vollzieht sich damit unter Bedingungen einer erzwungenen Frühreife: Sie lernen früh, antisemitische Atmosphären zu lesen, Zuschreibungen einzuordnen, Risiken abzuschätzen, ausgleichend zu argumentieren und Verantwortung für den eigenen Schutz zu übernehmen. Teilweise versuchen sie, antisemitische Reaktionen als Folge mangelnden Wissens zu erklären und damit als potenziell korrigierbar zu denken; zugleich unterscheiden sie davon einen tieferliegenden, beständigeren Hass auf Juden. Auch israelbezogenen Antisemitismus erfassen sie nicht als abstrakte Feindschaft gegen einen Staat, sondern als etwas, das auf sie selbst übergreift und jüdische wie israelische Zugehörigkeit kollektiviert. Der von ihnen beschriebene »cycle of antisemitism« (Gruppendiskussion Jugendliche, B1) verweist auf ein Verständnis von Antisemitismus als dauerhaft vorhandenem, situativ aktualisierbarem Potenzial, welches sie jederzeit als jüdische Kinder in Deutschland treffen kann.

Die Bildungseinrichtungen bilden zudem nicht den einzigen Erfahrungsraum. Die Jugendlichen beziehen sich weniger auf abgrenzbare Vorfälle, sondern schildern grundlegende Differenzerfahrungen, eine veränderte soziale Atmosphäre und brüchige Gewissheiten nach dem 7. Oktober in ihrem (Schul-)Alltag. Hier wird die Frage relevant, wie sich die Folgen des 7. Oktober und die antisemitisch strukturierten Formen sozialer Spiegelung auf ihre Identitätsbildung auswirken, wenn sie wiederholt mit Resonanzen konfrontiert sind, in der ihre Herkunft negativ aufgeladen wird und erklärungsbedürftig erscheint.

6.7 Innerjüdische Kohäsion, Empowerment und Unterstützungsstrukturen

Die Gewalt des 7. Oktober und die Verdichtung antisemitischer Exklusion und Bedrohung in sämtlichen Alltagssphären in Deutschland bewirkt eine Kohäsion in den jüdischen und israelischen Communities. Die hohe Identifikation und Solidarität mit den Opfern der Massaker sowie mit den Geiseln und ihren Familien konstituiert

dabei eine neue kollektiv-jüdische Erfahrung, die das Wissen um das Überleben der Vorfahren mit der aktuellen Bedrohung in Beziehung setzt. Deutlich wird, dass gemeinschaftliche Kohäsion einen unterstützenden Faktor in der Verarbeitung von Traumatisierung und Belastung darstellt. Zugleich verweist der stark artikulierte Bedarf an innerjüdischen Angeboten und communityorientierter Betroffenenberatung auf den Prozess der Entsolidarisierung im sozialen Umfeld, der durch innerjüdisches Zusammenrücken ausgeglichen werden soll. Es zeigen sich auch neue Formen des jüdischen Empowerments, unter anderem durch ein eigenes politisches Engagement.

Gleichwohl wird das Zusammenrücken in Krisenzeiten für Studienteilnehmende in ambivalenter Hinsicht relevant: einerseits als Ressource, andererseits als Spannungsfeld. Das Dilemma jüdischer Familien tritt dabei besonders deutlich hervor. Der gemeinschaftsstiftende Besuch von Synagogen, jüdischen Kindertageseinrichtungen und Schulen ist teilweise begleitet von der Sorge, Ziel eines Anschlags zu werden. Das verstärkte Aufsuchen von nichtjüdischen Bildungseinrichtungen geht in den Schilderungen einiger Studienteilnehmender mit dem Risiko von Übergriffen einher. Daraus ergeben sich Fragen der Erziehung und Begleitung der Kinder ebenso wie Bedarfe an Schutz und Unterstützung. Thematisiert werden spontane, aber auch organisierte (stärkende wie edukative) Community-Angebote und zeitnahe Reaktionen der jüdischen Organisationen wie auch communitynahen (professionellen) Beratungsstellen im Nachgang zum Terroranschlag.

Die Befunde verdeutlichen auch die Bedeutung jüdischer Communities und selbstorganisierter Netzwerke für den Umgang mit den Folgen des 7. Oktober und gegenwärtigen antisemitischen Erfahrungen. Unterstützung entsteht nicht nur in professionellen Settings, sondern auch im alltäglichen Austausch, in gegenseitiger Fürsorge und in selbst initiierten Räumen.

Die verspürte Notwendigkeit der Selbstorganisation verweist zugleich auf den erhöhten Bedarf an der Neuordnung des Alltags. Dabei erscheinen Studienteilnehmenden nicht allein als Empfänger:innen von Unterstützung, sondern auch als selbstbestimmte Akteur:innen, die den Prozess der Verarbeitung, die Trauerarbeit und den Austausch untereinander aktiv fördern. Das innerjüdische Empowerment lässt sich insofern als relationaler und kollektiver Prozess verstehen, in dem Erfahrungen geteilt, Deutungen gespiegelt und Handlungsspielräume erweitert werden.

Professionelle und communityorientierte Beratungsstellen, psychosoziale und therapeutische Angebote, studentische Organisationen und Vereinigungen, jüdische Bildungs-, Jugend- und Freizeitprogramme ergänzen und vertiefen die informellen Unterstützungszusammenhänge. Ihre Bedeutung liegt mitunter darin, Räume zu eröffnen, in denen antisemitische Erfahrungen anerkannt und in ihren historischen

sowie gesellschaftlichen Kontexten eingeordnet werden können, Melde- und Beratungsmöglichkeiten bei konkreten Fällen bereitzustellen und politische Stimme zu sein, wobei die Wirkung von politischen Maßnahmen – wie die Einberufung von Beauftragten oder das Aufstellen von Bildungsprojekten gegen Antisemitismus – in ihrer Reichweite und dem Effekt teilweise kritisch eingeschätzt wird.

Auch die digitale Präsenz jüdischer und antisemitismuskritischer Organisationen wird als hilfreiche Orientierung und als unterstützend beschrieben: Ihre digitalen Angebote und medialen Beiträge würden helfen, Gedanken und Gefühle zu strukturieren, Erfahrungen zu benennen und sich mit den eigenen Wahrnehmungen repräsentiert zu sehen.

Zugleich werden auch Grenzen solcher Krisen- und Unterstützungsstrukturen sichtbar. Studienteilnehmende nehmen teilweise wahr, dass die Organisationen vor multiplen Herausforderungen stehen, innerhalb kürzester Zeit mehrsprachige und zielgruppenorientierte Krisenangebote für die Community bereitzustellen; teilweise sind diese nicht in allen Teilen der Community bekannt, teilweise stoßen sie an die begrenzten finanziellen und personellen Kapazitäten. Die hohe Konzentration der Community-Angebote in den Städten macht die digitalen Angebote erforderlich, um auch Menschen außerhalb dieser Orte zu erreichen.

7 Empfehlungen auf Basis der Befunde

Ausgehend von den empirischen Befunden dieser Studie lassen sich sechs Handlungsempfehlungen ableiten. Sie richten sich an politische Entscheidungsträger:innen auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene sowie an gesellschaftliche Institutionen wie an Bildungs- und Verwaltungseinrichtungen.

1. AUSBAU UND FÖRDERUNG VON PROFESSIONELLEN, COMMUNITYORIENTIERTEN MELDE- UND BERATUNGSSTRUKTUREN UND JÜDISCHEN SELBSTORGANISATIONEN

Die Daten zeigen, dass professionelle, communityorientierte Unterstützungsangebote für die Orientierung, Einordnung und Verarbeitung antisemitischer Erfahrungen sowie für den Umgang mit Angriffen und Ausschlussereignissen von zentraler Bedeutung sind. Zugleich verweisen die Befunde auf die begrenzten Ressourcen der entsprechenden Organisationen, die trotz dieser Einschränkungen nach dem 7. Oktober Krisenangebote bereitgestellt haben. Es bedarf der Absicherung von niedrigschwelligen Krisenangeboten zur Bewältigung einschneidender Erfahrungen und akuter Belastungslagen. Diese Angebote sollten sich insbesondere an vulnerable Gruppen richten, darunter jüdische Kinder und Jugendliche, junge Erwachsene und Studierende, Familien, ältere Menschen sowie Menschen mit Beeinträchtigungen. Auf der Grundlage der Datenanalyse dieser Studie lassen sich folgende Empfehlungen formulieren:

- Stärkung und Förderung jüdischer Selbstorganisationen und ihrer gleichberechtigten Beteiligung an der Entwicklung von Schutz-, Beratungs- und Präventionsmaßnahmen.
- Stärkung, Ausbau und Absicherung von spezialisierten Meldestrukturen zur Erfassung und Dokumentation antisemitischer Vorfälle und Straftaten.
- Stärkung, Ausbau und Absicherung von communityorientierten Anlauf- und Beratungsstellen, die Betroffene von Antisemitismus niedrigschwellig und multiprofessionell beraten, begleiten und unterstützen – insbesondere in strukturschwachen Regionen.
- Förderung von jüdischen Freizeit- und Ferienangeboten (u.a. die Machanot) sowie von communityorientierten analogen und digitalen Empowermentformaten.
- Ausbau des Gewaltschutzes sowie Stärkung der Kooperation zwischen Erfassung, Beratung, Gemeinden, Sicherheits- und Strafverfolgungsbehörden.

- Ausbau von beratenden Maßnahmen und Angeboten, die antisemitismuskritische Organisationsentwicklung zum Schutz der Betroffenen und Implementierung von Interventionswegen und Beschwerdewegen fördern – in den Regelstrukturen der Zivilgesellschaft.

2. ANTISEMITISMUSKRITISCHE (AUS-)BILDUNG, LEHRE UND STRUKTURENTWICKLUNG

Aus den Daten ergeben sich Hinweise darauf, dass die Auswirkungen des 7. Oktober auf jüdische und israelische Communities in Deutschland teilweise durch unzureichende Sensibilität für Antisemitismus verstärkt wurden. Punktuelle Maßnahmen der Sensibilisierung greifen vor diesem Hintergrund zu kurz, wenn sie nicht mit verbindlichen Zuständigkeiten, tragfähigen Beschwerde- und Interventionsstrukturen sowie längerfristigen Veränderungsprozessen in Organisationen verbunden werden. Erforderlich sind Auf- und Ausbau einschlägiger Lehrangebote und Studiengänge, die Erweiterung zielgruppenspezifischer Fort- und Weiterbildungsprogramme sowie Angebote zur antisemitismuskritischen Struktur- und Organisationsentwicklung. Empfohlen werden insbesondere:

- Curriculare Verankerung antisemitismuskritischer Inhalte in den Ausbildungs- und Studiengängen der Erziehung, Bildung und Pflege sowie in den Bildungsrahmenplänen der Bundesländer.
- Weiterentwicklung und Verstetigung von antisemitismuskritischen Bildungs- und Qualifizierungsangeboten für Kindertagesstätten, Schulen, Hochschulen, Behörden, Einrichtungen der medizinischen, pflegerischen und therapeutischen Versorgung und Unternehmen.
- Qualifizierung von Fach- und Leitungskräften für die Wahrnehmung, Einordnung und Bearbeitung von Antisemitismus.
- Aufbau von Zuständigkeiten, Beschwerdestrukturen, Schutzkonzepten und Interventionsplänen.
- Abbau struktureller Diskriminierung von Jüdinnen:Juden in institutionellen Kontexten.
- Einrichtung transparenter, zugänglicher und vertrauenswürdiger Beschwerdewege.

3. VERANKERUNG DER ANTISEMITISMUSKRITIK – DER BILDUNG, BEGEGNUNG, EMPOWERMENT UND BERATUNG – IN POLITISCHEN UND PÄDAGOGISCHEN FÖRDERPROGRAMMEN

Die Befunde der Studie unterstreichen die Bedeutung einer konsequenten politischen Adressierung von Antisemitismus. Die fachlich fundierte Auseinandersetzung mit Antisemitismus sollte in den politischen und pädagogischen Förderprogrammen des Bundes und der Länder weiter ausdifferenziert und als Querschnittsaufgabe verankert werden. Dazu gehören insbesondere folgende Empfehlungen:

- Systematische, konzeptionelle Berücksichtigung von Antisemitismus als Thema aller pädagogischen Disziplinen und bildungspolitischen Felder – in der Sozialen Arbeit, Demokratiebildung, historisch-politischen Bildung, diskriminierungskritischen Bildung und in De-Radikalisierungsprojekten.
- Dauerhafte Förderung von spezialisierten Fachstellen, Bildungsmaßnahmen und Projekten, die Antisemitismuskritik transdisziplinär aufbereiten und in die Zivilgesellschaft sowie Regelstrukturen hinein vermitteln.
- Förderung von antisemitismuskritischen Bildungsprojekten für verschiedene Zielgruppen – Kinder und Jugendliche, Auszubildende und Studierende, junge Erwachsene, Familien und ältere Menschen.

4. ABBAU VON STRUKTURELLEN BARRIEREN UND AUSBAU VON GEWALT- UND DISKRIMINIERUNGSSCHUTZ

Die Studie verweist auf mögliche Schutzlücken, insbesondere bei Diskriminierung, die an eine israelische Staatsangehörigkeit, an die Verwendung der hebräischen Sprache, an tatsächliche und/oder zugeschriebene Verbindungen zu Israel anknüpfen. Zu prüfen sind:

- Abbau struktureller Diskriminierung von Jüdinnen:Juden, insbesondere im Bereich der Teilhabe in den Institutionen der öffentlichen Bildung und Erziehung. Erforderlich ist eine umfassende antisemitismuskritische Strukturentwicklung, die Programme, Institutionen und Verfahren einschließt – etwa durch den Aufbau und die Stärkung von Beschwerdestrukturen, Beratungsangeboten und Unterstützungsnetzwerken.

- Novellierung der Demokratiefördergesetze sowie Reform des AGG, LADG und Strafrechts. Erforderlich sind Ergänzungen, die Diskriminierung aufgrund von Staatsangehörigkeit und Muttersprache (Hebräisch) ausdrücklich berücksichtigen.
- Überprüfung strafrechtlicher Regelungen und ihrer Anwendung im Umgang mit antisemitischer Bedrohung, Gewalt und gezielten Einschüchterungen.
- Ausbau von Schutzmaßnahmen und tragfähiger Unterstützungsstrukturen gegen antizionistische und antiisraelische Diskriminierung sowie Mobilisierung in Institutionen.
- Verbesserung des Zugangs zu Beschwerde-, Rechtsberatungs- und Rechtsschutzmöglichkeiten für Betroffene, unter anderem durch den Ausbau der Betroffenenberatung und Beschwerdemöglichkeiten zu Antisemitismus.
- Entwicklung und Implementierung von institutionellen Schutz- und Interventionskonzepten.

5. AUSBAU DER LEHRE ZU DER GESCHICHTE VON ISRAEL UND ZIONISMUS

Aus den Schilderungen der Studienteilnehmenden ergeben sich Hinweise auf Wissenslücken sowie auf verkürzende und verzerrende Deutungen in Bezug auf den Zionismus und die Geschichte Israels. Vor diesem Hintergrund lassen sich folgende Handlungsempfehlungen vorschlagen:

- Vermittlung der Entwicklungs- und Begriffsgeschichte sowie Diskurslinien des Zionismus sowie differenzierte Auseinandersetzung mit der Geschichte Israels, der Region und der Nachbarstaaten.
- Stärkere Einbeziehung jüdischer und israelischer Perspektiven in den Diskurs, in die Lehre und Forschung.
- Entwicklung wissenschaftlich fundierter Materialien, die Vereinfachungen, Projektionen und manichäischen Deutungen des Nahostkonflikts nachgehen und pädagogisch aufbereiten.
- Entwicklung und Bereitstellung von Bildungs- und Vermittlungsangeboten für Medienschaffende, pädagogische Fachkräfte und Hochschulen.

6. AUSBAU DER FORSCHUNG ZU ANTISEMITISMUS UND JÜDISCHER GEGENWART

Die Datenanalyse verdeutlicht einen hohen Forschungsbedarf zu Antisemitismus aus den Perspektiven von Kindern und Jugendlichen, zu Dynamiken, Dimensionen und Bearbeitungsformen der antisemitischen Gewalt und Diskriminierung in institutionellen Kontexten wie auch zu jüdischer Teilhabe, Jugend- und Sozialarbeit, jüdischer Wohlfahrtspflege, (transgenerationalen) psychologischen Folgen der Shoah und des 7. Oktober, jüdischen Selbstverständnissen und jüdischer Gegenwart. Dazu gehören insbesondere folgende Schwerpunkte:

- Studien zu Antisemitismuserfahrungen und ihren biografischen, psychischen und sozialen Folgen, insbesondere in der Kinder- und Jugendphase.
- Studien zum Umgang mit Antisemitismus im öffentlichen Raum, am Arbeitsplatz und in Familien und Nachbarschaften.
- Forschung zu (mehrdimensionaler) Diskriminierung aufgrund der tatsächlichen oder zugeschriebenen israelischen Staatsangehörigkeit, Sprache und Herkunft.
- Studien zu Erfahrungen und Selbstverständnissen israelischer Einwander:innen und israelischer Staatsbürger:innen in Deutschland, unter anderem als Teil der Israel-Studien, der Gegenwarts- und Antisemitismusforschung.
- Untersuchungen zu mehrdimensionaler Diskriminierung von Jüdinnen:Juden und von Rassismuserfahrungen von Jüdinnen:Juden und Israelis in Deutschland, unter anderem von Mizrahim, arabischen Israelis und Drus:innen.
- Langfristig angelegte Forschung, die Veränderungen antisemitischer Erfahrungen, gesellschaftlicher Reaktionen und institutioneller Umgangsweisen im Zeitverlauf erfasst.

Adorno, Theodor W. / Frenkel-Brunswik, Else / Levinson, Daniel J. / Sanford, R. Nevitt (1950):

The Authoritarian Personality. New York: Harper & Brothers.

Amnesty International (2025):

Targeting Civilians: Murder, Hostage-Taking and Other Violations by Palestinian Armed Groups in Israel and Gaza. Report. London.

Andresen, Sabine / Diehm, Isabell (2006):

Einführung. In: Andresen, Sabine / Diehm, Isabell (Hrsg.): Kinder, Kindheiten, Konstruktionen. Erziehungswissenschaftliche Perspektiven und sozialpädagogische Verortungen. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Arnold, Simon (2025):

Altneue Einsamkeit: Kommentar zum Text von Elisabeth Brainin und Samy Teicher.

In: Freie Assoziation. Zeitschrift für psychoanalytische Sozialpsychologie, Jahrgang 27, Heft 2, S. 55–60.

Arnold, Sina / Karakayali, Juliane (2024):

Für eine stärkere Verbindung von Rassismus- und Antisemitismusforschung.

Ein Vorschlag zur Übertragung des Konzepts des »institutionellen Rassismus« auf Antisemitismus. Rat für Migration e.V.

URL: <https://rat-fuer-migration.de/2024/06/24/rfm-debatte-2024/> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Bar-Halpern, Miri / Wolfman, Jaclyn (2025):

Traumatic invalidation in the Jewish community after October 7. In: Journal of Human Behavior in the Social Environment., S. 1–28.

Bar-On, Dan / Brendler, Konrad / Hare, A. Paul (1997):

»Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln ...«. Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust. Frankfurt am Main / New York: Campus.

Bergmann, Werner / Erb, Rainer (1997):

Anti-Semitism in Germany: The post-Nazi epoch since 1945. New Jersey: Transaction Publishers.

Bergmann, Werner / Erb, Rainer (1991):

Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung von 1946–1989. Opladen: Leske + Budrich.

Bergmann, Werner / Erb, Rainer (1986):

Kommunikationslatenz, Moral und öffentliche Meinung. Theoretische Überlegungen zum Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jahrgang 38, S. 209–222.

Bernstein, Julia (2020):

Antisemitismus an Schulen in Deutschland. Befunde – Analysen – Handlungsoptionen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Bernstein, Julia / Brehm, Alina (2025):

Zwischen Verstecken und Flagge zeigen: Junges jüdisches Leben in München und Antisemitismuserfahrungen vor und nach dem 7. Oktober. Frankfurt am Main:

Frankfurt University of Applied Science.

URL: https://demokratie-muenchen.de/wp-content/uploads/2025/12/Studie_Zwischen-Verstecken-und-Flagge-zeigen_final.pdf [letzter Zugriff: 23.09.2026]

Bonanno, George A. (2004):

Loss, Trauma, and Human Resilience: Have We Underestimated the Human Capacity to Thrive After Extremely Aversive Events? In: American Psychologist, Volume 59, Issue 1, S. 20–28.

Brainin, Elisabeth / Teicher, Samy (2025):

Judenhass – Trauma – Zivilisationsbruch: Der 7. Oktober. In: Freie Assoziation. Zeitschrift für psychoanalytische Sozialpsychologie, Jahrgang 27, Heft 2, S. 12–28.

Brinkmann, Svend / Kvale, Steinar (2014):

InterViews. Learning the Craft of Qualitative Research Interviewing, 3rd edition. London: SAGE.

URL: <https://uk.sagepub.com/en-gb/eur/interviews/book239402> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Brunner, Markus / Eichler, Lutz / Kai-Browne, Tatiana / Knasmüller, Florian / Niendorf, Johanna / Schmidt, Johanna Maj / Uhlig, Tom David / Winter, Sebastian (2024):

Der »Schwarze Shabbat« [Editorial]. In: Freie Assoziation. Zeitschrift für psychoanalytische Sozialpsychologie, Jahrgang 27, Heft 2, S. 5–10.

Bundesverband RIAS e.V. (2024):

Antisemitische Vorfälle in Deutschland 2024 – Jahresbericht.

URL: https://report-antisemitism.de/documents/04-06-25_RIAS_Bund_Jahresbericht_2024.pdf [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Buser, Verena / Cohen, Boaz (2026):

Child Rehabilitation from the Holocaust to October 7. Berlin: De Gruyter.

Caruth, Cathy (1995):

Introduction: Trauma and experience. In: Caruth, Cathy (Hrsg.): Trauma. Explorations in Memory. Baltimore: Johns Hopkins University Press, S. 3–12.

Chernivsky, Marina (2025a):

Bruchzeiten – Leben nach dem 7. Oktober. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Chernivsky, Marina (2025b):

»Und ich habe im Studium meine jüdische Identität [...] viel ausgeblendet.« Zur Normalität von Antisemitismus in psychologischen Feldern. In: Psychosozial, Jahrgang 47, Heft IV (Nr. 178), S. 40–52.

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike (2025a):

Analysekategorie institutioneller Antisemitismus – Traditionslinien, Erkenntnisse und Forschungslücken. Kommentar zum Initialbeitrag von Sina Arnold und Juliane Karakayali. Rat für Migration e.V.

URL: <https://rat-fuer-migration.de/2024/06/24/rfm-debatte-2024/> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike (2025b):

»wie kommt das [...] dass du nichts sagst wenn Jüdinnen vergewaltigt werden?« – Sexualisierte Gewalt im Kontext des 7. Oktober aus jüdischen Perspektiven in Deutschland. In: Glöckner, Olaf; Jikeli, Günther (Hrsg.): Antisemitismus in Deutschland nach dem 7. Oktober. Hildesheim: Georg Olms Verlag, S. 235–256.

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike (2024a):

Der 7. Oktober als Zäsur für jüdische Communities in Deutschland. In: APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte, Jahrgang 74, Heft 25–26, S. 19–24.

URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/antisemitismus-2024/549359/der-7-oktober-als-zaesur-fuer-juedische-communities-in-deutschland/> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike (2024b):

Antisemitismus vor und nach dem 7. Oktober – Historische Kontinuitäten, Erscheinungsdimensionen und empirische Befunde. In: Bundesarbeitsgemeinschaft religiös begründeter Extremismus e.V. (Hrsg.): Ligante Schriftenreihe – Fachdebatten aus der Präventionsarbeit: Der Nahostkonflikt als Katalysator. Heft 7, S. 9–15.

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike (2024c):

Institutioneller Antisemitismus in der Schule. In: Baustein 14, Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage. Berlin: Aktion Courage e.V.

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike (2023a):

Antisemitismus in institutionellen Kontexten – Soziale Prozesse der Deutung und Einordnung. In: Migration und Soziale Arbeit, Heft 1, S. 54–61.

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike (2023b):

Antisemitismus als Hintergrundrauschen: Herausforderungen und Grundsätze der Betroffenenberatung. In: Christoph / Köbberling, Gesa / Botsch, Gideon (Hrsg.): Rechte Gewalt. Aktuelle Analysen und zeithistorische Perspektiven auf das Land Brandenburg. Berlin: Metropol, S. 113–141.

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike (2022):

Perspektivdivergenz in der Antizipation und Einordnung antisemitischer Gewalt im Kontext Schule. In: bpb – Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland. APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte, Schriftenreihe Band 10799, S. 252–262.

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike / Schweitzer, Johanna (2022):

Von Antisemitismus betroffen sein. Deutungen und Umgangsweisen jüdischer Familien und junger Erwachsener. Weinheim: Beltz Juventa.

Clarke, Adele (2012):

Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden: Springer VS.

Croitoru, Joseph (2024):

Die Hamas. Herrschaft über Gaza, Krieg gegen Israel. München: C. H. Beck.

Danieli, Yael (2023):

Multigenerational Legacies of Trauma. In: Psychosomatic Medicine and General Practice, Volume 8, Issue 1.

Decker, Oliver / Kiess, Johannes / Heller, Ayline / Brähler, Elmar (Hrsg.) (2024):

Vereint im Ressentiment. Autoritäre Dynamiken und rechtsextreme Einstellungen. Leipziger Autoritarismus Studie 2024. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Deutscher Bundestag (Hrsg.) (2017):

Bericht des zweiten Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus des Deutschen Bundestags. Drucksache 18/11970.

URL: <https://dserver.bundestag.de/btd/18/119/1811970.pdf> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Diner, Dan (2023):

Sie stellen den Israelis den Vernichtungstod in Aussicht. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.11.2023. URL: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/israel-krieg-hamas-stellen-israelis-den-vernichtungstod-in-aussicht-19265630.html> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Ebbrecht-Hartmann, Tobias / Hartmann, Deborah (2023):

Essay zum Angriff der Hamas – Einfach weitermachen ist unmöglich. taz, die Tageszeitung, 04.11.2023.

URL: <https://taz.de/Essay-zum-Angriff-der-Hamas/!5967960/> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Elkayam-Levy, Cochav / Cotler, Irwin / Rudyak, Ilya / Gilad, Michal (2025):

The New Crime of Kinocide.

URL: <https://ssrn.com/abstract=5289089> oder <http://dx.doi.org/10.2139/ssrn.5289089> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Etkes, Haggay / Adnan, Wifag (2022):

Gazan Workers in Israel: Implications for Employment Regulations. INSS Insight No. 1626. URL: <https://www.inss.org.il/publication/workers-from-gaza/> [letzter Zugriff: 24.09.2026]

Fehlberg, Thorsten / Kranz, Dani (2024):

Selbstwirksamkeit, Widerstand und Religion: Nuancen der Selbstverortung jüdischer Aktivist*innen in Deutschland. In: Vereint im Ressentiment Autoritäre Dynamiken und rechtsextreme Einstellungen. Leipziger Autoritarismus Studie. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 231–252.

Giddens, Anthony (1991):

Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age. Cambridge: Polity Press, S. 35–45.

Goldenbogen, Anne / Kleinmann, Sarah (2021):

Aktueller Antisemitismus in Deutschland. Verflechtungen, Diskurse, Befunde. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.

URL: <https://www.rosalux.de/publikation/id/43659/aktueller-antisemitismus-in-deutschland> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Gromova, Alina (2021):

En-Gendering jüdische Migration: Narrative jüdischer Frauen mit sowjetischer Erfahrung in Deutschland nach 1990. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Das Deutschland Archiv.

URL: <https://www.bpb.de/themen/deutschlandarchiv/326606/en-gendering-juedische-migration-narrative-juedischer-frauen-mit-sowjetischer-erfahrung-in-deutschland-nach-1990/> [letzter Zugriff: 23.09.2026]

Grünberg, Kurt (2004):

Erinnerung und Rekonstruktion. Tradierung des Traumas der nationalsozialistischen Judenvernichtung und Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. In: Trumah. Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg, Band 14, S. 37–54.

Grünberg, Kurt (2000):

Liebe nach Auschwitz. Die Zweite Generation. Jüdische Nachkommen von Überlebenden der nationalsozialistischen Judenverfolgung in der Bundesrepublik Deutschland und das Erleben ihrer Paarbeziehungen. Tübingen: edition diskord.

Grünberg, Kurt / Arnold, Simon (2025):

Leidenschaft und Leiden. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, Jahrgang 79, Heft 7, S. 594–621.

Halperin-Kaddari, Ruth / Ben-Or, Nava / Zagagi-Pinhas, Sharon (2025):

A Quest for Justice: October 7 and Beyond. Recognition and justice for victims of sexual violence in conflict. The Dinah Project.

URL: https://thedinahproject.org/wp-content/uploads/2025/07/The-Dinah-Project-full-report-A4-pages_web-1.pdf [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Harned, Melanie S. (2022):

Treating Trauma in Dialectical Behavior Therapy: The DBT Prolonged Exposure Protocol (DBT PE). New York: Guilford Publications.

Herrberg, Niklas / Reddig, Melanie (2024):

Missachtungserfahrungen und Anerkennungsforderungen unter Jüdinnen und Juden in Deutschland. In: Zeitschrift für Soziologie, Jahrgang 53, Heft 4, S. 331–346.

Herman, Judith (1992 [2018]):

Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden, 5., aktualisierte Auflage. Paderborn: Junfermann Verlag.

Hestermann, Jenny (2024):

Traumatisiert. Die israelische Gesellschaft nach dem 7. Oktober.

In: APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte, Jahrgang 74, Heft 12, S. 8–11.

Holz, Klaus / Haury, Thomas (2021):

Antisemitismus gegen Israel. Hamburg: Hamburger Edition.

Holz, Klaus (2001):

Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung.

Hamburg: Hamburger Edition.

Illouz, Eva (2025):

Der 8. Oktober. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Katz, Carmit / Jacobson, Ma'ayan / Friedman-Hauser, Gal / Aviad, Michal / Ilil Levin (2026):

Restoring Childhood: Reintegration of the Israeli Children Returning from Captivity in Gaza.

In: Buser, Verena / Cohen, Boaz (Hrsg.): Child Rehabilitation from the Holocaust to October 7.

Berlin: De Gruyter, S. 36–51.

Katz, Carmit / Jacobson, Ma'ayan / Friedman-Hauser, Ga / Aviad, Micha / Ilil Levin / Tsur, Noga (2024):

»No One Wants You Back, You Will Stay Here Forever«: The Story of the Israeli Children Who Were Held in Captivity by Hamas. In: Child Abuse & Neglect, Volume 157, Issue 1.

Katzin, Mirjam (2026):

»It is like we don't exist« – schooling experiences of Jewish children and adolescents in Malmö, Sweden. In: Scandinavian Journal of Educational Research.

URL: <https://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/00313831.2026.2623286> [letzter Zugriff: 25.09.2026]

Keilson, Hans (1979):

Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische follow-up-Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden. Forum der Psychiatrie. Stuttgart: Enke Verlag.

Kellermann, Natan (2009):

Holocaust Trauma in Germany and Austria. In: The Holocaust Trauma. Psychological Effects and Treatment. New York / Bloomington: iUniverse, S.116–140.

Kiesche, Veronika (2022):

Jüdische (Un-)Sichtbarkeiten. Verhandlungen von Antisemitismus und antislawischem Rassismus in der zweiten Generation jüdischer Kontingentflüchtlinge.

Berlin: Minor – Projektkontor für Bildung und Forschung.

Körber, Karen (2021):

Einleitung in den Themenschwerpunkt: Jüdische Migration nach 1945.

In: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, Jahrgang 15, Heft 29, S. 1–4.

URL: https://www.igd-jh.de/fileadmin/user_upload/medaon_29_koerber_einleitung.pdf [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Kranz, Dani / Schaum, Ina (2024):

Leerstelle jüdische Gegenwart: Jüdische Studien, Selbstpositionierung und blinde Flecken.

In: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, Jahrgang 18, Heft 35.

Krug, Etienne G. / Dahlberg, Linda L. / Mercy, James A. / Zwi, Anthony B. / Lozano, Rafael (2002):
World report on violence and health. Genf: World Health Organization.
URL: https://iris.who.int/bitstream/handle/10665/42495/9241545615_eng.pdf [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Kühner, Angela (2007):
Kollektive Traumata. Berlin / Gießen: Psychosozial-Verlag

Levi-Belz, Yossi / Groweiss, Yoav / Blank, Carmel / Neria, Yuval (2024):
PTSD, depression, and anxiety after the October 7, 2023 attack in Israel: a nationwide prospective study. In: eClinicalMedicine, Volume 68.

Maercker, Andreas (2013):
Posttraumatische Belastungsstörungen, 4. Auflage. Berlin: Springer Verlag.

McCann, Ilene L. / Pearlman, Laurie Anne (1990):
Vicarious traumatization: A framework for understanding the psychological effects of working with victims. In: Journal of Traumatic Stress, Volume 3, Issue 1, S. 131–149.

Messerschmidt, Astrid (2026):
Kontinuität und Aktualität des Antisemitismus und Verhältnisbestimmungen zum Rassismus heute. In: Chernivsky, Marina / Köbberling, Gesa / Lorenz-Sinai, Friederike / Scharathow, Wiebke (Hrsg.): Antisemitismus(kritik) in Bildung und Sozialer Arbeit. Kontinuitäten, Leerstellen, Aktualisierungen. Weinheim: Beltz Juventa, S. 21–33.

Mohar, Yarif (2023):
Hamas ermordet Friedensaktivist*innen. Amnesty Journal, 26.12.2024.
URL: <https://www.amnesty.de/informieren/amnesty-journal/israel-getoetete-aktivisten-hamas-mordet-aktive-fuer-frieden> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Nef, Susanne / Lorenz-Sinai, Friederike (2022):
Multilateral Generation of Violence: On the Theorization of Microscopic Analyses and Empirically Grounded Theories of Violence. In: Historical Social Research, Volume 47, Issue 1, S. 111–131.

Neria, Yuval / Markowitz, John C. / Amsalem, Doron / Levi-Belz, Yossi / Roe, David / Lurie, Ido / Tzur Bitan, Dana / Wainberg, Milton L. / Mendlovic, Shlomo (2025):
Israeli mental health in the aftermath of the October 7 terrorist attack: Risks, challenges, and recommendations. In: Israel Journal of Health Policy Research, Volume 1, Issue 1.

OFEK e.V. (2024):
Beratungsstatistik 2023–2024.
URL: https://ofek-beratung.de/wp-content/uploads/2024/10/OFEK_Beratungsstatistik_2023-24.pdf [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Oz-Salzberger, Fania (2024):
Deutschland und Israel nach dem 7. Oktober. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Poliakov, Léon (1983 [2022]):
Von Moskau nach Beirut – Essay über die Desinformation. Freiburg, ça ira-Verlag.

Pollock, Friedrich (1955):
Gruppenexperiment. Ein Studienbericht. Frankfurter Beiträge zur Soziologie. Band 2. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Przyborski, Aglaja / Riegler, Julia (2020):
Gruppendiskussion und Fokusgruppe. In: Mey, Günter / Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 2: Designs und Verfahren, 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 395–411.

Quindeau, Ilka (2025):
Psychoanalyse und Antisemitismus. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Rabinovici, Doron (2024):
Im Morgengrauen. In: Martini, Tania / Bittermann, Klaus (Hrsg.), Nach dem 7. Oktober. Berlin: Edition Tiamat, S. 15–24.

Radvan, Heike (2010):
Pädagogisches Handeln und Antisemitismus. Eine empirische Studie zu Beobachtungs- und Interventionsformen in der offenen Jugendarbeit. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.

Reimer-Gordinskaya, Katrin / Tzschiesche, Selena (2020):
Antisemitismus – Heterogenität – Allianzen. Jüdische Perspektiven auf Herausforderungen der Berliner Zivilgesellschaft. Der Berlin-Monitor.
URL: https://berlin-monitor.de/wp-content/uploads/2023/06/BerlinMonitor2020_Web-1.pdf [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Rensmann, Lars (2025):
Politischer Antisemitismus im postfaktischen Zeitalter. Formen und Ursachen in Demokratien des 21. Jahrhunderts. Baden-Baden: Nomos.

Rensmann, Lars (2021):
Israelbezogener Antisemitismus. Formen, Geschichte, empirische Befunde. In: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Dossier Antisemitismus.
URL: <https://www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/326790/israelbezogener-antisemitismus> [letzter Zugriff: 02.09.2025]

Rensmann, Lars (2004):
Demokratie und Judenbild. Antisemitismus in der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Rosenthal, Gabriele (2015):
Interpretative Sozialforschung – Eine Einführung. Weinheim: Beltz Juventa.

Rosenthal, Gabriele (1997):

Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Rozovsky, Lisa (2024): **Zeug*innen, Geständnisse, Bildmaterial: Beweise für Vergewaltigungen der Hamas am 7. Oktober.** Heinrich Böll Stiftung (Hrsg.).

URL: <https://www.boell.de/de/2024/04/30/zeuginnen-gestaendnisse-bildmaterial-beweise-fuer-die-vergewaltigungen-durch-die-hamas> [letzter Zugriff: 02.09.2025]

Salzborn, Samuel (2010):

Antisemitismus als negative Leitidee der Moderne. Sozialwissenschaftliche Theorien im Vergleich. Frankfurt am Main / New York: Campus.

Scherr, Albrecht / Schäuble, Barbara (2008):

»Ich habe nichts gegen Juden, aber ...« – Ausgangsbedingungen und Ansatzpunkte gesellschaftspolitischer Bildungsarbeit zur Auseinandersetzung mit Antisemitismen. Berlin: Amadeu Antonio Stiftung.

Schönbach, Peter (1961):

Reaktionen auf die antisemitische Welle im Winter 1959/1960. Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Sonderheft 3. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Schütze, Fritz (1983):

Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, Jahrgang 13, Heft 3, S. 283–293.

Shani, Maor / Gerber, Jana / Herb, Marie (2024):

Der 7. Oktober, ein Jahr danach: Resilienz und Bewältigung unter Juden in Deutschland angesichts zunehmenden Antisemitismus und kollektiven Traumas – Vorläufiger Bericht. Universität Osnabrück.

URL: <https://archive.jpr.org.uk/download?id=23909> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Spiegel, Jasmin / Klotz, Anne-Christin (2024):

Jüdische Stimmen hörbar machen. Die Dokumentation von Antisemitismus seit dem 7. Oktober 2023 aus jüdischer Perspektive in Deutschland. Zeitgeschichte-online, 06.10.2024.
URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/juedische-stimmen-hoerbar-machen> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

Stender, Wolfram (2026):

Are there two elephants in the room? Warum Soziale Arbeit antiziganismuskritisch sein muss und warum dies die Aufklärung über Antisemitismus einschließt. Erscheint in: Chernivsky, Marina / Köbberling, Gesa / Lorenz-Sinai, Friederike / Scharathow, Wiebke (Hrsg.): Antisemitismus(kritik) in Bildung und Sozialer Arbeit – Kontinuitäten, Leerstellen, Aktualisierungen. Weinheim: Beltz Juventa, S. 35–47.

Stender, Wolfram / Follert, Guido / Özdogan, Mihri (Hrsg.) (2010):

Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Straub, Jürgen (2014):

Verletzungsverhältnisse. Erlebnisgründe, unbewusste Tradierungen und Gewalt in der sozialen Praxis. In: Zeitschrift für Pädagogik, Jahrgang 60, Heft 1, S. 74–95.

Strauss, Anselm Leonard (1998):

Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.

Sznaider, Natan (2024):

Die jüdische Wunde. Leben zwischen Anpassung und Autonomie. Berlin: Hanser.

Tamir, Tal Josef / Jarvers, Irina (2026):

Perceived antisemitism and the mental health of Jewish university students in Germany: a quantitative comparative study. In: BMC Public Health, Volume 26, Issue 1.

The Road to recovery (2025):

Our story.

URL: <https://www.theroadtorecovery.org.il/our-story> [letzter Zugriff: 03.09.2025]

van der Kolk, Bessel (2014):

The Body Keeps the Score: Brain, Mind, and Body in the Healing of Trauma. New York: Viking.

Yehene, Einat / Israeli, Shir / Levine, Hagai (2025):

The Trauma of Mass Kidnapping and Ambiguous Loss: A Socioecological Framework from the Lived Experience of Israeli Hostage Families. In: Psychological Trauma: Theory, Research, Practice, and Policy.

Yehene, Einat / Ohayon, Shay / Yahav, Adi / Levine, Hagai (2024):

Collective Ambiguous Loss After Mass Hostage-Taking in War: Exploring Public Mental Health Outcomes and Resilience. In: European Journal of Psychotraumatology, Jahrgang 15, Heft 1.

Zick, Andreas / Hövermann, Andreas / Jensen, Silke / Bernstein, Julia / Perl, Nathalie (2017):

Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus in Deutschland. Ein Studienbericht für den Expertenrat Antisemitismus. Bielefeld: Universität Bielefeld, Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung.

Zick, Andreas / Küpper, Beate (2021):

Die geforderte Mitte. Rechtsextreme und demokratiegefährdende Einstellungen in Deutschland 2020/21. Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Franziska Schröter. Bonn: Dietz.

Impressum

KOMPETENZZENTRUM ANTISEMITISMUSKRITISCHE BILDUNG UND FORSCHUNG (KOAS) IN TRÄGERSCHAFT DER ZENTRALWOHLFAHRTSSTELLE DER JUDEN IN DEUTSCHLAND E.V.

V.i.S.d.P./ Marina Chernivsky, Leitung Kompetenzzentrum antisemitismuskritische Bildung und Forschung (KOAS), chernivsky@koas-bildungundforschung.de

FORSCHUNGSKOOPERATION

Arbeitsbereich Antisemitismusforschung am Institut für Rechtsextremismusforschung (IRex), Universität Tübingen | Prof. Dr. Friederike Lorenz-Sinai

STUDIENLEITUNGEN

Marina Chernivsky und Friederike Lorenz-Sinai

WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERINNEN

Sophia Hoppe und Hanne Balzer

AUTORINNEN

Marina Chernivsky, Friederike Lorenz-Sinai, Sophia Hoppe und Hanne Balzer

LEKTORAT

Lilian Lior Ahlvers, Hanne Balzer und Sophia Hoppe

GESTALTUNG, LAYOUT UND SATZ

Jérôme Werner

ANSPRECHPARTNERIN FORSCHUNGSBEREICH

Sophia Hoppe, forschung@koas-bildungundforschung.de

KONTAKT

T (+49) (0)30 513 039 88 | M info@koas-bildungundforschung.de
Postfach 58 07 42, 10439 Berlin

www.koas-bildungundforschung.de

ZITIERVORSCHLAG

Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike / Hoppe, Sophia / Balzer, Hanne (2026):
**Bundesweite Studie zu den Auswirkungen des terroristischen Anschlags
am 7. Oktober 2023 auf jüdische und israelische Communities in Deutschland.**
Abschlussbericht. Berlin: Kompetenzzentrum antisemitismuskritische Bildung
und Forschung (KOAS).

Die im Bericht enthaltenen Zitate sind nicht für die Weiterverwendung bestimmt; alle Rechte sind vorbehalten.

KOAS

KOMPETENZZENTRUM
ANTISEMITISMUSKRITISCHE
BILDUNG & FORSCHUNG

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



INSTITUT FÜR
RECHTSEXTREMISMUS-
FORSCHUNG (IREX)

Gefördert durch:



Antidiskriminierungsstelle
des Bundes

IN KOOPERATION MIT:



